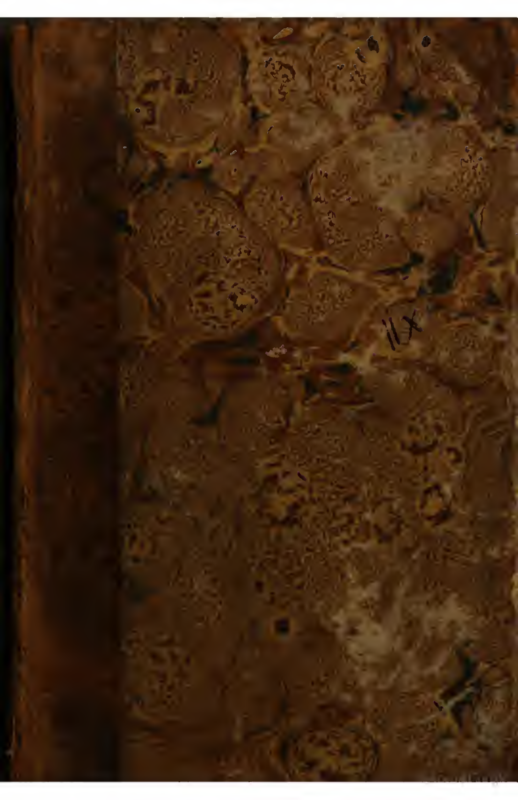
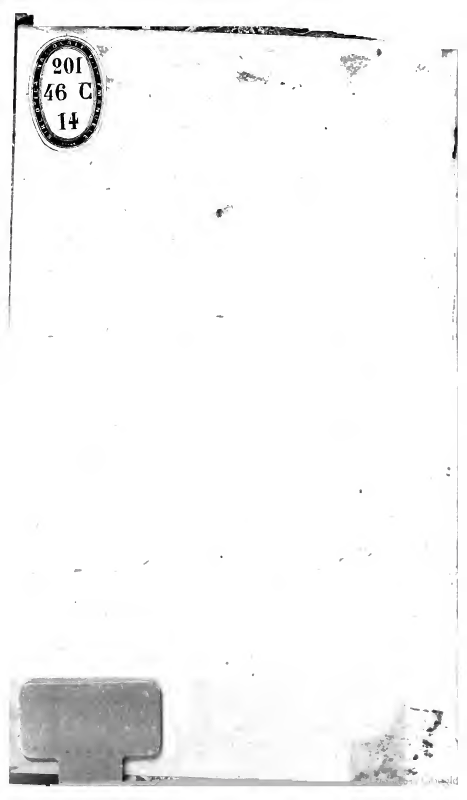
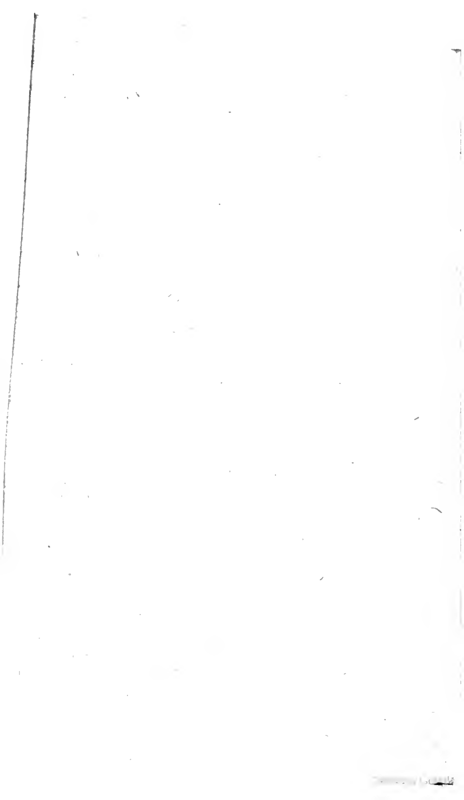
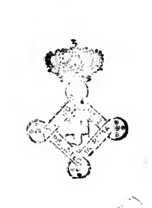




F. Müller
Ex libr. patr. dil.







Heideloff del. L. Buchhorn direx.

Kurfürst Johann Friedrich
vernimmt die Ankündigung seines Todesurtheils.

# Historischer Bildersaal

oder

## Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geschichte.

Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände

von

Christian Ferdinand Schulze,
Professor am Gymnasium zu Gotha.



Fünften Bandes erster Theil.

Mit zehn Kupfern

nach Zeichnungen von Heideloff und Wolf.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis: 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Gotha,
bei Justus Perthes. 1827.

# Vorrede.

In diesem Theile des historischen Bildersaales, der wegen mancherlei Störungen jetzt erst erscheinen kann, sollte die erste Periode der neuen Geschichte ihrem ganzen Umfange nach behandelt werden. Aber die Schilderung so vieler wichtigen Personen und Begebenheiten, als in den Zeiten von der Reformation bis zur französischen Revolution vorkommen, ließ sich bei der für dieses Werk gewählten Darstellungsweise in Einen Band nicht zusammendrängen. Der Verfasser sahe sich daher genöthigt, ein Verfahren zu wiederholen, zu dem er schon vorher hingeführt wurde, oder die Darstellung dieser Periode,

riode, wie die der vorhergehenden, zu trennen und im gegenwärtigen Theile nur die Zeiten von der Reformation bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges abzuhandeln. — Wie nöthig dieses Verfahren war, kann sich schon aus der angewachsenen Bogenzahl ergeben, welche die der früheren Bände weit überschreitet.

Uebrigens ist sich das Aeussere gleichgeblieben. Der Verleger hat auch bei diesem Bande für Schönheit des Druckes, des Papiers und der Kupfer gesorgt; und da seit dem Erscheinen des vorigen Theiles Herr Schubert in Dresden, nach dessen vortrefflichen Zeichnungen die früheren Kupfer zu diesem Werke ausgefertigt wurden, gestorben ist, so hat er andern achtungswürdigen Künstlern, namentlich den Herren Heideloff in Nürnberg und Wolf in Berlin die Zeichnungen übertragen, deren rühmliche Leistungen die verdiente Anerkennung hoffentlich finden werden. — Was den Inhalt dieses Bandes anbetrifft, so kann der Verfasser ohne Anmaßlichkeit versichern, daß er

sich

sich beeifert hat, die großen Begebenheiten und Charactere, die hier geschildert werden, richtig aufzufassen und einleuchtend darzustellen. Ueberhaupt ist bei dem Verfasser und Verleger die Liebe zu diesem Werke, trotz der Reihe von Jahren, die seit dessen ersten Erscheinen verflossen ist, nicht erkaltet. Möge dieß auch bei den Gönnern und Beförderern desselben der Fall seyn!

Um den fernern Ankauf dieses Werkes zu erleichtern, hat sich der Verleger entschlossen, die Theile desselben, die sich auf die neue Geschichte beziehen, als ein besonderes Ganze abzulassen. Es ist daher diesem Theile ein doppelter Titel beigefügt worden, von denen der eine auf die Fortsetzung des ganzen Werkes, der andre auf die neue Reihenfolge der Bände, welche die Geschichte der neuen Zeit behandeln, sich bezieht.

Das Erscheinen des folgenden Theiles, welcher die Darstellung merkwürdiger Begebenheiten und Charactere aus den Zeiten von dem westphälischen

lischen Frieden bis zur französischen Revolution enthalten wird, soll so viel als möglich beschleuniget werden.

Gotha, den 8. Nov. 1826.

Christian Ferdinand Schulze.

Der

neuen Geschichte

# Erste Periode

von der

Reformation bis zur französischen Revolution

1517 — 1789.



# Erster Abschnitt.

## Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Reformation bis zur französischen Revolution, 1517 — 1789.

### Einleitung.

So wie das Leben einzelner Menschen, die durch Thatenglanz oder Charactergröße hervorstrahlen, um so anziehender erscheint, je weiter sich deren Seyn und Wirken vor unseren Blicken entfaltet: so fühlen wir uns auch von der Geschichte des Menschengeschlechts um so mehr angezogen, je weiter wir in derselben vorwärts schreiten, oder je näher wir unseren Zeiten kommen.

Diese Bemerkung drängt sich uns auf, indem wir jetzt aus der Geschichte des Mittelalters zu der Geschichte der neueren Zeiten übergehen. Wohl mögen die Begebenheiten der alten und mittleren Zeiten hin und wieder größer oder riesenhafter erscheinen, da sie aus weiter Ferne uns entgegentreten und, gleich der Sonne im Untergehen, wie mit einem Nebelglanze umflossen sind; aber gewiß

werden wir zu den Begebenheiten der neueren Zeiten mehr hingezogen, da sie deutlicher, als jene, hervortreten, mit unseren eignen Erfahrungen zusammenstimmen und in ihren Wirkungen noch fortdauern.

Doch wie anziehend die Geschichte der neueren Zeiten ist, so schwierig ist es auch, einen klaren Ueberblick derselben zu gewinnen; denn groß und mannigfaltig ist die Masse wichtiger Begebenheiten, die sie aufstellt, und enger, als die der alten und mittleren Zeiten, sind diese unter einander verschlungen. Um sie so zusammen zu stellen, daß sie dem Verstande deutlich und dem Gedächtnisse behältlich werden, müssen wir sie an gewisse Hauptpunkte knüpfen. Was aber eignet sich hierzu mehr als das Auffassen der Ideen, die als vorherrschende anzusehen sind?

Am Anfange der Periode, zu der wir uns hinwenden, erblicken wir die Völker und Staaten, die gleichsam den Mittelpunkt der allgemeinen Geschichte ausmachen, ergriffen von Ideen für Religion und Kirche. Der Ruf zur Freiheit im Denken und Glauben, der von Luther ausging, der Aufruf zur Bekämpfung der Pabstmacht, zur Wiederherstellung des reinen Christenthums, zu einer Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, den dieser Gottbegeisterte mit lichtvoller Klarheit und gewaltiger Kraft aussprach, ergriff die Gemüther der Menschen. Fürsten und Völker, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte,

lehrte, Wahrheitsfreunde und Wahrheitsfeinde wurden von der Reformation in Bewegung gesetzt; auf öffentliches und häusliches Leben, auf Kirche und Staat, auf Wissenschaften und Künste, auf Aufklärung und Sitten hatte sie Einfluß; die wichtigsten Begebenheiten in religiöser und politischer Hinsicht gingen aus ihr hervor.

Aber Eine Idee, und wäre sie auch noch so erhaben, kann nicht auf immer die Menschen erfüllen; sie verliert durch Zeit und Gewohnheit ihre Spannkraft; bald treten andre neben sie hin, erheben sich über sie und reißen alles mit sich fort, bis diese wieder von anderen verdrängt werden. So war es auch in Rücksicht der kirchlichen und religiösen Ideen, die die Reformation erweckt hatte. Nachdem lange für und gegen sie gestritten worden war, erkaltete das Interesse für sie, noch während des großen Kriegs, den sie in Deutschland angeregt hätte. Dringender und auffallender, als je, trat nun in den einzelnen Staaten die Selbstsucht hervor. Von Seiten der Fürsten zeigte sich das Verlangen, ihr Gebiet durch Verbindungen, Kriege und Friedensschlüsse zu sichern und zu vergrößern und ihre Throne durch die Kräfte ihrer Unterthanen mit Glanz zu umgeben, und von Seiten der Völker das Streben, sich der Lasten, die ihnen hierdurch aufgebürdet wurden, zu entledigen und zu bürgerlicher Freiheit zu gelangen. Kurz, die Ideen, die sich seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges oder seit der Regierung Ludwigs XIV. als vorherrschende ankündigten, waren

nicht

nicht mehr kirchlicher, sondern politischer Art, und das Interesse, das Fürsten und Völker von nun an vornehmlich beschäftigte, ist ein politisches zu nennen.

Demnach kann man die gegenwärtige Periode als einen Zeitraum kirchlicher und politischer Bewegungen betrachten, und an das zwiefache Interesse, das sich in ihr hervorthat, die Hauptbegebenheiten derselben knüpfen. Sie wird daher in zwei Abtheilungen gesondert, von denen die erste die Zeiten des kirchlichen Interesse, die zweite die Zeiten des politischen Interesse darstellt. Jene geht von dem Anfang der Reformation bis zu dem Ende des dreißigjährigen Krieges, diese von dem westphälischen Frieden oder der Regierung Ludwigs XIV. bis zur französischen Revolution. Jene wird in dem vorliegenden Bande unsers historischen Bildersaales, diese in dem nächst folgenden Bande desselben behandelt werden.

# Erste Abtheilung.

## Die Zeiten des kirchlichen Interesse,

oder

vom Anfange der Reformation bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges,

1517 — 1648.

---

Die wichtigsten Punkte, auf welche wir in dieser Abtheilung unsere Aufmerksamkeit zu richten haben, sind erstens die Reformation selbst, deren Entstehen, Fortgang und Folgen, und die ihr zur Seite stehende Regierung Karls V.; zweitens die Vorbereitungen des dreißigjährigen Krieges oder die Geschichte der Staaten, die an demselben Antheil nahmen; drittens dieser merkwürdige Krieg und der ihn beschließende westphälische Frieden.

# Erstes Kapitel.

## Von der Reformation und der Regierung Karls V.

### I. Von der Reformation.

Die Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhundert war ein lang vorbereitetes Werk, hervorgehend aus dem Verderbniß der Kirche und aus dem fortgeschrittenen Streben nach Licht und Wahrheit.

Während die Päbste Jahrhunderte lang nur dahin gestrebt hatten, ihre Herrschaft geltend zu machen und zu erweitern, war die Kirche in Verderbniß gerathen. Das Christenthum war zum Pabstthum geworden; statt der Lehren der Bibel (die dem Volke entzogen und selbst vielen Gelehrten unbekannt war), wurden die Satzungen der Päbste vorgetragen; statt der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, bestand ein eitler, betäubender und an das Heidenthum hinstreifender Ceremonientand; statt der ernsten Hinweisung auf wahre Sinnes- und Lebensbesserung, wurde der Ablaß oder die käufliche Vergebung der Sünden gepredigt; statt zu belehren und zu überzeugen, forderte man blinden Gehorsam in Religionssachen. Die Päbste selbst, die sich für Statthalter Christi

Christi und Nachfolger Petri ausgaben, mißbrauchten die Religion zu einem Werkzeug ihrer Habsucht und Herrschsucht. Unter verschiedenen Vorwänden belasteten sie nicht bloß Einzelne, sondern, so weit ihr Ansehen reichte, ganze Völker mit drückenden Schatzungen und zogen dadurch ungeheure Summen nach Rom. Dabei erklärten sie jeden Widerspruch gegen ihre Forderungen und jeden Zweifel an ihren Lehren als fluchwürdige Ketzerei, die sie mit Bannflüchen und Scheiterhaufen bedrohten. — So lag die Kirche noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts im Argen, und keine Hoffnung war vorhanden, daß die Päbste selbst eine wahre Kirchenverbesserung einleiten und durchführen würden; denn eben dieß Verderben war zum Theil von ihnen ausgegangen, es schmeichelte ihrem nach irdischen Gütern hingerichteten Sinne, und nachdrücklich hatten sie bis jetzt ihre Anmaßungen gegen Reichstage und Kirchenversammlungen behauptet und alle die verfolgt und unterdrückt, die gegen das Verderben der Kirche geeifert hatten.

Doch was von ihnen nicht zu erwarten war, sollte durch das Fortschreiten der Zeiten geschehen. Nachdem nämlich, besonders im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts, durch das wiederauflebende Studium der Sprachen und Schriften der Alten und durch wichtige Entdeckungen und Erfindungen, durch welche die verschiedenartigsten Kräfte aufgeregt wurden, eine größere Geistesthätigkeit entwickelt worden war, war auch das Streben nach Licht

und

und Wahrheit lebendiger, hierdurch das Verderben der Kirche anschaulicher, und durch beides die Sehnsucht nach Abstellung desselben allgemeiner und dringender geworden. Gereift waren also die Zeiten für eine Kirchenverbesserung! Aber dessenungeachtet war auch nicht eins der in der Kirche herrschenden Uebel abgestellt worden; vielmehr waren diese so tiefgewurzelt und wurden, wie schon bemerkt, von den Päbsten so hartnäckig in Schutz genommen, daß sie nicht von selbst dem stillwirkenden Einflusse des fortgeschrittenen Zeitgeistes wichen, sondern nur durch kräftige und beharrliche Angriffe ausgerottet werden konnten. Es bedurfte also eines gewaltigen, unerschütterlichen, dabei gelehrten, gottesfürchtigen und eindringlichen Lehrers, der das, was Tausende fühlten, zur Sprache brachte, oder die Ideen, von denen Tausende bewegt wurden, ins Leben rief. Und einen solchen Lehrer erhielt nach Gottes Rath die damalige Welt an Luther, durch den am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Kirchenverbesserung hervortrat, der Sonne gleich, die Licht und Wärme verbreitet.

D. Martin Luther, der Sohn armer, aber frommer Eltern, geboren zu Eisleben 10. Nov. 1483, gebildet auf der Schule zu Magdeburg und Eisenach und (seit 1501) auf der Universität zu Erfurt, seit 1505 Augustinermönch und seit 1508 Professor zu Wittenberg, ward nicht durch Aussichten auf Ruhm und

und Reichthum (Eigennutz, wie Menschenfurcht, war seinem hochherzigen Gemüthe fremd), sondern allein durch seinen gottesfürchtigen Sinn, durch seine Ueberzeugung von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu vermocht, das Verderbniß der Kirche zu bestreiten und auf die Rückkehr zum Evangelium zu dringen. Er fing damit an, daß er in 95 Streitsätzen, die er am 31. Octbr. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, den ärgerlichen Ablaßhandel, den der Dominicanermönch Johann Tezel im Namen des Pabstes Leo X. in Sachsen predigte, öffentlich bestritt. Eine eigentliche Kirchenverbesserung, oder gar eine Kirchentrennung hatte er damals nicht im Sinne. Bald aber führte der Beifall, den er fand (binnen vierzehn Tagen wurden seine Theses in ganz Deutschland bekannt), der Widerspruch, der ihm entgegengesetzt wurde (schon im Octbr. 1518 zu Augsburg, im Jan. 1519 zu Altenburg, im Jun. 1519 zu Leipzig hatte er schwierige Kämpfe zu bestehen), und sein fortgesetztes Nachforschen in den Urquellen und in der Geschichte des Christenthums ihn weiter. Hatte er anfangs nur den Mißbrauch des Ablasses bestritten, ohne den Ablaß selbst zu verwerfen, ohne das Pabstthum anzugreifen, und ohne die Lehren, in deren Bekenntniß er aufgewachsen war, zu bestreiten: so erklärte er nun die Pabstmacht als eine unchristliche, erhob über sie die Aussprüche der Kirchenversammlungen und über beide die heilige Schrift, als die einzig ächte Erkenntnißquelle

christ=

christlicher Wahrheit; er verwarf nun die Lehren von der Ohrenbeichte, von der Verehrung und Anrufung der Heiligen, von der Ehelosigkeit der Priester, von den Klostergelübden, von dem Fegefeuer, von den Seelenmessen, von den sieben Sacramenten rc., und erklärte, daß das, was in der heiligen Schrift ein Reich des Antichrists genannt werde, nichts anders, als das Pabstthum sey. Vergebens wurde er von dem Papste mit dem Banne belegt (Jun. 1520): er sagte sich von der römischen Kirche los, indem er die Bannbulle nebst andern päbstlichen Schriften öffentlich zu Wittenberg verbrannte (10. Dec. 1520); vergebens wurde er auf dem Reichstage zu Worms (17. und 18. Apr. 1521) zum Widerruf aufgefordert: er vertheidigte sich mit mannhaftem Muthe voll Gottvertrauens und Glaubensstärke; vergebens wurde er eben daselbst geächtet, seine Lehre verdammt und das Verbrennen aller seiner Schriften anbefohlen (26. Mai 1521): ihn rettete sein Kurfürst auf die Wartburg (4. Mai 1521), und seine Lehren und Schriften fanden immer mehr Eingang und Verbreitung. Seine Anhänger, bis dahin zerstreut und ohne Zusammenhalt, bildeten sich nun zu Einer Partei, und es gestaltete sich die evangelische oder lutherische Kirche, gebaut auf die heilige Schrift, deren Lehren Luther durch seine Uebersetzung derselben (1522 bis 1534) und durch seinen Katechismus (1529) zu einem Gemeingute machte.

Un-

Unterstützt wurde er hierbei von den Freunden der neuerwachten Gelehrsamkeit, vornehmlich von seinem treuen Amtsgenossen und Verehrer, Philipp Melanchthon, (geb. zu Bretten im Badischen, 16. Febr. 1497, gebildet von dem berühmten Reuchlin zu Tübingen und seit 1518 Professor zu Wittenberg), einem Manne von vielumfassenden Kenntnissen, hellem Geiste und seltner Gottesfurcht (st. 1560); unterstützt wurde er ferner von den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen (1486 bis 1525), der das Beginnen der Reformation emporkommen ließ, Johann dem Standhaften (1525 bis 1532), der sich laut und nachdrücklich für sie erklärte und die Aufrichtung der evangelischen Kirche beförderte, und Johann Friedrich dem Großmüthigen (1532 bis 1554), der, ihr treulichst ergeben, für sie kämpfte und duldete. Auch unterstützten Luthern einige Ritter, wie der feurige und geistreiche Ulrich von Hutten, dann Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg; besonders aber kam ihm die Beschaffenheit und Verfassung Deutschlands zu Statten, die es zu keinen durchgreifenden Maßregeln gegen ihn kommen ließ. Und so fuhr er, der mit dem Banne und der Reichsacht belegte, bis an seinen Tod (18. Febr. 1546) unaufhaltsam fort, schriftlich und mündlich für die Befestigung und Ausbreitung der Kirchenverbesserung zu wirken, innigst überzeugt, daß es nicht seine, sondern Gottes Sache sey, für die er kämpfe, und daß nicht ir-

irdische Gewalt, sondern Gott selbst zu einem glückli=
chen Ausgang sie führen werde.*)

Neben ihm, doch unabhängig von ihm hatte
durch dasselbe Streben nach Wahrheit und Gottes=
furcht auch in der Schweiz die Reformation begonnen.
Hier nämlich war **Ulrich Zwingli**, Sohn eines
Ammannes zu Wildhausen in der Grafschaft Toggen=
burg (geb. 1. Jan. 1484 und gebildet auf der Uni=
versität zu Wien, erst Schullehrer zu Basel, dann Pre=
diger seit 1506 zu Glarus, seit 1516 zu Einsideln
und seit 1519 zu Zürch) als Reformator aufgetreten,
und hatte nicht nur den kirchlichen, sondern auch den
bürgerlichen Zustand seines Landes zu verbessern ge=
sucht. In letzterer Hinsicht eiferte er für althelvetische
Tugenden und gegen die Dienstbarkeit im Solde der
Ausländer; in erstrer Hinsicht aber war es sein Erstes
und Letztes, das reine Evangelium zu predigen. Denn
gebildet und erleuchtet durch ein anhaltendes Studium
der Bibel, so wie der Schriften und Sprachen der Al=
ten, ferner durch die Feldzüge nach Italien, denen er
als Feldprediger der Glarner beigewohnt hatte (1512
bis 1515), mit der römischen Kirche näher bekannt,
fand er in den Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen
dieser Kirche viel Aergerliches. Er predigte daher, wie
seine

*) Was hier nur angedeutet ist, ist ausführlicher in der **ersten** Erzählung des zweiten Abschnitts: „**D. Martin Luther**," geschildert.

seine Anhänger versichern, schon seit 1516 das Evangelium zu Glarus; aber erst seit 1519, als der Ablaßprediger Bernhardin Samson in der Schweiz erschienen war, that er kühnere Schritte. Der Schweizer Freiheitssinn kam seinem Beginnen zu Statten. Noch in demselben Jahre, in welchem er zu Zürch aufgetreten war (1519), wurde hier der Ablaßhandel verboten, dann 1520 allen Pfarrern und Seelsorgern geboten, das Wort Gottes zu predigen; und seit 1523 wurden auf seinen Vorschlag die Messe, das Cölibat, das Beichtgeld, das Weihwasser, die letzte Oelung, die Frohnleichnams-Procession und andre Kirchengebräuche in Zürch abgeschafft, die Reliquien vergraben und die Bilder aus den Kirchen weggenommen. Die Geistlichen fingen an, sich zu verheurathen, und Zwingli selbst heurathete (2. Apr. 1524) eine adelige Witwe, Anna Reinhard, die ihm mehrere Kinder gebar, von denen ein Sohn und eine Tochter ihn überlebten. Zürch vertheidigte sich wegen der Reformen, die er veranlaßt hatte, gegen die Eidgenossen (1524) und fand Freunde, aber auch bittere Gegner. Denn während die Kantone Bern, Basel, Appenzell, Glarus und Schafhausen der Reformation beitraten, erklärten sich die Kantone Lucern, Uri, Schweiz, Unterwalden und Zug heftig gegen dieselbe und ergriffen vereinigt gegen Zürch und Bern die Waffen. Bei Waldkappel kam es zur Schlacht und Zwingli, der als Feldprediger seine Mitbürger begleitet hatte, fand in derselben seinen

Tod

Tod (10. Oct. 1531). Aber das Licht, das er in der Schweiz aufgepflanzt hatte, ging nicht mit ihm unter. Es wurde von Andern, die sich nach ihm gebildet hatten, erhalten und verbreitet, und vornehmlich von Johann Calvin, Professor zu Genf, der als der eigentliche Stifter der reformirten Kirche zu betrachten ist.*)

Doch

*) Johann Calvin, geb. zu Noyon im nördlichen Frankreich, 10. Jul. 1509, erhielt seine erste Bildung zu Paris und widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft. Doch als er die Bibel und die Lehrsätze der Reformatoren hatte kennen gelernt, trat er zur Theologie über (1533). Wegen seiner freiern Meinungen verdächtig und erschreckt durch die Verfolgungen der Reformirten in Frankreich, flüchtete er erst (1534) nach Basel, wo er sein Hauptwerk, institutio religionis christianae, schrieb, dann (1536) nach Genf, wo seit 1535 die Reformation eingeführt, und das Streben, sich von Savoyen loszureißen und einen Freistaat zu bilden, lebendig war. Hier zeigte er sich als einen eifrigen Kämpfer für Reinheit der Lehre und Strenge der Kirchenzucht, zog sich aber dadurch so viele Feinde zu, daß er (23. April 1538) mit mehreren seiner Partei aus Genf verbannt wurde. Er ging nach Basel, dann nach Straßburg, damals einer deutschen Reichsstadt, wo er die französischen Flüchtlinge sammelte und strenge Sittenzucht unter ihnen einführte, sein theologisches System ausbildete und sich verheurathete. Aber bald fühlte Genf, wie viel es an ihm verloren hatte; es rief ihn daher unter großen Versprechungen zurück. So kam er am ersten Sept. 1541 wieder nach Genf, wo er die Reformation befestigte, eine strenge Kirchenordnung und Kirchenzucht einführte und eine Universität errichtete (1558), deren erster Rector Theodor Beza war. Zu bedauern ist, daß er bei dem vielen Guten, das er stiftete, zuweilen von seiner Hitze zu liebloser Härte sich hinreißen ließ! So bewirkte er, daß der Spanier Servet, der als Flüchtling nach Genf gekommen war, als Gotteslästrer verbrannt wurde (27. Oct. 1553). Ueberhaupt hatte er wegen der strengen Sitten-

Doch nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland und allerwärts, wo immer sie sich erhob, hatte die Reformation mit Hinderungen und Anfeindungen zu kämpfen. Unter ihren eignen Bekennern thaten ihr manche Eintrag, indem sie sich durch das Verkennen ihres Wesens und Strebens zu Unternehmungen verirrten, die ein gehässiges Licht auf sie warfen. Dahin gehören die Bilderstürmereien zu Wittenberg durch Karlstadt (1522), die Schwärmereien der Wiedertäufer, besonders zu Münster 1534, und die Bauernaufstände, die sich bald von Schwaben bis Sachsen hinwälzten (1524 und 1525). Ja selbst unter den Häuptern der Reformation, Luther und Zwingli, entstanden Streitigkeiten (vornehmlich über die Lehre vom heiligen Abendmahle), die eine beklagenswerthe Trennung der Reformirten und Lutheraner herbeiführten.

Aber weit drohender war, was von Seiten der römischen Kirche geschah, um die Reformation zu unterdrücken und das Pabstthum mit neuen Bollwerken zu befestigen. Zwar kann man bemerken, daß die Päbste dem ersten Beginnen der Reformation nicht mit

tenzucht, auf die er hielt, viele Kämpfe zu bestehen. Erst seit 1555 war sein Sieg entschieden, und Genf erlangte unter seinem Einflusse auch in Hinsicht der Ehrbarkeit der Sitten großen Ruhm. Er starb am 27. Mai 1564, im 55. Jahre seines Alters, gescholten von Feinden und hochverehrt von denen, die den Segen seines Wirkens begriffen.

mit der sonst gerühmten Klugheit begegneten, und daß namentlich Leo X. durch sein Schwanken zwischen Gelindigkeit und Strenge die Wirksamkeit seiner Unternehmungen gegen sie erstickte; aber bemerken kann man auch, daß die Päbste das, was sie anfangs versäumt hatten, späterhin mit verdoppeltem Eifer nachzuholen suchten. Da Bannflüche und Interdicte ihre Kraft verloren hatten, so wurde die weltliche Macht gegen die Reformation aufgeregt, Verbindungen katholischer Fürsten (deren erste schon 1525 zu Dessau zu Stande kam) gegen sie bewirkt, und die Fürsten (wie in Spanien, Frankreich rc.) ermuntert, gewaltsam gegen sie zu verfahren. Ein anderes Mittel zur Bekämpfung der Reformation bot sich den Päbsten in dem Orden der Jesuiten dar, der — gestiftet von Ignaz von Loyola 1537, bestätigt vom Pabste 1540, und ausgebildet von den Ordensgeneralen Lainez (st. 1565) und Aquaviva (st. 1615) — den Plan verfolgte, das Pabstthum zu schirmen und die Reformation zu Boden zu schlagen, und bei seiner schleichenden und arglistigen Betriebsamkeit, überaus einflußreich wurde. Aber auch das Concilium zu Trient (von 1545 bis 1563 unter mancherlei Unterbrechungen gehalten), durch welches die Lehre der Römischkatholischen genauer bestimmt, und die der Griechen und Protestanten mit neuen Bannflüchen belegt ward, wurde gegen die Reformation gerichtet, so wie endlich die verschärften Inquisitionsgerichte und Bü-

cher-

chercensuren, welche letztere zuerst vom Pabste Alexander VI. (1496) angeordnet, von Leo X. (1515) auf alle aus dem Griechischen, Hebräischen und Arabischen übersetzten Bücher ausgedehnt, und auf den Reichstagen zu Nürnberg (1522) und Augsburg (1530) besonders gegen die Schriften der Reformatoren gerichtet wurden.

Doch mit dem allen erreichte die römische Kirche ihr Vorhaben nicht. Denn was auch die Freunde und Beschützer der alten Finsterniß vorkehren mochten, sie konnten das aufgegangene Sonnenlicht nicht zurückhalten: immer höher stieg es heran, und immer weiter verbreitete es seine wohlthätigen Strahlen. Bis zum Jahre 1555, wo der augsburgische Religionsfriede geschlossen wurde, hatte die Reformation schon in allen Theilen Deutschlands und in vielen andern Ländern Europas Eingang gefunden: im Jahre 1524 wurde sie in Preußen, 1527 in Schweden, fast zu gleicher Zeit (1536) in Dänemark und Norwegen eingeführt; und selbst da, wo sie theilweise wieder zurückgestoßen wurde, drang sie ein, wie in den Niederlanden, in Frankreich, in Navarra; ferner in Böhmen, Ungern, Siebenbürgen, Polen, ja auch in Italien und Spanien. In England sagte sich Heinrich VIII. (seit 1531) vom Pabste los, doch nicht aus Liebe zur evangelischen Wahrheit, sondern aus anderen Gründen, von denen weiter unten die Rede seyn wird.

Der Ursachen dieser schnellen Verbreitung der Re-

formation gab es mehrere. Schon Luthers Persönlichkeit trug hierzu bei, sein Feuereifer, sein Glaubensmuth, seine unerschütterliche Beharrlichkeit im Erforschen und Verbreiten der Wahrheit; dann die Erfindung der Buchdruckerkunst, die (seit 1516) in Deutschland eingeführten Posten, durch welche die neue Lehre leicht und schnell in Umlauf gebracht werden konnte; ferner die Schaaren von Jünglingen, die, durch Luthers und Melanchthons Ruf gelockt, in Wittenberg zusammenströmten und die dort aufgefaßten Lichtstrahlen in ihre Heimath zurückbrachten. Ueberhaupt aber wirkte zur Verbreitung und Befestigung der Reformation die Macht der Wahrheit und das Verlangen nach Wahrheit. Denn hat die Wahrheit schon an sich eine einflußreiche Gewalt, so ist diese um so größer, je mehr das Zeitalter, dem sie verkündiget wird, für sie empfänglich ist; dann läßt sie sich nicht zurückhalten, verbreitet sich schnell und weiß sich Eingang zu verschaffen, auch wo sie Widerstand findet. So war es auch hier! Luthers Lehren enthielten unverkennbare Wahrheiten, diese entsprachen den Wünschen und Bedürfnissen der Zeit und fanden darum überaus schnellen Umlauf. Ferner kam der Reformation zu Statten, daß sie dem weltlichen Interesse der Fürsten entsprach, oder zur Vermehrung der Macht und Einkünfte derselben hinwirkte. Zwar können und mögen wir nicht behaupten, daß Rücksicht auf zeitliche Vortheile die erste und einzige Triebfeder gewesen sey, welche die Fürsten be-

wog,

wog, der Reformation beizutreten: warum sollten nicht auch sie von der Macht der Wahrheit ergriffen worden seyn? — aber eben so wenig können und mögen wir leugnen, daß sich in die Aufnahme und Beförderung der Reformation viel Menschliches mischte, oder daß die Fürsten um so geneigter wurden der Reformation beizutreten, je mehr sie durch selbige Gelegenheit fanden, die Macht und den Uebermuth des geistlichen Standes zu zügeln, sich der oft drückenden Gewalt des Pabstes zu entledigen und viele geistliche Güter einzuziehen (secularisiren). Endlich wurde das Emporkommen der Reformation besonders durch die Regierung Kaisers Karl V. gefördert, indem diese, anfangs nach vielen andern Seiten hingerichtet, jener Zeit und Gelegenheit verschaffte, Wurzel zu fassen und sich so zu erheben, daß sie, als Karl seine Kräfte gegen sie vereinigte, nicht wieder unterdrückt werden konnte. Um dieses zu erweisen und mehreres, was auf die Geschichte dieser Zeit und auf den Gang der Reformation Einfluß hatte, zu erörtern, wenden wir uns jetzt zur Darstellung der Regierung Karls V.

## II. Von der Regierung Karls V.

Als Kaiser Maximilian I. bald nach dem Hervortreten der Reformation gestorben war (17. Jan. 1519), wurde unter mehreren Kronbewerbern, auf Rath des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich des Weisen, der die ihm angebotene Kaiserkrone weislich aus-

ge-



geschlagen hatte, Maximilians Enkel Karl V., in Frankfurt (28. Jun. 1519), zum Oberherrn des deutschen Reichs gewählt und darauf (am 23. Oct. 1520) als solcher in Aachen gekrönt, nachdem er zuvor eine Wahlcapitulation von 34 Artikeln, oder die Erhaltung und Beschützung der hergebrachten Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten, beschworen hatte.

Karl V., der Sohn Philipps des Schönen, Herrn der Niederlande, und Johanna's, der Tochter Isabellens und Ferdinands des Katholischen, geboren zu Gent 24. Febr. 1500, war ein mächtiger, talentvoller, und einflußreicher Herr. Er besaß, ausser der deutschen Krone und einem Antheile an dem öst'reichischen Staate (den er jedoch schon am 7. Febr. 1522 seinem Bruder Ferdinand überließ), seit 1506 die gesammten Niederlande und seit 1516 ganz Spanien sammt den dazu gehörigen Ländern im neuentdeckten Amerika, und dem Königreiche Beider-Sicilien. Mit diesem ausgedehnten Länderbesitz vereinigte er einen vielumfassenden Geist, ausgebreitete Kenntnisse, rastlose Thätigkeit und, was zur Staatsklugheit gehört, Fassung, Mäßigung und Geduld bei verwickelten Geschäften. Auch Ehr- und Herrschsucht war ihm eigen. Dagegen fehlte ihm Muth zu großen Planen und durchgreifenden Maßregeln. Er war zu kalt und verschlossen, als daß er Völker zu sich hinreißen und zu mißtrauisch, zu ängstlich und zu bedächtig, als daß er sich über die Zeitumstände erheben konnte.

Mäch-

Mächtig war seine Zeit bewegt; aber er war es nicht, der diese Bewegungen hervorbrachte, sondern nur nach selbigen seine Plane richtete, oder mit seiner Macht auf sie einwirkte. Herrlich trat die Reformation hervor als ein Aufschwung zur Wahrheit und Glaubensfreiheit; aber ihn ergriff sie nicht von dieser erhabenen Seite, sondern nur als ein politisches Ereigniß, an welches sich Plane der Herrschsucht knüpfen ließen. Ueberhaupt war er mehr Verstand als Herz, geschickter seinen Vortheil klug zu berechnen, als für große Ideen aufzuflammen. Darum brachte er auch bei aller Macht, die er besaß, und bei allen Fähigkeiten, die ihn über gewöhnliche Menschen erhoben, nichts Großes zu Stande, und merkwürdiger wurde seine Regierung mehr wegen dessen, was unter ihm, als wegen dessen, was durch ihn geschah. Am wichtigsten aber sind in derselben seine Kriege mit Franz I. und seine Stellung zu der in Deutschland aufwogenden Reformation.

### 1) Karls V. Kriege mit Franz I.

Die Ursache seiner vier Kriege mit Franz I. (seit dem 1. Jan. 1515 König von Frankreich) lag in den Feindseligkeiten, die seit der Vermählung Mariens, der Erbin von Burgund und den Niederlanden, mit Maximilian I. Frankreich und Oestreich entzweiten, dann in den Händeln, die zwischen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen wegen Neapels und Navarras Statt gefunden hatten, drittens in dem Charac-

racter der beiden Fürsten, Karl V. und Franz I., die beide ehrgeizig, herrschsüchtig und kriegslustig waren. Veranlassung aber zum ersten Ausbruch dieser Kriege gab Mailand, das Franz durch die zweitägige Schlacht bei Marignano (13. und 14. Sept. 1515) an sich gebracht hatte. Um dieses Lehen des deutschen Reiches ihm wieder zu entreißen, verband sich Karl (1520) mit Heinrich VIII., König von England, und dem Pabste. So entbrannte, während in Spanien selbst ein bedenklicher Aufstand wüthete (1521 und 1522), der erste Krieg zwischen Karl und Franz (1521 bis 1526), der in den Niederlanden, in Navarra, am hartnäckigsten aber in Italien geführt und hier durch die Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525) zu Karls Gunsten entschieden wurde. Franz, in dieser Schlacht gefangen, wurde nach Madrid gebracht und daselbst zu einem Frieden genöthigt (14. Jan. 1526), in welchem er sich anheischig machen mußte, auf Mailand, Neapel und Genua zu verzichten, das Herzogthum Burgund herauszugeben, den Herzog von Bourbon, der sich von ihm zu Karln gewendet hatte, in die abgesprochnen Güter und Würden wieder einzusetzen, Karls Schwester, Eleonore, verwitwete Königin von Portugal, zu heurathen und seine beiden ältesten Söhne als Geißeln abzuliefern.*) Hierauf wurde er auf dem

*) Man sehe im zweiten Abschnitte dieses Bandes die Erzählung: „Gefangennehmung und Losgebung Königs Franz I."

dem Grenzfluße Andaye freigegeben (18. März 1526). Doch kaum war er in Freiheit, als er, der schon vor Unterzeichnung und Beschwörung des madrider Friedens heimlich gegen denselben protestirt hatte, einem neuen Bündniß gegen Karl V. beitrat. Dieses neue Bündniß hatte Clemens VII. (seit 1523 Pabst) mit Florenz, Venedig, Mailand, England und Frankreich (Cognac, 22. Mai 1526) abgeschlossen, und eigentlicher Zweck desselben war, Karln, dessen Uebermacht in Italien der Pabst fürchtete, aus Mailand und Neapel zu verdrängen. Aber dieser Zweck wurde nicht erreicht! Der nun folgende zweite Krieg zwischen Karl und Franz (1526 bis 1529), der größtentheils in Italien geführt wurde, ging ganz anders, als der Pabst erwartet hatte. Der Herzog von Bourbon, im Dienste Karls V., vollendete mit der Einnahme der Festung zu Mailand (24. Jul. 1526) die Eroberung dieses Herzogthums und rückte dann, verbunden mit dem berühmten deutschen Feldhauptmann Georg von Freundsberg, der ihm 12000 Lanzenknechte zugeführt hatte, gegen Rom. Zwar starb Georg Freundsberg auf dem Wege dahin, und der Herzog von Bourbon fiel gleich bei dem Anfang der Erstürmung Roms (6. Mai, 1527); gleichwohl ward Rom erobert und schrecklich geplündert, und der Pabst sieben Monate lang in Gefangenschaft gehalten.*) Erst nach

*) Man sehe „die Eroberung Roms durch Karls V. Truppen" in der zweiten Erzählung des zweiten Abschnitts.

nach diesen Vorgängen war ein französisches Heer nach Italien gerückt (Jan. 1528), das Rom befreite (17. Febr. 1528) und sich des Königreichs Neapel bis auf die Hauptstadt desselben bemächtigte. Aber bei Belagerung derselben scheiterte dieß Glück! Philipp von Oranien vertheidigte Neapel mit beharrlichem Muthe (Apr. bis Aug. 1528); eine tödtliche Seuche brach unter dem französischen Heere aus; Andreas Doria, Anführer der Genuesen, bisher französischer Admiral, trat, von den Franzosen schimpflich behandelt, auf Karls Seite und entsetzte Genua; die noch übrigen Belagerungstruppen der Franzosen mußten capituliren, und ein anderes französisches Heer, das unter St. Pol in Oberitalien eingefallen war, wurde durch den kaiserlichen General Leyva zerstreut (Jun. 1529). Nicht länger konnte oder mochte nun der Pabst mit Karln im Kriege leben. Er schloß daher mit ihm zu Barcellona (20. Jun. 1529) Frieden, kraft dessen der Pabst in seine Länder wieder eingesetzt, Florenz dem Hause Medici (aus welchem Clemens VII. stammte) überlassen, und Mailand dem Herzoge Franz Sforza zurückgegeben werden sollte. Aber auch zwischen Karl und Franz kam ein Frieden zu Stande, den Karls Tante, Margarethe von Oestreich, und Franzens Mutter, Luise von Savoyen, zu Cambrai vermittelten (traité des Dames, 5. Aug. 1529). Durch denselben wurde der madrider Friede erneuert, doch mit den Zusätzen, daß Karl auf die

die Abtretung Burgunds nicht dringen und Franzens Söhne ausliefern; und daß dagegen Franz für die Befreiung seiner Söhne zwei Millionen Thaler zahlen, der Oberlehnsherrschaft über Artois und Flandern entsagen und die Vermählung mit Eleonoren ungesäumt vollziehen sollte.

Von jetzt an ruhete der Krieg fast sieben Jahre (1529 bis 1536) zwischen beiden Fürsten. Während dieser Zeit ließ sich Karl vom Pabste zu Bologna (22. und 24. Febr. 1530) zum König der Lombardei und zum Kaiser krönen, gab Malta an die aus Rhodos (1522) vertriebenen Johaniterritter (24. März 1530), hielt zu Augsburg einen merkwürdigen Reichstag (Jun. bis Nov. 1530), von welchem weiter unten geredet werden wird, ließ seinen Bruder Ferdinand zum römischen König wählen (Cöln, 5. Jan. 1531) und stand ihm gegen die Türken bei, die ihm Ungern entreißen wollten, war 1532 in Italien und 1533 in Spanien, um hier, wie dort, Ruhe und Ordnung zu erhalten, und unternahm im Jahre 1535 gegen den furchtbaren Seeräuber Hayraddin Barbarossa, — der als Herr von Algier (seit 1516) und Tunis (seit 1531) und als Admiral der türkischen Seemacht, lange Zeit das Schrecken der Küsten Spaniens und Italiens war — einen Kriegszug, der eben so glücklich als glorreich für ihn ausfiel. Geleitet von Andreas Doria, dem berühmtesten Seehelden damaliger Zeit, schiffte er von Cagliari nach

der

der afrikanischen Küste (14. Jul. 1535), schlug daselbst den Hayraddin, eroberte Goletta, dann auch Tunis, wobei schrecklich gewüthet wurde, und befreite 20,000 Christensclaven, die ihm die Eroberung von Tunis erleichtert hatten. Zwar ward die Macht des Hayraddin dadurch nur geschwächt und das Unwesen der Seeräuberei nicht vernichtet; gleichwohl strahlt dieses Unternehmen in Karls Regentenleben am glänzendsten hervor, weil die von ihm befreiten und beschenkten Christensclaven seinen Ruhm in allen Ländern Europas dankbar verkündigten, am meisten aber weil er hierbei, auf mehr als seinen eignen Vortheil sehend, im Geiste des alten Ritterwesens gehandelt hatte.

Indessen hatte Franz, der den Verlust von Mailand nicht verschmerzen konnte, auf einen neuen Krieg gesonnen, und dazu mit den Protestanten in Deutschland, mit König Heinrich VIII. von England, mit dem Pabste Clemens VII. und, da alle diese den erwarteten Beistand ihm nicht leisten konnten oder mochten, sogar mit den Türken (was damals für einen christlichen König als entehrend galt) Verbindungen angeknüpft (Febr. 1535); dann, um sich den Weg nach Mailand zu bahnen, Savoyen und Piemont unter nichtigen Vorwänden besetzt und, als der Herzog von Mailand, Franz Sforza, kinderlos gestorben war (24. Oct. 1535), die Belehnung mit Mailand vom Kaiser verlangt. Karl war anfangs zu einem neuen Krieg mit Franz nicht geneigt: er war von dem Zuge

nach

nach Tunis noch erschöpft; er hielt daher den französischen König mit leeren Vorspiegelungen hin, und forderte ihn erst dann, als er sich wieder verstärkt hatte, zum Zweikampfe oder Kriege heraus (Rom, 17. Apr. 1536). Franz nahm letztern an, und so kam es zum dritten Krieg zwischen beiden (1536 bis 1538), der hauptsächlich in Piemont und in der Provence geführt wurde. In Piemont war Karl glücklich; aber als er in die Provence eingerückt war (Jul. 1536), fand er sie völlig verwüstet, gerieth dadurch in Hungersnoth und mußte sich unter großen Verlusten nach Italien zurückziehen (Sept. 1536). Da nun im folgenden Jahre 1537 die Franzosen in den Niederlanden und in Italien, die Türken aber in Ungern siegreich eindrängen: so ließ er sich die Friedensvermittelung, zu der sich der (seit 1534) neue Pabst Paul III. erbot, gefallen. Auch Franz, wie immer, der Anstrengungen bald müde, war zu selbiger geneigt. Beide kamen daher nach Nizza, wohin sich auch der Pabst begeben hatte, und hier brachte dieser, wenn auch nicht einen förmlichen Frieden, doch einen Waffenstillstand auf zehn Jahre zu Stande (18. Jun. 1538), zufolge dessen jeder Theil das behalten sollte, was er damals besaß. Die Belehnung mit Mailand, über welche dieser Krieg zunächst entstanden war, blieb unentschieden.

Während dieser Unterhandlungen in Nizza hatten beide, Karl und Franz, obgleich in Einer Stadt

Stadt vereinigt, es nicht über sich vermocht, einander zu sehen. Erst einen Monat nachher kamen sie zu Aigues-mortes zusammen (14. und 15. Jul), und im folgenden Jahre (1539) reis'te Karl, um einen Aufstand der Genter zu unterdrücken, auf Franzens Einladung durch Frankreich, wo er auf das ehrenvollste empfangen wurde und einige Wochen verweilte (Dec. 1539 bis Jan. 1540).*) Doch war damit die Feindschaft zwischen beiden noch nicht aufgehoben; und da Mailand fortwährend in Karls Händen blieb, da ferner zwei französische Gesandte, die nach Venedig und Constantinopel bestimmt waren, im Mailändischen durch Karls Dienstleute ermordet worden waren (4. Jul. 1541), und da endlich Karl bei einem zweiten Zuge nach Afrika, um dem Hayraddin auch Algier zu entreißen, durch widrige Stürme den größten Theil seiner Armee und Flotte verloren hatte (Oct. 1541): so erhob Franz einen vierten Krieg gegen ihn (1542 bis 1544). Dießmal schien sich das Glück ganz auf seine Seite zu neigen. Er war verbunden mit dem Sultan Soleiman II., mit Venedig, Dänemark und Schweden und mit dem deutschen Herzog Wilhelm von Cleve, dem Karl Zütphen und Geldern vorenthielt. Aber bald erhob sich Karl aus den Bedrängnissen, in denen er sich anfangs befand. Er unterwarf sich den Herzog von Cleve (7. Sept. 1543), bewog

*) Ausführlich ist diese merkwürdige Reise Karls durch Frankreich in der dritten Abtheilung der zweiten Erzählung des zweiten Abschnitts geschildert.

wog Dänemark und Schweden sich mit ihm zu vereinigen (im Mai 1544) und brach, vereinigt mit Heinrich VIII., in Frankreich ein. Hier wollte er durch die Champagne nach Paris vordringen; aber das Zurückbleiben des Königs von England, der sich mit der Belagerung von Boulogne beschäftigte, und ein drückender Mangel an Lebensmitteln hielt ihn auf, und machte ihn zu dem Frieden geneigt, den Franz ihm antragen ließ. Es kam daher zu dem Frieden von Crespy (18. Sept. 1544), in welchem ausgemacht wurde, daß beide Theile einander zurückgeben sollten, was sie seit dem Waffenstillstand zu Nizza einander entrissen hatten. Dabei entsagte Karl allen Ansprüchen auf Burgund, Franz allen Ansprüchen auf Neapel, Flandern und Artois, und beide versprachen, ihre Macht gemeinschaftlich gegen die Protestanten und Türken zu wenden. Wegen Mailands verlor sich Karl abermals in Winkelzüge. Er versprach dieses Herzogthum an Franzens zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, abzutreten, doch nur dann, wenn sich dieser mit seiner Tochter Marie oder mit seiner Nichte Anna vermählen würde. Da nun der Herzog von Orleans im folgenden Jahre starb (8. Sept. 1545), so belehnte er öffentlich seinen eignen Sohn Philipp II. mit Mailand, und Franz, dem Tode nahe (er starb 31. März 1547), hatte weder Lust noch Kraft dieses abzuwehren.

So hatte Karl durch seine vier Kriege mit Franz nichts weiter gewonnen, als daß er Mailand an sein

Haus

Haus brachte. Dagegen war er durch sie gehindert worden, seine Macht gegen die Verfassung des deutschen Reichs zu wenden und das Emporkommen der Reformation zu unterdrücken oder nach Gefallen zu leiten. Erst jetzt, da er einen dauerhaften Frieden mit Frankreich erwarten durfte, schritt er zu diesem Unternehmen.

## 2) Karls V. Stellung gegen die Reformation.

Karl war, wie schon oben bemerkt wurde, nicht dazu geeignet, ein Freund und Beförderer der Reformation zu seyn. Zwar konnte er Verschiedenheit der Meinungen dulden, doch war er nicht so freisinnig, daß er sich zu Ideen erheben konnte, die seinen despotischen Grundsätzen und dem Glauben, in welchem er geboren und erzogen war, entgegen traten. Er war und blieb daher ein Gegner der Reformation. Schon auf dem Reichstage zu Worms erließ er (26. Mai 1521) eine Achtserklärung gegen Luther und dessen Lehre; aber theils durch seine Kriege mit Frankreich, theils durch den überaus schnell und weit sich verbreitenden Beifall, den die Reformation fand, wurde er von der Vollstreckung des wormser Edicts zurückgehalten. Auch sein Bruder Ferdinand, dem er während seiner Abwesenheit die Stelle eines Reichsverwesers übertragen hatte, konnte diese nicht bewirken: er mußte vielmehr zugeben, daß auf einem Reichstage zu Speier (25. Jun. 1526) der Schluß gefaßt wurde, daß in Hinsicht des wormser Edicts jeder Reichs=

Reichsstand sich so verhalten sollte, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könnte. Und als er auf einem andern Reichstag zu Speier (1529) den Reichsschluß bewirkte, daß das Edict von Worms vollstreckt, und die neue Partei sich aller weiteren Neuerungen bis auf ein allgemeines Concilium enthalten sollte: so konnte er es nicht hindern, daß diese dagegen protestirte (25. Apr. 1529), wovon sie den Namen „der Protestanten" erhielt. Karl war hiermit sehr unzufrieden: er belegte die evangelischen Gesandten, die ihm diese Protestation zu Piacenza überbrachten, mit Arrest (13. — 20. Oct. 1529). Doch bald gewann er es über sich, um die Hilfe des Reichs gegen die Türken (die 1529 bis Wien vorgedrungen waren) zu gewinnen, einen mildern Ton anzustimmen. Er erklärte, daß er im Sommer des Jahres 1530 einen Reichstag in Augsburg halten, dort auf den Grund der Sachen eingehen und die verschiedenen Meinungen, wo möglich, ausgleichen wolle. Wirklich eröffnete er auch in eigner Person diesen Reichstag zu Augsburg (20. Jun. 1530) und ließ sich daselbst das von Melanchthon abgefaßte Glaubensbekenntniß der Lutheraner vorlesen (25. Jun.); aber, obschon dieses Glaubensbekenntniß, das einen Inbegriff der wichtigsten Lehrsätze der Lutheraner enthielt, deutlich zeigte, daß ihr Glaube auf die Bibel begründet sey und nicht den Vorwurf der Ketzerei verdiene, und obwohl manche durch dasselbe bewogen wurden, der neuen

Partei beizutreten: so machte es doch auf Karln keinen günstigen Eindruck. Er befahl den Katholiken, eine Widerlegung (Confutatio) desselben einzureichen, die gleichfalls öffentlich vorgelesen wurde (3. Aug.), nahm die Schutzschrift, welche die Lutheraner ihr entgegensetzten, nicht an, und schloß endlich diese Verhandlungen mit der Erklärung (22. Sept., und als Reichsabschied bekannt gemacht am 19. Nov. 1530): die Protestanten sollten bis zum 15. Apr. 1531 erklären, ob sie zur christlichen Kirche (d. h. zur römisch-katholischen, oder zum Pabstthume) zurückkehren wollten, inzwischen Friede und Einigkeit halten, nichts vom Glauben drucken lassen, nicht fremde Unterthanen an sich ziehen, und die eingezogenen Kirchengüter herausgeben, weshalb auch Spolienklagen beim Reichskammergerichte zugelassen werden sollten. Nach diesem Reichsabschiede erwirkte er, trotz des Widerspruchs der Protestanten, die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König (Cöln, 5. Jan. 1531).

Durch dieses gewaltsame Verfahren erschreckt, schlossen die Protestanten (zu Schmalkalden, 27. Febr. 1531) ein Vertheidigungsbündniß auf fünf Jahre, zu dessen Häuptern sie den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen erwählten. Doch kam es jetzt nicht zum Aeussersten. Karl nämlich, von den katholischen Ständen in Deutschland, die seine Uebermacht fürchteten, ohne Unterstützung gelassen und bedroht von den Türken, die abermals in Un-

gern einfielen, sahe sich jetzt ausser Stand, seine Drohungen zu vollziehen. Er ließ daher mit den Protestanten neue Unterhandlungen anknüpfen, die zu dem Vergleich von Nürnberg (welchen man gewöhnlich den ersten Religionsfrieden nennt) hinführten (23. Jul. 1532). In demselben wurde den damaligen Anhängern des augsburgischen Glaubensbekenntnisses bis zu den Entscheidungen einer allgemeinen Kirchenversammlung Religionsfreiheit oder Einstellung der Reichsbeschlüsse von Worms und Augsburg versprochen, dagegen von ihnen Ferdinand als römischer König anerkannt und Hilfe gegen die Türken verwilliget. Diesen Vergleich oder Frieden bestätigte Karl zu Regensburg (2. Aug. 1532), wo er zugleich sein neues Strafgesetzbuch „die Karolina" bekannt machte. — Doch bei der damals herrschenden Leidenschaftlichkeit konnte der Friede nicht von langer Dauer seyn! Bald erhoben sich daher von beiden Seiten und an verschiedenen Orten offene und heimliche Anfeindungen, die endlich nach einem Wechsel von Unterhandlungen und Drohungen den schmalkaldischen Krieg herbeiführten.

Als nämlich Karl V. mit dem Frieden von Crespy (1544) seine Kriege mit Franz geendiget sah, beschloß er den schmalkaldischen Bund, der sich 1536 erneuert und schon oft ihm widersetzt hatte, nachdrücklich zu bekämpfen, nicht um gegen die Lehre desselben zu verfahren (das sollte durch das am 13. Dec. 1545

eröffnete Concilium zu Trient geschehen), als vielmehr um sein kaiserliches Ansehn gegen denselben geltend zu machen. Er verband sich deshalb heimlich (19. Jun. 1546) mit dem Herzog Moritz von Sachsen *), dem er Aussichten auf die sächsische Kur eröffnete, und mit dem Pabste Paul III. (26. Jun. 1546), der ihm Geld und Truppen versprach, errichtete in Deutschland Werbeplätze, suchte aus Italien und den Niederlanden (er selbst befand sich damals in Regensburg) Truppen an sich zu ziehen, und erklärte beide Häupter des schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrich und den Landgrafen von Hessen Philipp, in die Reichsacht (20. Jul. 1546). Gleichwohl war er damals noch nicht hinlänglich gerüstet, und leicht hätte er überwältigt werden können, wenn die Bundeshäupter besonnener, entschlossener und einträchtiger gehandelt hätten. Aber gerade ein solches Handeln fehlte ihnen! Zwar brachten sie in den ersten Tagen des Augustmonates 1546 ein Heer von 50,000 Mann bei Donauwerth zusammen, weshalb Karl von Regensburg nach Landshut sich zurückzog; doch noch immer den ersten Angriff scheuend,

*) Herzog Moritz, von der albertinischen Linie des sächsischen Hauses, geb. 1521, war seit 1541 seinem Vater, Herzog Heinrich, in der Regierung über Meißen gefolgt und hatte sich, um selbständig handeln zu können, 1543 von dem schmalkaldischen Bunde losgesagt, doch mit der Erklärung, daß er dem evangelischen Glauben beständig treu bleiben würde.

scheuend, als wäre nur dieser eine Verletzung des kaiserlichen Ansehns, setzten sie dem Kaiser nicht nach; ja sie riefen sogar den Feldhauptmann der ihnen beigetretenen oberdeutschen Städte, den tapfern Ritter Sebastian Schärtlin, der, um Karln die Verbindung mit Italien zu verlegen, die Ehrenberger Clause (oder Schanze) in Tyrol besetzt hatte, zurück, und erließen dagegen mehrere Ausschreiben zur Verkündigung ihrer Schuldlosigkeit. Als dann Karl, durch herbeigezogene Truppen verstärkt, wieder vorgedrungen und bis Ingolstadt gekommen war, begnügten sie sich sein Lager drei Tage lang zu beschießen (31. Aug. — 2. Sept.). Dann knüpften sie wieder Unterhandlungen mit ihm an, und zogen endlich (23. Nov.), aus Furcht vor dessen Forderung, sich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und zugleich erschreckt durch das Beginnen des Herzogs Moritz, der das Kurfürstenthum Sachsen, dessen Beschützung ihm von seinem Vetter Johann Friedrich anvertraut worden war, feindlich angefallen hatte, getrennt in ihr Land zurück. Der Landgraf ging nach Hessen, wo er sich einer unzeitigen Ruhe überließ, und der Kurfürst nach Sachsen, wo er dem Herzog Moritz das Eroberte und mehr noch als dieses wieder abnahm (Schlacht bei Rochlitz, 2. März 1547). Aber nicht an der Elster und Mulde, sondern an der Donau hätte Johann Friedrich sein väterliches Erbe wieder erobern sollen; denn so lange der Kaiser unbesiegt war, gab es für

ihn

ihn und sein Land keine Sicherheit. Hiervon mußte er sich bald und schmerzlich überzeugen. Kaiser Karl nämlich, der während des Winters 1546—1547 die Freunde und Anhänger des schmalkaldischen Bundes in Oberdeutschland sich unterworfen hatte, rückte im Anfang des Frühlings 1547 mit verstärkter Heeresmacht nach Sachsen. Hier gewann er die Schlacht bei Mühlberg auf der Lochauer Heide (24. Apr.), in welcher der Kurfürst geschlagen und gefangen wurde. Anfangs sprach er ihm das Leben ab; späterhin (19. Mai 1547) schloß er mit ihm die Wittenberger Capitulation, kraft deren Johann Friedrich auf Freiheit, Kurwürde und Länder verzichten mußte *). Er selbst mußte dem Kaiser als Gefangener folgen, und seine Kurwürde und Länder kamen an Herzog Moritz, der jedoch den Kindern des unglücklichen Kurfürsten und diesem selbst, zum jährlichen Unterhalte, die Städte und Aemter Jena, Orlamünde, Kahla, Weimar, Gotha, Eisenach, Kreuzburg 2c. einräumen mußte, woraus für die ernestinische Linie des Hauses Sachsen neue Fürstenthümer entstanden. Von Wittenberg zog Karl nach Halle. Hier unterwarf sich ihm Landgraf Philipp im Gefühl gebrochener Kraft und im Vertrauen auf des Kaisers Gnade; aber er wurde gefangen genom=

*) Ausführlicher sind die hier angedeuteten Begebenheiten dargestellt in der vierten Abtheilung der zweiten Erzählung des zweiten Abschnitts.

genommen (19. Jun. 1547). Auch die niedersächsischen Städte bis auf Magdeburg, das hartnäckig widerstrebte, mußten sich dem Kaiser unterwerfen. Doch drang er hier so wenig, als in den übrigen protestantischen Städten und Ländern, die er sich unterworfen hatte, auf Abstellung der evangelischen Lehre und Kirchenverfassung. Erst als er den Reichstag zu Augsburg hielt (1. Sept. 1547 — 26. Oct. 1548), wo er nach eignem Gutdünken Moritz'en mit der Kur und den Ländern des unglücklichen Johann Friedrich belehnte, den Ständen besondere Zusammenkünfte und Verbindungen verbot, eine neue Einrichtung des Reichskammergerichts anordnete, seine Niederlande (als burgundischen Kreis) dem deutschen Reiche einverleibte: — erst da ließ er sich bewegen, das sogenannte Interim oder eine einstweilige Richtschnur in Religionssachen aufzustellen (15. Mai 1548), durch welche zwar nicht die Zurückgabe der eingezogenen Kirchengüter gefordert, dagegen den Protestanten fast jeder Lehrsatz der römischen Kirche aufgedrungen und ihnen bloß der Kelch im Abendmahle, die Priesterehe und die Abschaffung einiger Feiertage gestattet wurden. Doch nicht nur die Protestanten waren mit diesem Interim sehr unzufrieden, sondern auch die Katholiken, denen es als ein Eingriff des Kaisers in die Kirchengewalt und als eine Hinopferung der Kirchengüter erschien. Um nun durch ein Beispiel von Strenge zu schrecken und dadurch seinem Interim Ansehn zu verschaffen, sprach

Karl

Karl gegen die Stadt Magdeburg, die sich am lautesten und nachdrücklichsten gegen dasselbe erklärt hatte, die Reichsacht aus, deren Vollziehung er dem Kurfürsten Moritz übertrug. Aber gerade dadurch bekam dieser Gelegenheit, der Retter der protestantischen Kirche und der deutschen Freiheit zu werden.

So lange er des Kaisers bedurfte, um durch ihn zu Macht und Ansehn zu gelangen, war Kurfürst Moritz auf dessen Seite gewesen; jetzt aber, da er erlangt hatte, wonach sein Ehrgeiz strebte, und da er alle seine Verwendungen für die Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, vergeblich sahe, und von seinen Glaubensgenossen und Reichsmitständen des Mitwirkens zur Unterdrückung der evangelischen Lehre und deutschen Freiheit beschuldigt wurde, — jetzt mochte er nicht länger mit dem Kaiser zusammenhalten; und während seine Mitstände einer düstern Zukunft entgegenstarrten, traf er unvermerkt die klügsten Anstalten, um den Kaiser durch Ueberraschung zu zwingen, die evangelische und deutsche Freiheit anzuerkennen. Unter dem Vorwand, die ihm übertragene Achtsvollziehung zu bewerkstelligen, zog er ein Heer zusammen, knüpfte während der langsam betriebenen Belagerung Unterhandlungen mit den Magdeburgern an, und machte ihre Stadt, als er sie endlich eingenommen hatte (2. Nov. 1551), zu einem Waffenplatze. Zugleich verband er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Joachim II., mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg,

mit

mit dem Markgrafen Albrecht von Culmbach, mit dem Herzog Johann Albert von Mecklenburg, mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen, dem Sohne des gefangenen Landgrafen, und mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II. (zu Friedewalde, 5. Oct. 1551), dem er gegen Hilfsgelder die dem deutschen Reiche gehörigen Bisthümer Metz, Toul und Verdun zusagte (— eine unpatriotische Zusage, die dem französischen Reiche zeigte, wie es sich auf Kosten des deutschen Reiches vergrößern könnte!). Nach solchen Vorkehrungen brach er gegen Karl V., der sich damals ohne Heeresmacht in Insbruck befand, am 20. März 1552 von Thüringen auf, nahm am 3. Apr. Augsburg ein, schlug am 18. Mai die kaiserlichen Truppen bei Reuten, erstürmte am 19. Mai die Ehrenberger Clause und drang am 23. Mai bis Insbruck. Nur mit Mühe konnte Karl nach Villach entkommen. Da nun zu gleicher Zeit Heinrich II. in die Niederlande einfiel, und die Türken Ungern bedrohten: so bevollmächtigte Karl seinen Bruder Ferdinand, mit dem Kurfürsten Moritz den Passauer Vertrag (31. Jul. 1552) abzuschließen, in welchem ausgemacht wurde, daß einerseits Moritz alle weiteren Angriffe gegen den Kaiser aufgeben und seine Truppen gegen die Türken führen, und daß anderseits der Kaiser den Landgrafen von Hessen, wie den Kurfürsten Johann Friedrich völlig freigeben, das Interim aufheben, den Protestanten Religionsfreiheit gestatten und diese Religionsfreiheit auf einem, binnen sechs Monaten zu haltenden Reichstage

tage bekräftigen sollte, damit alle Stände, wenn auch nicht einig in ihren Meinungen, doch einträchtig neben einander leben möchten.

Aber länger als sechs Monate dauerte es, ehe dieser Reichstag gehalten wurde; denn Karl kämpfte in den Niederlanden gegen Heinrich II. (aber ohne Glück: nicht einmal Metz konnte er ihm entreißen) bis zum Waffenstillstand von Vaucelles (5. Febr. 1555), und Moritz gegen den Markgrafen Albrecht von Culmbach, vorher seinen Verbündeten, jetzt einen räuberischen Friedensstörer, wobei er, in der Schlacht zu Sievershausen (9. Jul. 1553.) tödtlich verwundet, im drei und dreißigsten Jahre seines Alters das Leben verlor (11. Jul. 1553). Erst am 5. Febr. 1555 wurde der versprochene Reichstag von Ferdinand zu Augsburg eröffnet, auf welchem nach vielen Schwierigkeiten der Religionsfriede zu Stande kam (26. Sept. 1555). Durch diesen merkwürdigen Religionsfrieden wurde den Anhängern der augsburgischen Confession völlige Religionsfreiheit, der Besitz der eingezogenen Kirchengüter und das Wachsthum ihrer Partei zugestanden, doch sollten die geistlichen Stände, die zur augsburgischen Confession überträten, ihre Würden und Güter verlieren: ein Zusatz (der geistliche Vorbehalt oder das Reservatum ecclesiasticum genannt), gegen den die Evangelischen nachdrücklich protestirten.

So hatte nun die evangelische Kirche ihr Bestehen erkämpft; sie war von Seiten des deutschen Reichs anerkannt

erkannt, und sie erschien hier, neben der römischen, als eine selbständige Kirche. Fürwahr ein wichtiges Ergebniß, welches gleichsam einen Ruhepunkt in der Geschichte der Reformation bildet, der uns zu Betrachtungen über ihr Wesen und ihre Folgen einladet.

## III. Ueber das Wesen und die Folgen der Reformation.

Oft und bitter hat man der Reformation vorgeworfen, daß sie Haß und Verfolgungen, Krieg und Blutvergießen herbei geführt habe. Leugnen können und mögen wir dieses nicht; aber behaupten müssen wir, daß hierin keineswegs ein gegründeter Vorwurf gegen sie enthalten ist. Das Emporkommen eines neuen und bessern Zustandes ist, wie im Reiche der Natur, so auch im Reiche der Sittlichkeit stets mit gewaltsamen Bewegungen verbunden: kein Frühling tritt hervor ohne Stürme; und so ist auch noch keine Umwälzung in der Kirche und im Staate friedlich und ohne Blutvergießen erschienen. Jedes Gute muß seinen Kampfweg gehen, um sich zu läutern und zu erheben; auch das Wort Gottes muß, wie Zwingli sagte, Widerstand haben, damit man seine Kraft sehe. Und war es anders, als die Religion der Liebe und des Friedens, die Religion Jesu, hervortrat? Ist nicht auch um ihretwillen Haß und Verfolgung, Krieg und Blutvergießen entstanden? Das, was etwas an sich ist,

ist, muß gewogen werden, nicht das Gute oder Böse, was neben seiner Aussaat emporkeimt. So wenig nun im Wesen der Religion Jesu, so wenig lag auch im Wesen der Reformation ein Hinstreben nach Haß und Verfolgung, nach Krieg und Blutvergießen. Ihre Urheber haben es nie gewollt, daß sie mit dem Schwerte verfochten und geschützt werde. Nur die Verirrungen verblendeter Eiferer, die sich für oder gegen sie bekannten, führten ein widriges Getriebe wilder Leidenschaften und mit diesem Haß und Verfolgung, Krieg und Blutvergießen herbei. Sie selbst hatte ein großes, erhabenes Ziel! Sie strebte nach Licht und Wahrheit, nach Wiederherstellung der reinen Lehre Jesu, nach Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Und betrachten wir die Umstände, unter denen sie auftrat und emporkam, und den Zustand der Kirche und Staaten, wie er vor ihr war und durch sie wurde: so müßten wir verblendet oder undankbar seyn, wenn wir die Reformation schmähen, oder sie nicht als ein Werk der göttlichen Weltregierung ehren sollten. Ja, wie viel Gehäßiges und Beklagenswerthes auch in ihrer Begleitung war, überwogen wird dasselbe durch das Herrliche und Erfreuliche, was sie schuf, oder durch den gesegneten Einfluß, den sie auf geistige und bürgerliche Fortbildung hatte.

Groß und wichtig ist ihr Einfluß auf geistige Fortbildung. Denn wie sie aus dem zugenommenen Streben nach Licht und Wahrheit hervor ging, so hat sie auch wiederum

Licht

Licht und Wahrheit verbreitet, und nicht bloß über die von ihr gegründete (evangelische) Kirche, sondern auch über die von ihr bekämpfte (römische) Kirche, die trotz alles Widerstrebens das Licht nicht ganz zurückhalten konnte, das die Reformation verbreitete, und eben dadurch sich genöthigt fühlte, manche Mißbräuche zu beschränken. Insbesondere hat die Reformation, im Kampfe gegen den Glaubenzwang, die Rechte der Vernunft im Forschen und Prüfen geltend gemacht, den Untersuchungsgeist geweckt und ihn nach den verschiedensten Richtungen hingelenkt. Sie hat ferner den Gottesdienst von vielen sinnverwirrenden, herzbestrickenden und sittenverderbenden Gebräuchen gereinigt; sie hat das Schul- und Erziehungswesen neu belebt und verbessert; sie hat die Weltgeschichte mit großen Beispielen bereichert, indem sie neben wilden Leidenschaften auch erhabene Tugenden weckte; und sie hat endlich durch ihr Entstehen und Fortschreiten, mit dem Glauben an die göttliche Weltregierung, den Glauben an den endlichen Sieg des Guten aufs neue bekräftigt und bestärkt.

Nicht minder groß und wichtig ist ihr Einfluß auf die Fortbildung des gesellschaftlichen Zustandes. Hier deutete sie das Verhältniß an, in welchem Kirche und Staat zu einander stehen sollten; denn nach dem Worte des Meisters: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist," sollte die Kirche nicht mehr einen Staat im Staate bilden, oder wohl gar sich über denselben erheben, sondern als ein Verein zur Befriedigung

des religiösen Bedürfnisses unter der Oberaufsicht des Staates bestehen. Den Fürsten verschaffte die Reformation vermehrte Gewalt und Einkünfte, indem sie Kirchengüter ihnen zuführte, von der Oberherrschaft des Pabstes sie befreite, mit ihren Völkern sie näher vereinigte; doch wies sie auch die Fürsten an, von der erlangten Macht einen mäßigen und billigen Gebrauch zu machen, milde, der fortgeschrittenen Bildung angemessene Gesetze zu geben, und es für rühmlicher zu halten über Freie zu herrschen, als Knechten zu befehlen. Darum besteht auch in protestantischen Ländern mehr Freiheit als in katholischen, und eben darum sind jene nicht so, wie diese, zu politischen Revolutionen geneigt *). Aber auch in so fern wurde die Reformation den Völkern heilsam, daß sie deren Kräfte aufregte, neue Ideen in ihnen anfachte und sie durch beides zu neuer Thätigkeit und zu Fortschritten in der Cultur hinführte. Ueberhaupt entflammte sie in den Staaten, vorzüglich des nördlichen und südwestlichen Europas, manchfaltige Bewegungen, veränderte ihre Einrichtungen und führte zu neuen Verbindungen wie zu neuen Kriegen. Um dieß zu erweisen, und zugleich auf die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, des wichtigsten von allen, die aus der

*) Diese Bemerkung, die man in unseren Tagen gegen neue Verunglimpfungen der Reformation und protestantischen Kirche oft wiederholt hat, ist schon vor länger als zwanzig Jahren von Villers (Darstellung der Reform. Luthers, ihres Geistes und ihrer Wirkungen, übers. von Stampeel. Zweite Aufl. S. 87) aufgestellt worden.

der Reformation entstanden, vorzubereiten, müssen wir die Geschichte der Staaten, die an demselben Antheil nahmen, erörtern.

## Zweites Kapitel.

### Die Vorbereitungen des dreißigjährigen Krieges, oder Geschichte derjenigen Staaten, die an demselben Antheil nahmen.

Deutschland, die Niederlande, Spanien, Frankreich, England, Dänemark und Schweden sind die Staaten, deren Geschichte wir hier von den Zeiten der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege zu schildern haben.

#### I. Deutschland.

Bald nach dem augsburger Religionsfrieden (26. Sept. 1555) legte Karl V., ergriffen von Schwermuth und Unzufriedenheit über gescheiterte Plane, seine Krone freiwillig nieder: seinem Sohn Philipp übertrug er zu Brüssel (28. Oct. 1555) die Niederlande,

lande, dann (15. Jan. 1556) Spanien und alle dazu gehörigen Länder; und seinem Bruder **Ferdinand** (27. Aug. 1556) die deutsche Krone, worauf er nach Spanien eilte (17. Sept. 1556), dort in das Kloster St. Just zu Estremadura sich begab und in demselben am 21. Sept. 1558 starb *). Auf solche Art kam, nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten, die theils der Pabst, theils die Stände des deutschen Reichs gegen die willkürliche Uebertragung der deutschen Krone an Ferdinand erhoben, letzterer zur Herrschaft über Deutschland (14. März 1558), und das habsburgische oder östreichische Haus bestand nun in zwei Linien, von denen die ältere über Spanien, die jüngere über Oestreich und Deutschland herrschte.

**Ferdinand I.** (geb. 1503, reg. 1558—1564) war weniger ehrgeizig und unternehmend als sein Bruder, und seine Regierung floß ohne große Ereignisse dahin. Die Stürme unter der vorigen Regierung hatten Deutschland ermattet, und der (1555) abgeschlossene Religionsfriede äusserlich beruhiget. Doch dauerten die Gährungen im Innern fort. Von Seiten der Katholiken traten Jesuiten, päbstliche Nuntiaturen (d. i. päbstliche Gesandschaften) und die Beschlüsse des (1563 geschlossenen) tridentiner Conciliums den Protestanten entgegen, und von

Seiten

*) Man sehe im zweiten Abschnitte die zweite Erzählung, wo Num. 5. **die Abdankung und das Lebensende Karls V.** geschildert wird.

Seiten der Protestanten erhoben sich häufige Klagen über Bedrückungen und den geistlichen Vorbehalt, und ärgerliche Streitigkeiten unter ihnen selbst; denn nicht genug, daß Lutheraner und Reformirte einander anfeindeten, so waren auch die Lutheraner selbst in Zwiespalt und theilten sich in die gemäßigten und strengen. Bei allen diesen Gährungen zeigte Ferdinand eine weise Mäßigung, zu der ihn, ausser seiner Persönlichkeit, Furcht vor den Türken (denen er, um Friede zu haben, einen jährlichen Tribut auszahlen ließ) und Streitigkeiten mit dem Pabste (erst wegen seiner Anerkennung, dann wegen des tridentiner Conciliums) bestimmten. Um seinem Hause, das er schon durch den Erwerb Böhmens und Ungerns (1526) vergrößert hatte, die deutsche Krone zu erhalten, bewirkte er, daß sein ältester Sohn Maximilian zum römischen Könige erwählt wurde (24. Nov. 1562). Eben diesem vermachte er Ungern, Böhmen und das Erzherzogthum Oestreich, seinem zweiten Sohne Ferdinand Tyrol und Vorderöstreich, und seinem dritten Sohne Karl Steiermark, Kärnthen und Krain. Die Primogenitur war in seinem Hause noch nicht eingeführt. Dieß geschah erst nach seinem Tode (er starb 25. Jul. 1564) durch seinen Sohn und Nachfolger.

Maximilian II., so hieß derselbe, (geb 1527, reg. 1564—1576) war ein vielseitig gebildeter, gerechter, duldsamer Herr, ernstlich bemüht Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche zu erhalten. Eben deshalb sprach er auch gegen den fränkischen Ritter Wilhelm von

Grumbach, der den Bischof von Würzburg durch Meuchelmörder ermordet und Würzburg mit Krieg überzogen hatte, so wie gegen dessen Beschützer, den Herzog von Sachsen, Johann Friedrich den Mittlern, die Reichsacht aus (13. Mai 1566), welche August, Kurfürst von Sachsen, mit vieler Härte vollzog. Gotha, wo sich Johann Friedrich mit Grumbach aufhielt, wurde belagert (24. Dec. 1566—13. Apr. 1567) und verlor, als es sich ergeben hatte, das Schloß Grimmenstein und einen Theil seiner Befestigungen; Grumbach mit seinem Anhange wurde hingerichtet, und Herzog Johann Friedrich nach Oestreich abgeführt, wo er acht und zwanzig Jahre, bis an seinen Tod (1595), in Gefangenschaft blieb. — Indessen hatte Maximilian besonders Religionsduldung zu befördern gesucht. Selbst zu derselben geneigt und dem Protestantismus nicht abhold, bezeigte er nicht nur sein Mißfallen über die Religionsverfolgungen in Frankreich und den Niederlanden, sondern gestattete auch dem protestantischen Adel in Oestreich manche Religionsfreiheiten. Dennoch konnte er die in Deutschland herrschende Gährung nicht unterdrücken; Mißtrauen und Anfeindungen der verschiedenen Religionsparteien gegen einander dauerten fort und sprachen sich auf jedem Reichstage in gegenseitigen Beschwerden aus.

Noch drohender traten sie hervor unter dem saumseligen und unentschlossenen Sohn und Nachfolger Maximilians, Rudolf II. (geb. 1552, reg. 1576 — 1612), der zwar Achtung für gelehrte Kenntnisse und

man=

mancherlei Geschicklichkeiten besaß; aber eingeschüchtert durch seine Erziehung am spa- schen Hofe und durch seinen Umgang mit Jesuiten zu freisinnigen Ideen sich nicht erheben konnte, und hingegeben der Alchymie und Astrologie, seinen Lieblingsbeschäftigungen, sich um Regierungsgeschäfte wenig bekümmerte, obschon er, nach Art eigensinniger Schwächlinge, nicht leiden mochte, wenn Andre sich in selbige mischten. Merkwürdig ist es, daß unter ihm auf dem Reichstage zu Augsburg (1582) der neue Gregorianische Kalender, auf Empfehlung des Pabstes Gregorius XIII., von den Katholiken angenommen *) und in Bezug auf die Stimmen weltlicher Fürsten ausgemacht wurde, daß jedes deutsche Fürstenhaus auf Reichstagen so viele Stimmen führen sollte, als es gerade damals hatte. Aber noch weit merkwürdiger, wenigstens für damalige Zeiten, waren die Streitigkeiten der Katholiken und Protestanten in Deutschland, die den dreißigjährigen Krieg vorbereiteten. Im Erzstift Cöln hatte der Kurfürst Gebhard, aus dem Hause Truchseß von Waldburg, voll Liebe zur Gräfin Agnes von Mansfeld sich öffentlich zur Reformation bekannt (19. Dec. 1582) und die Geliebte geheurathet (2. Februar 1583). Er

 glaubte

*) Dieser neue Kalender — der das Jahr nicht, wie der Julianische, auf 365 Tage und sechs volle Stunden, sondern auf 365 Tage, 5 Stunden und 54 Minuten bestimmte — wurde damals von den Protestanten aus blindem Religionseifer verworfen. Erst im Jahre 1701 nahmen sie ihn an.

glaubte dabei sein Erzbißthum behalten zu können, weil die Protestanten den geistlichen Vorbehalt nicht anerkannt hatten. Aber vom Pabste mit dem Banne belegt, von den Lutheranern verlassen (weil er der reformirten Kirche beigetreten war) und von spanischen Kriegsvölkern, die aus den Niederlanden herbeizogen, bedrohet, mußte er sein Erzbißthum verlassen und nach Straßburg flüchten, wo er 1602 starb. Statt seiner wurde der baiersche Prinz Ernst, bereits Bischof zu Lüttich, Erzbischof von Cöln. — An diese Unruhen ketteten sich andre in Straßburg (1592), wo die katholischen Domherren den protestantischen Domherren Einkünfte absprachen, dann bewirkten, daß der zum Bischof erwählte, protestantische Prinz, Johann Georg von Brandenburg, dem katholischen Prinzen Karl von Lothringen weichen mußte. — Zu Donauwerth, einer zum schwäbischen Kreise gehörigen Reichsstadt, hatten sich die lutherischen Einwohner einer, vom Abte des dasigen Klosters unternommenen, öffentlichen Procession (1605 u. 1606) stürmisch widersetzt. Darauf hatte der Reichshofrath, bei dem sich der Abt beklagte, die Untersuchung und Bestrafung dieses Vorgangs dem Herzog von Baiern, Maximilian, dem sie nicht zukam, übertragen und, als dessen Gesandte schimpflich zurückgewiesen waren, die Acht über Donauwerth ausgesprochen (1607). Demnach hatte Herzog Maximilian diese Stadt erobert (im Dec. 1607), sie zu einer baierschen Landstadt umgewandelt und ihr den katholischen

Glau=

Glauben aufgedrungen. — Dieses Verfahren gegen eine protestantische Reichsstadt, so wie die Aeusserung der Katholiken auf dem Reichstage zu Regensburg (1608), daß sie an den Religionsfrieden sich nicht gebunden achteten und ihn, wenigstens nicht so, wie die Protestanten wünschten, bestätigen wollten, bewog die Protestanten nach alter Sitte sich zu verbinden oder, auf Betrieb des Kurfürsten von der Pfalz Friedrich IV., zu Ahausen im Ansbachischen (4. Mai 1608) einen neuen Bund zu schließen, der den Namen Union erhielt *). Dagegen schlossen die katholischen Fürsten unter dem Herzog von Baiern Maximilian (zu Würzburg, 10. Jul. 1609) einen Bund, welcher die Lige genannt wurde, „zur Aufrechthaltung der alten Religion und Verfassung des Reiches." Beide Bünde traten drohend gegen einander und einen Anlaß zum offenen Kriege schien ihnen der damals entstandene Jülichsche Erbfolgestreit zu geben.

Als nämlich mit Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein, der Mannsstamm desselben erloschen war (25. März

*) Kursachsen nahm an diesem Bunde keinen Antheil, sey es nun, weil es denselben, seiner Aeusserung nach, für eine Spaltung des deutschen Reichs hielt, oder, was wahrscheinlicher ist, aus gereizter Empfindlichkeit, weil es nicht die Leitung desselben haben sollte, oder aus religiösem Bedenken, weil Kurpfalz, das an der Spitze desselben stand, der reformirten Kirche zugethan war.

(25. März 1609) machten der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, die insgesammt mit Schwestern des verstorbenen Herzogs vermählt waren, dann das Haus Sachsen, wegen einer ihm vom Kaiser Friedrich III. ertheilten und vom Kaiser Maximilian I. bestätigten Anwartschaft, Anspruch auf die erledigten Länder, deren Unzertrennlichkeit festgesetzt worden war. Kurbrandenburg und Pfalzneuburg kamen ihren Mitbewerbern zuvor. Sie bemächtigten sich (31. März 1609) jener Länder und verbanden sich, als auch der Kaiser sie an sich bringen wollte, zum einstweiligen Gemeinbesitze (10. Jul. 1610). Für sie bewaffnete sich die Union, Frankreich, und Holland; gegen sie erhob sich die Lige. Ein wilder Krieg drohete auszubrechen und schon wurden die kaiserlichen Truppen aus Jülich vertrieben. Doch ließen sich beide Theile für jetzt noch besänftigen (Oct. 1610), und Kurbrandenburg und Pfalzneuburg blieben im Besitz der erledigten Länder.

Aber nicht nur über Deutschland brachte die schlechte Regierung Rudolfs II. viel Unheil, sondern auch über ihn selbst. Gegen ihn erhoben sich seine Brüder und an ihrer Spitze Matthias. Zuerst schlossen sie, um einen schmachvoll mit den Türken geführten Krieg zu endigen, einen Vertrag mit Achmed I. (1606) und erklärten den Erzherzog Matthias zum Haupte des östreichischen Hauses (25. Apr. 1606). Hier-

Hierauf nöthigte Matthias seinen Bruder Rudolf, ihm Oestreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungern abzutreten und die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen (29. Jun. 1608). Für den Beistand, den ihm hierbei die Protestanten in Oestreich geleistet hatten, mußte er ihnen Religionsfreiheiten verwilligen. Dieß trieb die Protestanten (oder Utraquisten) in Böhmen, dem Kaiser Rudolf den merkwürdigen Majestätsbrief abzunöthigen (11. Jul. 1609), der ihnen freie Religionsübung zusicherte, die Anlegung neuer Kirchen und Schulen erlaubte, die Universität zu Prag und ein eigenes Consistorium einräumte. Aber Kaiser Rudolf hatte von dieser Verwilligung keinen Gewinn. Als er, aus Haß gegen seinen Bruder Matthias, seinem Vetter dem Erzherzog Leopold den böhmischen Thron zuzuwenden suchte, und deshalb ein beträchtliches Heer nach Böhmen zog: so wendeten sich die böhmischen Stände, die sich durch dieses Beginnen bedroht glaubten, an Matthias. Dieser kam herbei und zwang seinen Bruder, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz abzutreten (11. Apr. 1611). So aller seiner Erbländer beraubt, mußte Rudolf die Unterstützung der Kurfürsten ansprechen, die ihn mit leeren Vertröstungen hinhielten. Ein Glück für ihn war es, daß er wenige Monate nachher starb (20. Januar 1612).

Sein Bruder Matthias, der ihm nun auch als Kaiser folgte, (geb. 1557, reg. 1612—1619) bewies im Besitze der Kronen, die er auf seinem Haupte ver=

vereinigte, nicht die Thätigkeit und Entschlossenheit, die er bei dem Erwerb derselben gezeigt hatte. Er that eben so wenig, als Rudolf, zur Unterdrückung der vielen Gährungen, die in Deutschland aufwogten, und seine Regierung ist eigentlich nur durch den Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, von dem wir weiter unten reden werden, merkwürdig geworden.

## II. Die Vereinigten Niederlande.

Die Niederlande, seit König Heinrich I. (923) zum deutschen Reiche gehörig, bestanden aus siebzehn Landschaften: Luxemburg, Namur, Artois, Hennegau, Limburg, Brabant, Flandern, Mecheln, Antwerpen, ferner Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Zütphen, Oberyssel, Friesland und Gröningen, von denen die neun ersteren, oder die südlicheren, unter dem Namen Belgien, die acht übrigen, oder die nördlichen, unter dem Namen Batavien den Römern bekannt gewesen waren. Lange Zeit unter einzelnen Herren, die als Vasallen des deutschen Reiches über sie herrschten, waren sie nach und nach durch Vermächtnisse, Kauf und Unterhandlungen an die Herzoge von Burgund, aus dem Hause Valois gekommen, deren Reihe Philipp der Kühne (1363) anfing, und Karl der Kühne (1477) beschloß. Nach Absterben derselben fielen sie (doch ohne Burgund, das Ludwig XI. als französisches Lehn einzog,) durch Vermählung Mariens, der Erbtochter Karls des Kühnen, mit Maximilian I. (1477)

(1477) an das Haus Habsburg *), zuerst an Maximilians und Mariens Sohn **Philipp den Schönen** (1482—1506), dann an dessen Sohn **Karl V.** (1506—1555), dann an dessen Sohn **Philipp II.**, König von Spanien.

Damals befanden sie sich im gesegneten Wohlstande. Gleichsam in der Mitte zwischen dem Süden und Norden Europa's, am Meere und an schiffbaren Flüssen gelegen, waren sie zu einem regen Unternehmungsgeiste erwacht, der sie zu Gewerbthätigkeit, Handel und Schiffahrt, und dadurch zu Reichthum und Cultur hingeführt hatte; ihre Erzeugnisse standen in hohem Ansehn; ihre Städte, besonders Gent, Brügge und Antwerpen, waren, seit der Entdeckung Amerika's und des neuen Weges nach Ostindien, die blühendsten Manufactur- und Handelsplätze. Dabei genossen sie verschiedene und wichtige Freiheiten, die sie von ihren ehemaligen Herren erkauft oder erzwungen hatten, und deren Bewahrung ihnen als das Unterpfand ihres Wohlstandes galt. So lebte in ihnen Sinn für bürgerliche Freiheit und mit diesem zugleich Sinn für religiöse Freiheit und Empfänglichkeit für die Reformation, die, durch Fremde ihnen zugeführt, besonders in ihren nördlichen Landschaften Aufnahme und Verbreitung fand.

Aber dieser Freiheitssinn, der sich in religiöser, wie

*) s. histor. Bilders. Th. IV, 1, 96.

wie in bürgerlicher Hinsicht bei ihnen zeigte, mißfiel ihren Beherrschern. Schon Karl V., der zuerst alle siebzehn Landschaften vereinigte, hatte ihm zu steuern gesucht: er hatte daher geistliche Gerichtshöfe angeordnet, die, ohne Inquisitionsgerichte zu heißen, mit der Härte und Willkür derselben verfuhren; er hatte den sonst unabhängigen Gerichtshof zu Mecheln dem königlichen Rathe zu Brüssel unterworfen, hatte viele Steuern erpreßt, fremde Truppen eingelagert und die wichtigsten Stellen an Ausländer vergeben. Darüber waren schon unter ihm Unruhen ausgebrochen. Aber weil er, unter den Niederländern geboren und erzogen, mit ihnen umzugehen verstand, und durch sein Ansehn ihr Ansehn, durch seine Macht ihren Handel erhob, blieben sie ihm ergeben, und schienen völlig beruhigt, als er die Regierung über sie (28. Oct. 1555) seinem Sohne Philipp II. übertrug. Doch anders wurde es unter diesem! Jetzt konnten sich Regent und Unterthanen nicht befreunden. Zuwider waren ihm die lebendigen und freisinnigen Niederländer, und zuwider war er, der finstere, bigotte, despotischgesinnte, durch Sitte und Sprache nur den Spaniern angehörige Monarch den Niederländern. Um so weniger mochten sie es ertragen, daß er zur Unterdrückung der Reformation und zur Vermehrung seiner Gewalt Eingriffe in ihre Rechte that, die spanische Inquisition einzuführen suchte, die Zahl der Bisthümer vermehrte, strenge Glaubensbefehle erließ, spanische Truppen herbeizog, und dem

spani=

spanischen Adel die wichtigen Stellen in den Niederlanden übertrug.

Indessen hielten sie ihren Unwillen anfangs zurück. Erst als Philipp II. die Niederlande, ohne sie je wieder zu betreten, verlassen (1559), seiner Halbschwester Margarethe, Herzogin von Parma, die Regentschaft übertragen und den Bischof von Arras, Granvella, zu ihrem Rathgeber ernannt hatte, brach der Sturm hervor. Jetzt traten Prinz Wilhelm von Oranien, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, und Graf Lamoral von Egmont, Statthalter von Artois und Flandern, als Sprecher für die Rechte und Freiheiten der Niederländer auf, bewirkten die Entfernung des verhaßten Granvella (1564), drangen auf Erhaltung der angestammten Freiheiten und auf Duldung der Protestanten. Andre vom verarmten und mißvergnügten Adel, unter denen die Grafen Heinrich von Brederode und Ludwig von Nassau (ein Bruder Wilhelms von Oranien) besondert erwähnt werden, errichteten (Nov. 1565) zur Abschaffung der Inquisition und Glaubensbefehle einen Bund, der den Namen Geusen- oder Bettlerbund erhielt und der Regentin Nachgibigkeit abnöthigte (5. Apr. 1566). Als aber im Vertrauen auf den Beistand dieses Bundes von den Protestanten öffentliche Kampfpredigten gehalten, Bilderstürmereien oder Verwüstungen der Kirchen und Klöster verübt und andere Frevel begangen wurden (1566); und

andrer=

andrerseits König Philipp II. sich nachdrücklich gegen den Geusenbund erklärte, und die Regentin mit einem in Deutschland geworbenen Heere die Unruhestifter glücklich bekämpfte: so sagten sich die Katholiken von dem Bunde los, Mißtrauen und Verzagtheit lösete ihn auf, und die Ruhe wurde, wenigstens scheinbar, wieder hergestellt.

Jetzt stand es bei Philipp II. die Niederländer fester als je, an sich zu ketten: es bedurfte hierzu nur einiger Milde, und Nachgibigkeit. Aber von beiden weit entfernt, sendete er den unbeugsamen und unmenschlichen Herzog von Alba zu den Niederländern, um sie wegen des Vergangenen zu bestrafen und für die Zukunft in engen Gehorsam zu zwängen. Alba kam, aus Italien über Lothringen, am 22. Aug. 1567 nach Brüssel. Im Besitz unumschränkter Gewalt (weshalb auch die Regentin vor ihm zurückwich ,25. Dec. 1568), erneuerte er die spanische Inquisition, errichtete ein Blutgericht (Rath der Unruhen) und ließ durch dasselbe die edelsten und reichsten Niederländer, unter ihnen die Grafen Egmont und Hoorne (5. Jun. 1568), überhaupt, wie er selbst späterhin rühmte, auf 18,000 hinrichten und ihre Güter einziehen *).

Aber der wichtigste war ihm entflohen: Wilhelm

*) Man sehe im zweiten Abschnitt die dritte Erzählung: „Wilhelm Prinz von Oranien und Lamoral Graf von Egmont."

helm von Oranien, „der Verschwiegene" genannt, ein Mann von anerkannter Klugheit, Umsicht und Redlichkeit und dadurch im Besitz des Vertrauens des größten Theils der Nation, deren Bestes er wollte. Vor Albas Ankunft in Brüssel hatte er sich in seine Geburtsstadt Dillenburg im Nassauischen zurückgezogen; aber schon im Mai 1568 kam er zurück mit einem Heere, das größtentheils aus Ausgewanderten bestand. Anfangs konnte er nichts ausrichten: er mußte sich vor der spanischen Uebermacht zurückziehen (Aug. 1568). Doch als Alba nach so vielen Grausamkeiten durch eine drückende Besteuerung alle Niederländer ohne Unterschied der Religion gegen sich aufgebracht hatte (1569); als von den Wassergeusen (so nannte man die Niederländer, die sich den Spaniern zur See widersetzten), unter Anführung des Grafen von der Mark, die Häfen von Brielle und Vliessingen (1. Aug. 1572) eingenommen und dadurch die nördlichen Landschaften für Behauptung der Freiheit entflammt worden waren; und als Wilhelm selbst die meisten Städte Hollands und Seelands für sich gewonnen, und es dahin gebracht hatte, daß er auf einer Versammlung zu Dordrecht (15. Jul. 1575) zum Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Friesland erklärt wurde: da bekam sein Wirken und Streben nachdrückliche Bedeutung und ein bestimmtes Ziel. Vergebens suchten die königlichen Statthalter Alba (bis 1573), dann Ludwig von Requesenz (1573—1576), dann

Johann

Johann von Oestreich (1576—1578), ein Halbbruder Philipps II., dann Alexander von Parma (seit 1578), ein Sohn der oben erwähnten Margarethe, ihn zu unterdrücken: sie fanden von Seiten desselben nachdrücklichen Widerstand und von Seiten Spaniens nicht genugsame Unterstützuug. Wurde Wilhelm auch zu Zeiten geschlagen, wie auf der Mooker-Heide (in der Gegend von Nimwegen, 14. Apr. 1574), wo seine Brüder Ludwig und Heinrich von Nassau fielen, so erhob er sich doch bald wieder von erlittenen Niederlagen und behauptete durch die Wassergeusen das Uebergewicht zur See. Und konnte er auch die gesammten Niederlande nicht für sich gewinnen (in den zehn südlichen Landschaften widerstrebte ihm die Eifersucht der Großen, das Mißtrauen der Katholischen und die Ueberlegenheit der spanischen Landmacht), so gelang es ihm doch die sieben nördlichen Landschaften, in denen kein Nebenbuhler ihm entgegen trat und der protestantische Glaube herrschend wurde, unter einander und mit sich zu vereinigen. Nachdem er nämlich durch manche traurige Erfahrung sich überzeugt hatte, wie wenig er auf die südlichen Landschaften rechnen konnte, bewirkte er die berühmte Union zu Utrecht (23. Janu. 1579), die anfangs nur Holland, Seeland, Utrecht, Gröningen, dann auch Geldern, Friesland, Oberyssel umfaßte und den Freistaat der „Vereinigten Niederlande" herstellte, indem sie zuerst niederländische Länder von verschiedener Verfassung zu Einer Republik vereinigte. Zwar erklärte

erklärte sie anfangs, nur Glaubensfreiheit und ständische Privilegien beschützen, nicht aber von Spanien sich lossagen zu wollen; doch als Philipp II. über den Prinzen Wilhelm abermals die Acht aussprach (Apr. 1580): so kündigte sie ihm als einem Tyrannen allen Gehorsam auf (26. Jul. 1581).

Aber das Bestehen dieses neuen Freistaates schien damals sehr zweifelhaft. Die Verbündeten selbst hatten noch kein Vertrauen zu sich und sehnten sich nach dem Schutze fremder Herrscher; die südlichen Landschaften söhnten sich nach und nach mit Spanien wieder aus; Prinz Wilhelm von Oranien, der allein den neuen Freistaat durch die Klugheit, mit der er ihn ins Leben gerufen hatte, im Leben erhalten zu können schien, wurde von einem Meuchelmörder, den spanisches Geld gedingt hatte, zu Delft erschossen (10. Jul. 1584) *), und der kriegskundige Prinz von Parma, der noch bis zum Jahre 1592 die Spanier in den Niederlanden anführte, schritt siegreich vorwärts und entriß den vereinigten Niederländern einen Platz nach dem andern, ja auch das feste und wichtige Antwerpen (10. März 1585). In diesen Zeiten der größte Gefahr wollte sich der neue Freistaat erst dem König von Frankreich unterwerfen; aber Heinrich III. lehnte dieß Anerbieten ab: dann der Königin von England; aber Elisabeth mochte damals

*) Man sehe die schon angeführte dritte Erzählung im zweiten Abschnitt.

mals noch nicht geradezu mit Spanien brechen; erst späterhin schickte sie Geld und Truppen und ihren Liebling den Grafen Leicester als Oberstatthalter, der aber mit den Niederländern sich nicht befreunden konnte und bald wieder zurückkehren mußte (Dec. 1587). Doch ging darum der neue Freistaat nicht unter! Ihn rettete der Untergang der „unüberwindlichen Flotte" (1588), die ihn vernichten sollte, ihn sicherte die Staatsklugheit des Landsyndikus (oder Großpensionärs) von Holland, Olden-Barnevelt, und die Kriegsgeschicklichkeit des Prinzen Moritz von Oranien, des zweiten Sohnes Wilhelms von Oranien. Denn Olden-Barnevelt war es, der den Ränken des Grafen Leicester glücklich widerstrebte und für den neuen Freistaat die Generalstaaten zu Haag oder den Verein von Abgeordneten der einzelnen Staaten oder Landschaften, in dessen Händen die Regierung seyn sollte, einrichtete; und Moritz von Oranien war es, der durch glückliche Feldherrntalente den Bund nach aussen hin befestigte und erhob. Erst zwanzig Jahr alt (geb. 14. Nov. 1567), als ihm auf Barnevelts Rath die Oberanführung der Heere des neuen Freistaates, dann die Statthalterschaft übertragen wurde (14. Nov. 1587), eröffnete er seine Heldenbahn mit der Einnahme von Breda (1590), und schon nach sechs Jahren hatte er die Spanier aus dem ganzen Gebiet der Union vertrieben. Noch während er hiermit beschäftigt war, ermunterte er die Seinen, die portugiesischen Niederlassungen in Ostindien,

die

die mit Portugal seit 1580 zu Spanien gehörten, zu erobern: den Weg hierzu zeigte ihnen Cornelius Houtmann, der sie 1595 zum Vorgebirge der guten Hoffnung führte. — Schade nur, daß Moritz, um seine Macht zu vermehren, die Fortdauer des Krieges betrieb, dann, um den edlen Barnevelt zu unterdrücken, auf die Seite der Gomaristen (der strengen Calvinisten) trat und, nachdem er die Gegner derselben, die Arminianer (oder gemäßigten Calvinisten) auf der Synode zu Dordrecht hatte verdammen lassen (1618), eben diesen Barnevelt, dem er seine Erhebung zu verdanken hatte, auf das Blutgerüste brachte (13. Mai 1619). Hierdurch verdunkelte er seinen Ruhm und gab Veranlassung zu einer antioranischen Partei, die bis zum Ende des niederländischen Freistaates fortdauerte.

Inzwischen war Spanien des langen und verderblichen Krieges mit den Holländern (so nannte man jetzt die Vereinigten Niederländer, weil Holland durch Macht und Reichthum allen andern Landschaften voranging) schon längst müde geworden. Aber Philipp II. konnte es nicht über sich gewinnen, mit ihnen einen Frieden einzugehen, der ihm eine Entwürdigung seines Ansehns zu seyn schien. Eben darum setzte auch sein Nachfolger Philipp III. (seit 1598) den Krieg fort, bis er sich genöthigt sah, mit ihnen zu Antwerpen (22. Apr. 1609) einen zwölfjährigen Waffenstillstand abzuschließen, in welchem er ihre Unab-

 hän-

hängigkeit, doch nicht mit bestimmten Worten, anerkannte und ihnen insgeheim freie Schiffahrt nach Ostindien zusicherte. Nach Ablauf dieses zwölfjährigen Waffenstillstandes (1621), als bereits der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, erneuerte sein Sohn Philipp IV. den Krieg gegen sie, ohne doch seine Absicht zu erreichen. Zwar entwickelte der General Spinola eine solche Ueberlegenheit, daß weder Moritz, noch nach dessen Tode (1625) dessen Bruder Friedrich Heinrich (1625—1647), ein talentvoller Feldherr, etwas gegen ihn ausrichten konnte. Als aber Spinola entfernt war (1627), und Frankreich erst heimlich (seit 1630), dann öffentlich (seit 1635) die Niederländer unterstützte, und diese nun nicht bloß zu Lande, sondern auch zu Wasser in Asien und Amerika den Spaniern empfindlichen Abbruch thaten, — sie entrissen ihnen in Ostindien 1619 Java (wo sie Batavia gründeten), 1623 die Gewürzinseln, 1641 Malacca, 1644 Ceylon, und in Amerika seit 1636 Brasilien — mußten die Spanier in dem westphälischen Frieden (30. Janu. 1648) ihnen völlige Unabhängigkeit, ansehnliche Stücke von Brabant, Limburg und Flandern (welche den Namen Generalitätslande erhielten) und alle in Ostindien und Brasilien gemachte Eroberungen zugestehen.

So entstand und behauptete sich mitten in Europa die Republik der Vereinigten Niederlande, die, durch Noth zu jeder Art der Anstrengung getrieben, vermittelst ihrer Gewerbthätigkeit, Schiffahrt, Reichthümer und

Staats-

Staatsklugheit hoch emporstieg und im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts ein bedeutendes Gewicht im europäischen Staatensystem hatte, während der Theil der Niederlande, der bei Spanien geblieben war, ja Spanien selbst, immer tiefer hernieder sank.

## III. Spanien.

Spanien, das am Schlusse der vorigen Periode durch Ferdinand den Katholischen und Isabelle von Castilien vereinigt und emporgebracht worden war*), stieg am Anfang der gegenwärtigen unter dem Enkel dieses Königspaares, Karl, der in Spanien der Erste, in Deutschland der Fünfte genannt wurde, zu einer furchtbaren Höhe. Denn Karl, von 1516 bis 1556 König von Spanien, brachte zu den Besitzungen dieses Reiches die Niederlande, Mailand und die unter ihm entdeckten Länder Amerikas, erhob nach aussen Spaniens Ansehn durch viele, größtentheils glücklich geführte Kriege, und vermehrte im Innern die Macht der Krone durch Beschränkung der Rechte und Freiheiten der Cortes. Indessen schoß neben diesem Glanze das Verderben auf. Karl kam nur selten nach Spanien und war, wenn er dort weilte, nicht sowohl mit Beförderung des innern Wohlstandes, als mit gewaltsamer Unterdrückung der Nationalfreiheiten, mit Erweiterung

5 *

*) s. histor. Bildersaal, Th. IV, 1; S. 171 ff.

terung der königlichen Gewalt und mit Aufbringung der Gelder, die er zu seinen Kriegen brauchte, beschäftigt. Schon er hinterließ beträchtliche Schulden.

Doch bei den Kräften, die Spanien besaß, und bei den Hilfsquellen, die der Fleiß der Niederländer und das Gold Amerikas darbot, hätte ein weiser Nachfolger den eingerissenen Uebeln leicht wieder abhelfen können. Aber Spanien hatte das Unglück in Carls Sohn und Nachfolger, Philipp II. (geb. 21. Mai 1527 von Isabelle, der Tochter Emanuels, Königs von Portugal, reg. 1556 — 1598), einen Regenten zu erhalten, dem es zwar nicht an Thätigkeit und Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten seiner Zeit fehlte, der aber durch Stolz auf seine königliche Gewalt, durch finstern Despotismus, starre Blindgläubigkeit und trotzigen Eigensinn die Macht und Größe Spaniens hinopferte. Kein König war, als er zur Regierung gelangte, so mächtig und angesehen, als er. Er gebot über das große und ergibige Spanien; Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, die Niederlande und das neu entdeckte Amerika gehorchte seinen Befehlen; furchtbare Heere und Flotten, erfahrene Generale und Minister standen ihm zur Seite, die Schätze der alten und der neuen Welt flossen ihm zu: aber er machte von dem allen keinen weisen Gebrauch.

Freilich glückte es ihm in dem Kriege mit Heinrich II. durch seine Feldherren die Franzosen bei St. Quentin (10. Aug. 1557) und bei Grävelingen

(13. Jul.

(13. Jul. 1558) zu schlagen und den Frieden zu Chateau-Cambresis zu schließen (3. Apr. 1559), durch den er Mailand und Neapel behauptete, einige Grenzplätze an den Niederlanden erhielt und seinem General, dem Herzog Emanuel Philibert, wieder zum Besitz von Savoyen verhalf; ferner glückte es ihm, daß sein Halbbruder Johann von Oestreich einen glänzenden Seesieg im Meerbusen von Lepanto über die Türken errang (1571), durch welchen ein großer Theil der türkischen Seemacht vernichtet und Constantinopel in Schrecken gesetzt wurde; auch glückte es ihm, als Sebastian, König von Portugal, auf einem Zuge nach Afrika (1578) umgekommen und mit dessen Oheim, dem Cardinal Heinrich, der unächt-burgundische Stamm erloschen war, Portugal durch seinen Alba zu erobern, und dieses durch Handel und wichtige Colonieen blühende Reich mit Spanien zu vereinigen (1580). Aber was waren diese Vortheile gegen die Nachtheile, die er, von unseliger Verblendung befangen, seinem Reiche zufügte?

Indem er bürgerliche und religiöse Freiheit in den Niederlanden zu unterdrücken suchte, brachte er Spanien um den vollen Besitz derselben und Portugal um Handel und Colonien; indem er die Moriskos (oder die im Königreiche Granada zurückgebliebenen, getauften Mauren) zwingen wollte (1508), wie in Hinsicht der Religion, so auch in Hinsicht auf Kleidung, Sitte und Sprache ganz Spanier zu werden, trieb er sie zu einem Aufstande, der mehr als Hun-

Hunderttausend derselben das Leben raubte (1568 — 1570); indem er übertriebene Zölle und Handelsbeschränkungen einführte (z. B. daß nur aus Sevilla und nur einmal im Jahre alle nach Amerika bestimmten Waaren abgehen sollten), schwächte und vernichtete er die Handelsthätigkeit der Spanier; indem er die Schrecken der Inquisition verschärfte und auf blinden Gehorsam in Religions- und Staatssachen drang, lähmte er den Geist seiner Nation, der sich unter seinem Vater in allen Theilen der Künste und Wissenschaften hervorgethan hatte; und indem er endlich, voll eiteln Stolzes auf seine Macht oder aus Herrschsucht und Rachgier Kriege auf Kriege häufte, ohne doch selbst je an der Spitze seiner Heere zu erscheinen, vergeudete er die Schätze seines Reiches und machte den anhebenden Verfall desselben sichtbar. Das war namentlich der Fall bei seinen Kriegen mit der Königin Elisabeth und mit König Heinrich IV.

Um die Königin Elisabeth zu züchtigen, die seine Hand ausgeschlagen, die Niederländer unterstützt und dem, was er Ketzerei nannte, Vorschub gethan hatte, rüstete er, versehen mit päbstlicher Vollmacht zur Unterjochung Englands, eine Flotte aus, dergleichen Europa noch nie gesehen hatte, und die er selbst „die große Armada," oder „die unüberwindliche Flotte" nannte. Am 30. Mai 1588 fuhr sie unter dem Oberbefehl des Herzogs von Medina-Sidonia aus dem Hafen von Lissabon. Allein wilde Stürme, die Ent-

schlossenheit englischer Seehelden und die Beweglichkeit der leichtern englischen Schiffe brachte ihr den Untergang (Jul. — Oct. 1588). Mit einem Gleichmuth, den ihm sein Stolz eingab, vernahm Philipp das Unglück derselben. Als der Herzog von Medina-Sidonia zitternd vor ihm erschien, sagte er zu ihm: „Fassen Sie sich; gegen Menschen habe ich Sie gesendet, nicht gegen Stürme und Klippen." — Was ihm gegen England nicht gelungen war, glaubte er bald darauf gegen Frankreich erreichen zu können. Nachdem er schon lange die Ligue in Frankreich zur Ausrottung der dasigen Protestanten heimlich unterstützt hatte, streckte er nach dem Tode Heinrichs III. (1589) seine Hand nach der französischen Krone aus, die er entweder auf sein Haupt, oder auf das Haupt seiner Tochter Isabelle (die ihm von seiner dritten Gemahlin, Elisabeth von Valois, geboren worden war) bringen wollte. Aber vergebens opferte er gegen Heinrich IV. Menschen und Schätze auf: er konnte gegen die Klugheit und Tapferkeit seines großen Gegners nichts ausrichten, und mußte in dem Frieden zu Vervins (2. Mai 1598) denselben als König von Frankreich anerkennen. Bald nach diesem Frieden starb er (13. Sept. 1598) in dem Kloster Eskurial, das er mit ungeheueren Kosten hatte aufführen lassen *). Er hinterließ Spanien erschöpft, in

*) Zum Andenken an den Sieg seiner Truppen bei St. Quentin, der am Laurentiustage (10. Aug. 1557) erfochten worden war, beschloß

in der öffentlichen Meinung erniedrigt und bedrückt mit einer Schuldenlast von fast 140 Millionen Ducaten. Von seinen Kindern folgte ihm, nachdem sein ältester Sohn erster Ehe, Don Karlos im Gefängniß gestorben war (24. Jul. 1568) *), sein Sohn Philipp III., den ihm seine vierte Gemahlin, Anna von Oestreich, geboren hatte.

Unter Philipp III. (geb. 18. Apr. 1578, reg. 1598 — 1621), sank Spanien noch tiefer herab. Er selbst war ein äusserst schwacher und bigotter Fürst, unfähig selbst zu handeln, eher zum Mönch als zum Regenten tauglich, und seine Führer, erst der Herzog von Lerma (der ihm, um desto mehr Einfluß zu haben, mit Mißtrauen gegen jedermann erfüllte), dann (seit 1618) der Herzog von Uzeda, leiteten ihn zu thörichten Maßregeln. Jener bewog ihn, die Moriskos völlig auszurotten oder zu vertreiben (1609 und 1610), wodurch Spanien über eine halbe Million seiner

beschloß Philipp diesem Heiligen zu Ehren in der Nähe von Madrid, zu Eskurial, ein Gebäude aufzuführen, das eine Kirche, ein Kloster und einen Palast in sich fassen und seiner äussern Gestalt nach einem Roste, dem Marterwerkzeuge, auf dem Laurentius gestorben war, gleichen sollte. Fast zwei und zwanzig Jahre dauerte der Aufbau dieses Gebäudes und über acht Millionen Ducaten wurden auf dasselbe verwendet.

*) Das Leben und der Tod des Prinzen Karl ist in der vierten Erzählung des zweiten Abschnitts ausführlich geschildert.

ner thätigsten und geschicktesten Einwohner verlor; dieser aber bewog ihn, um durch Verbindung mit Oestreich die Niederländer zu unterdrücken, an dem dreißigjährigen Kriege Antheil zu nehmen. Dieß geschah anfangs mit Glück, so lange Spinola, ein talentvoller Feldherr, die Spanier anführte, dann aber zum offenbaren Nachtheil Spaniens. Die Niederländer blieben frei, und augenfällig wurde der Verfall der spanischen Macht.

## IV. Frankreich.

Frankreich, das am Ende der vorigen Periode zu einem mächtigen, im Innern geordneten und nach aussen um sich greifenden Reiche sich erhoben hatte, führte am Anfange der gegenwärtigen Periode viele Kriege mit auswärtigen Mächten (1515—1559), gerieth hierauf durch innere Parteiungen in Zwiespalt und Zerrüttung (1559—1598), wurde dann durch Heinrich IV. wieder beruhigt, geordnet und erhoben (1598—1610) und unterlag endlich (besonders seit 1624) einem drückenden Hofdespotismus.

Die Kriege nach aussen, die es am Anfang dieser Periode führte, waren eigentlich eine Fortsetzung der Kriege, die Karl VIII. und Ludwig XII. durch ihre Eifersucht gegen das Haus Habsburg und durch ihre Absichten auf Mailand und Neapel angeregt hatten *).

Franz

*) s. histor. Bildersaal, Th. IV, 1, S. 253 ff.

Franz I., der Sohn Karls, Grafen von Angouleme, Vetter und Nachfolger Ludwigs XII. (geb. 1494, reg. 1515—1547, vermählt erst mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII., dann mit Eleonora, der Schwester Karls V.), ein feuriger, ehrsüchtiger Herr, tapfer und voll Verlangen nach Heldenruhm, ein Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften, aber auch den Zerstreuungen und üppigen Ausschweifungen zugethan, suchte vor allem die Absichten seines Vorgängers gegen Mailand durchzusetzen. Er war anfangs glücklich: durch seinen Sieg bei Marignano (13. und 14. Sept. 1515) fiel das Herzogthum Mailand in seine Hände. Aber bald darauf gerieth er mit Karl V., wie oben erzählt worden ist, in vier Kriege (1521—1526; 1526—1529; 1536—1538; 1542—1544), durch die er, ohne etwas zu gewinnen, Mailand verlor und große Gefahren über sein Reich brachte. Doch sorgte er, besonders seit dem Tode seiner Mutter, Luise von Savoyen (22. Sept. 1531), so glücklich für die Finanzen, daß er einen vollen Schatz hinterließ. Dabei brachte er Künste und Wissenschaften in Ehren und Anbau, verbesserte die Rechtspflege und das Kirchenwesen und vergrößerte die königliche Macht, indem er Bretagne völlig mit Frankreich vereinigte (1532), die Besetzung der geistlichen Stellen durch ein Concordat (Dec. 1515) an sich brachte, die Auflagen vermehrte und die Großen seines Reiches durch Aemter und Ehrenstellen an den Hof kettete und durch Aufwand schwächte.

Und

Und trotz aller Bedrängnisse, in die er das Reich stürzte, blieb ihm sein Volk mit Liebe zugethan, weil er, wie ein französischer Schriftsteller sagt, alle Tugenden und Fehler desselben theilte.

Die Kriege gegen das Haus Habsburg, die ihn so lange beschäftigt hatten, setzte sein Sohn und Nachfolger Heinrich II. (geb. 1518, reg. 1547—1559, vermählt seit 1533 mit Katharine von Medicis), auf Antrieb des sächsischen Kurfürsten Moritz, dann des Pabstes, fort. Dabei gewann er die deutschen Bißthümer Metz, Toul und Verdun (Waffenstillstand zu Vaucelles bei Cambrai, 5. Febr. 1556), und späterhin (8. Jan. 1558) die Stadt Calais, die er den mit dem Pabste verbundenen Engländern entreißen ließ. Dagegen verlor er gegen Spanien die Schlachten bei St. Quentin (10. Aug. 1557) und Grävelingen (13. Jul. 1558) und mußte in dem Frieden zu Chateau-Cambresis (3. Apr. 1559) die schon oben, in der Geschichte Spaniens erwähnten Opfer bringen. — Von nun an ruheten auf lange Zeit Frankreichs Kriege mit dem Auslande; dagegen folgten Kriege im Innern, die von Religionsgährungen ausgingen, dann bei herannahendem Ende des Hauses Valois Religions- und Erbfolgekriege zugleich wurden.

Schon unter Franz I. war die Reformation, besonders von der Schweiz her in Frankreich eingedrungen, wo ihre Anhänger den Namen Hugenotten erhiel-

erhielten *), und schon Franz I. und nach ihm Heinrich II. hatten durch Strafgesetze, Verfolgungen und Hinrichtungen sie zu unterdrücken gesucht. Aber vergebens! Sie breitete sich immer weiter aus, und selbst die Prinzen vom Geblüte, die Bourbons, traten ihr bei. Dagegen suchten die Guisen (lothringische Prinzen, benannt nach dem kleinen Herzogthume Guise in Lothringen, das dem ältesten von ihnen gehörte) den Katholicismus zu vertheidigen, dann auch, als das Erlöschen des Hauses Valois immer näher rückte, die Bourbons, die ein Erbrecht auf die Krone hatten, zu unterdrücken und, wo möglich, den Thron zu besteigen. Auf solche Weise entstanden, in den Tagen Heinrichs II. zwei Parteien, die der Guisen und die der Bourbons. An der Spitze der erstern standen damals Herzog Franz von Guise und sein Bruder der Cardinal Karl von Lothringen, an der Spitze der letzteren Anton von Bourbon (König von Na=

*) Ueber die Entstehung des Namens „Hugenotten" ist man ungewiß. Einige sagen, derselbe sey in Tours aufgekommen, weil dort die Protestanten nur bei Nacht gespensterartig erschienen wären, wie, der Sage nach, der alte König Hugo. Andre leiten ihn von den protestantischen Predigern in Flandern her, welche ihre Zuhörer Huytgenooten (d. i. Hausgenossen oder Familienglieder) anzureden pflegten. Noch andre meinen, er sey mit der Reformation aus der Schweiz gekommen, wo man die gegen Savoyen verbundenen protestantischen Genfer und Freiburger spottweise Eidgenossen oder nach verdorbener Aussprache Eignots genannt habe.

Navarra) und dessen Bruder Prinz Ludwig von Condé, und diesen zur Seite der ehrwürdige Admiral von Coligny und dessen Bruder der Oberst von Andelot. — König Heinrich II. sah diesem Aufkommen feindlicher Parteien zu, ohne demselben entgegen zu wirken. Er war zu schwach, um selbst zu regieren, und überließ die Regierung seiner Maitresse, Diane von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois erhob, und den Guisen, die er, trotz aller Warnungen seines Vaters, dem Throne immer näher führte, indem er den Herzog Franz von Guise zum Feldherrn und dessen Bruder, den Cardinal von Lothringen, zum Minister wählte. Er selbst beschäftigte sich am liebsten mit Turnieren und fand dabei seinen Tod. Denn als er zur Feier der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige von Spanien Philipp II. ein Turnier angestellt und den Grafen von Montgommery aufgefordert hatte, eine Lanze mit ihm zu brechen, wurde er von diesem mit dem Schaft einer zersplitterten Lanze so in das Auge getroffen (29. Jun.), daß er wenige Tage nachher starb (10. Jul. 1559).

Nach seinem Tode verstärkte sich die Macht der Guisen, da sein Sohn und Nachfolger Franz II. (1559—1560), erst sechszehn Jahre alt, ein Schwächling an Leib und Seele, dessen Gemahlin (seit 1558) Marie Stuart, eine Nichte der Guisen, und dessen Mutter Katharine von Medicis, die die Regierung leitete, eine Anhängerin derselben war. Dieß bewog die Bour-

Bourbons zu einer Verbindung mit den Hugenotten, um mit ihnen ihre Gegner, die Guisen und die übrigen Umgebungen des Königs, zu stürzen. Aber ihr Vorhaben wurde entdeckt und bestraft; selbst der König von Navarra und der Prinz von Condé, die in Gefangenschaft geriethen, würden ihr Leben verloren haben, wäre nicht bald darauf König Franz II. gestorben (5. Dec. 1560), und bei Katharinen die Furcht entstanden, durch die Herrschaft der Guisen alles Antheils an der Regierung verlustig zu werden.

Jetzt folgte, unter der Vormundschaft Katharinens, Franzens Bruder, Karl IX. (geb. 1550, reg. 1560—1574), unter dem die bereits begonnenen Unruhen in offene Kriege übergingen. Ein Angriff der Guisen auf die Hugenotten zu Vassy (am 1. März 1562) gab hierzu das Signal, und von beiden Theilen wurden diese Kriege mit abscheulichen Grausamkeiten geführt. In dem ersten derselben (1562 — 1563), geendigt durch den Vergleich zu Orleans (12. März) oder durch das Toleranz-Edict von Amboise (19. März 1563), verloren der König Anton von Navarra, der Marschall St. Andre und der Herzog Franz von Guise das Leben; in dem zweiten (1567 — 1568), geendigt durch den kurzen, kaum sechs Monate dauernden Frieden zu Longjumeau (27. März 1558), der Connetable von Montmorency; in dem dritten (1568—1570), geendiget durch den Frieden zu St. Germain en Laye (8. Aug. 1570), der

der Prinz Ludwig von Condé, an dessen Stelle dessen Sohn, Heinrich von Condé, und der junge Heinrich von Navarra (nachmals Heinrich IV.) zu Häuptern der Hugenotten ernannt wurden. Daß in diesen drei Kriegen letztere nicht erlagen, sondern vielmehr Religionsfreiheit und vier Sicherheitsplätze (Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac) erkämpften, hatten sie vornehmlich den Feldherrntalenten des Admirals von Coligny, und dem Beistand zu danken, den sie von England an Geld und Geschütz und von Deutschland (oder Kurpfalz) an Truppen erhielten. Dagegen suchte nun die Hofpartei, da offene Gewalt nichts vermocht hatte, die Hugenotten durch heimtückische Arglist zu unterdrücken. Sie stellte sich daher freundlich gegen sie, feierte Versöhnnngsfeste, vermählte die Schwester des Königs Karl IX. mit Heinrich, König von Navarra (18. Aug. 1572), und verhängte, als dadurch die vornehmsten Häupter der Hugenotten nach Paris gelockt worden waren, das grausenhafte Blutbad über sie (24. Aug. 1572), das den Namen der pariser Bluthochzeit, oder der Bartholomäusnacht führt *). Aber die Urheber dieser Abscheulichkeit erreichten ihre Absichten nicht. Der König von Navarra und der Prinz Heinrich von Condé, die gezwungen worden waren, zur katholischen Kirche

*) Man sehe im zweiten Abschnitt die fünfte Erzählung: „die pariser Bluthochzeit."

Kirche überzutreten, gingen, so bald sie konnten, zur protestantischen Kirche zurück, und die Partei der Hugenotten dauerte fort; ja sie war noch stark genug, mit Benutzung ihrer Sicherheitsplätze, einen vierten Krieg (1572—1573) zu führen, in welchem sie nach dem muthvollsten Widerstand, den sie vornehmlich zu Rochelle leistete, aufs neue freie Religionsübung erkämpfte (6. Jul. 1573).

Nicht lange darauf starb Karl IX (30. Mai 1574), ohne männliche Nachkommen: seine Mutter, heißt es, habe ihm Gift beibringen lassen, um ihren Lieblingssohn Heinrich, der damals (seit dem Oct. 1573) König von Polen war, auf den französischen Thron zu bringen. Wirklich gelang dieß. Heinrich III. (geb. 1551, reg. 1574 — 1589), entwich aus Polen und ward König von Frankreich. Aber er war eben so schwach als seine Brüder, mit allen Lastern seiner Mutter ausgestattet, dabei den lüderlichsten Ausschweifungen hingegeben und zwischen den Parteien, die ihn umgaben, hin und herschwankend. Anfangs bekriegte er zu widerholten Malen (1574—1576, dann 1577, dann 1579 und 1580) und ohne bedeutenden Erfolg die Hugenotten, mit denen sich auch die Katholiken, die eine Umbildung des Reiches wünschten, verbunden hatten. Dann als die Guisen, an deren Spitze damals Herzog Heinrich von Guise stand, ihm furchtbar wurden und selbst die Bürgerschaft in Paris gegen ihn aufgewiegelt hatten, nahm er gegen diese Partei und

ließ,

ließ, um sich wegen mancher Demüthigungen, die er erfahren hatte, zu rächen, den Herzog Heinrich von Guise (23. Dec.) und am folgenden Tage (24. Dec. 1588) dessen Bruder, den Cardinal Ludwig von Guise, ermorden. Darüber gerieth die Partei der Guisen, angeführt vom Herzog von Mayenne, dem jüngern Bruder der Ermordeten, in Aufstand und erklärte ihn für abgesetzt. Um sich auf dem Throne zu behaupten, verband sich Heinrich III. mit dem damaligen Haupte der Hugenotten, Heinrich von Navarra, (3. Apr. 1589) und belagerte mit ihm gemeinschaftlich Paris. Aber während dieses geschah, wurde er von einem schwärmerischen Mönch, Jacob Clement, in seinem Hauptquartier zu St. Cloud erstochen (1. Aug. 1589). Mit ihm erlosch das Haus der Valois.

Jetzt hatte Heinrich IV. (geb. 13. Dec. 1553, seit 1572 König von Navarra) das meiste Recht zum Throne: er war der nächste Verwandte des Hauses Valois, und Heinrich III. hatte sterbend ihn zu seinem Nachfolger ernannt; aber der Pabst, der König von Spanien und die Ligue traten seiner Thronbesteigung entgegen, Paris und der größte Theil Frankreichs war gegen ihn in Waffen, und der Herzog von Mayenne, damals das Haupt der Guisen und der Ligue, ließ Heinrichs Oheim, den alten Cardinal von Bourbon, unter dem Namen Karl X. zum König erwählen (21. Nov. 1589). Doch Heinrich IV. überwand alle Hindernisse, die sich zwischen ihn und

den Thron drängten, überwand sie durch das Glück, das mit ihm war (schon am 10. Mai 1590 starb der alte Cardinal von Bourbon), durch den Beistand, den Hugenotten, Engländer und Deutsche ihm leisteten, und noch mehr durch die Klugheit, Tapferkeit, Großmuth und Leutseligkeit, die ihn auszeichnete. Mehrmals siegte er über seine Feinde, am glänzendsten zu Ivri am 14. März 1590. Aber bald fühlte er, daß zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Erlangung des Friedens eine Religionsveränderung für ihn nothwendig sey. Er trat daher zu St. Denys (25. Jul. 1593) öffentlich zur katholischen Kirche über und empfing (25. Febr. 1594) zu Chartres die Krönung. Hierauf unterwarf sich ihm Paris (22. März 1594), dann das übrige Frankreich; der Pabst sprach ihn (17. Sept. 1595) vom Banne los, der Herzog von Mayenne suchte und erhielt Verzeihung, und der König von Spanien erkannte ihn in dem Frieden zu Vervins (2. Mai 1598) als König von Frankreich an. Nun erst hatte er seinen Thron gesichert und konnte seinem edlen Eifer, der Wohlthäter Frankreichs zu werden, Genüge leisten. Und er that dieß, unterstützt von seinem treuen und einsichtsvollen Minister, dem Herzog von Sully. Er gab, um seine vormaligen Glaubensgenossen zu befriedigen und den Samen zu neuen Unruhen zu ersticken, das Edict von Nantes (13. Apr. 1598), das den Hugenotten Religionsfreiheit, Sicherheitsplätze und Zutritt zu allen Aemtern

und

und Würden zusicherte; er stellte die öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt her; er brachte Ordnung in die Staatseinkünfte und sammelte einen ansehnlichen Schatz; er erhob Ackerbau und Gewerbthätigkeit, Handel und Schiffahrt, Wissenschaften und Künste, und führte seine Unterthanen einem seltenen Wohlstand entgegen. Zuletzt wollte er nach aussen hin Frankreichs Ansehn erheben und dazu die Macht des Hauses Habsburg in dessen beiden Linien, der deutschen und spanischen, brechen. Aber ehe er die Ausführung dieses Planes, zu dem auch die Stiftung eines europäischen Staatenbundes gehörte, beginnen konnte, wurde er von Franz Ravaillac ermordet (14. Mai 1610). — In ihm verlor Frankreich seinen größten König, der durch körperliche und geistige Vorzüge, am schönsten durch wahrhaft landesväterliches Wohlwollen hervorstrahlte *).

Weit verschieden von ihm war sein Sohn und Nachfolger Ludwig XIII. (geb. 27. Apr. 1601, und seit 1615 vermählt mit Anna Maria, der Tochter Philipps III.), der als Unmündiger zur Regierung kam und nie mündig wurde, abhängig erst von seiner Mutter Maria von Medicis und deren Lieblingen, dem Florentiner Concini (Marschall d'Ancre) und dessen Frau (bis 1617), dann von seinem Kammerpagen de Lu-

6 *

*) Eine weitere Ausführung des hier kurz Angedeuteten findet sich in der sechsten Erzählung des zweiten Abschnitts: „Leben und Tod Heinrichs IV."

Luines, der vom Falkenjäger zum Connetable und Großsiegelbewahrer emporstieg, endlich vom Cardinal Richelieu (Bischof von Luçon), der (geb. 1585), im Jahre 1621 Mitglied des Staatsraths und im Jahre 1624 erster und einziger Minister wurde. Schwäche und Ränkesucht bezeichneten die Schritte der ersteren Führer des Königs: die großen Plane Heinrichs IV. wurden aufgegeben, Sully verstoßen, der von ihm gesammelte Schatz vergeudet, Hofcabalen und Zerrüttungen brachen wieder hervor. Auch wußten jene Führer sich nicht zu behaupten: der Marschall d'Ancre wurde auf Befehl des Königs meuchelmörderisch erschossen (24. Apr. 1617), seine Frau enthauptet, und die Königin Mutter nach Blois verwiesen, und de Luines war seinem Sturze nahe, als er starb (15. Dec. 1621). Dagegen brachte Richelieu, ein umsichtiger, kräftiger und beharrlicher Mann, aufs neue Kraft und Festigkeit in die Verwaltung des Staates, erhöhete dessen Macht und Einfluß nach aussen und behauptete sich trotz der Anfeindungen und Verfolgungen bis an seinen Tod. Sein Hauptstreben ging dahin, im Innern die königliche Macht und nach aussen Frankreichs Ansehn und Einfluß zu erheben. Er bekämpfte daher in Frankreich die Protestanten und brachte es nach der Einnahme von Rochelle (28. Oct. 1628) dahin, daß sie aufhörten eine politische Partei zu seyn, wobei sie jedoch ihre Religionsfreiheit nicht verloren. Dagegen unterstützte er die Protestanten in Deutschland während des dreißig-

ßigjährigen Krieges, und trat seit 1635 öffentlich gegen Oestreich und Spanien auf. Hierdurch führte er Frankreich zur Besitznahme einerseits des Elsasses und Breisgaus und andrerseits Cataloniens und Roussillons, überhaupt zu bedeutendem Einfluß auf die Angelegenheiten Europas und insbesondere Deutschlands. Indem er aber auch sich selbst durch alle Arten von Gewaltstreichen zu behaupten suchte, und deshalb eben so bewundert als gehaßt verschied (4. Dec. 1642), erhob er zugleich den Despotismus der französischen Könige, der nach Ludwigs XIII. Tode (14. Mai 1643), unter dessen Nachfolger Ludwig XIV. und dem von Richelieu zum Minister empfohlenen Cardinal Mazarini, gewaltthätig hervorbrach.

## V. England.

Wie Frankreich, ward auch England von Stürmen heimgesucht, die aus der Reformation hervorgingen und sich mit Streitigkeiten vermischten, die auf Thronfolge, Herrscherrechte und Volksfreiheit Bezug hatten. Herbeigeführt aber wurden dieselben vornehmlich durch die Halbheit und Launenhaftigkeit, mit der Heinrich VIII. in politischen, ehelichen und religiösen Verhältnissen verfuhr.

Heinrich VIII. (geb. 1491, reg. 1509—1547), der Sohn und Nachfolger Heinrich VII., mit dem das Haus Tudor (1485) auf den englischen Thron gekom-

gekommen war *), war zwar mit guten Anlagen und vielerlei Kenntnissen und Geschicklichkeiten ausgerüstet, aber überaus leidenschaftlich, eigensinnig, ehrsüchtig und wollüstig und daher nicht im Stande, einen großen, weitgreifenden Plan mit Umsicht und Festigkeit zu verfolgen. Eben so wenig vermochte dieß sein Minister und Günstling, der Cardinal Wolsey, Erzbischof von York, der bei allen Talenten, die er besaß, und bei aller Geschicklichkeit, mit der er den König unvermerkt leitete (1514—1529; er starb 1530), leicht jedem sich hingab, der seinem Stolze oder seiner Habgier schmeichelte, und wiederum mit Rachsucht denen entgegentrat, die seinen Leidenschaften nicht dienten. In dem langwierigen Kampfe zwischen Franz I. und Karl V. wollte Heinrich VIII. Schiedsrichter seyn; oft äusserte er, „wem er geneigt wäre, der würde gewiß siegen," und seine Stellung, so wie der Wetteifer, mit dem Franz I. und Karl V. um seine Freundschaft buhlten, konnte dieser Aeusserung Gewicht geben; aber, getrieben von seiner Leidenschaftlichkeit, schwankte er erfolglos zwischen beiden Nebenbuhlern. Erst war er (1522—1523) auf Karls Seite, dann (1524) neutral, dann (1526—1529) auf Franzens Seite, dann (1544) wieder auf Karls Seite, bis er 1546 mit Franzen Friede machte, ohne etwas Ersprießliches für England oder Europa erwirkt zu haben.

wie

*) s. histor. Bildersaal, Th. IV, 1, 165.

Nicht minder launenvoll oder veränderlich war er in seinen ehelichen Verbindungen. Seine erste Gemahlin (seit 1509) war die Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellens von Castilien (geb. 1485), erst Gemahlin seines (1502) verstorbenen Bruders Arthur, Katharina von Aragonien, von der ihm die nachmalige Königin Marie die Katholische geboren wurde (1516); er verstieß sie (1526) unter nichtigen Vorwänden und ließ sich von ihr scheiden (1531), um eine jüngere und schönere Frau heurathen zu können. Diese war Anna von Boleyn, die ihm die nachherige Königin Elisabeth gebar (1533). Einige Jahre nachher, als er ihrer überdrüßig geworden war, ließ er sie unter dem Vorwande des Ehebruchs enthaupten (19. Mai 1536) und heurathete eine ihrer Hofdamen, Johanna Seymour. Diese starb im Kindbette (14. Oct. 1537), nachdem sie ihm einen Sohn, den nachherigen König Eduard VI. (12. Oct. 1537) geboren hatte. Seine vierte Gemahlin Anna von Cleve schickte er wegen ihrer Häßlichkeit nach Deutschland zurück (im Januar 1540). Seine fünfte Gemahlin Katharina von Howard (seit dem 8. Aug. 1540) ließ er wegen erwiesener Untreue enthaupten (19. Febr. 1542). Auch seine sechste Gemahlin Katharina von Parr (12. Jul. 1543) wollte er unter dem Vorwande ketzerischer Meinungen hinrichten lassen; aber sie wußte ihn wieder zu gewinnen, überlebte ihn und heurathete nach seinem Tode (er starb am 28. Jan. 1547) den Lord Johann Seymour.

Von

Von dieser seiner Veränderlichkeit in ehelichen Verbindungen, die für England wichtige Folgen hatte, ging zunächst die Religionsveränderung aus, die er in England einführte. Beim Anfang der Reformation schrieb er gegen Luthern (1521) das Buch von den sieben Sacramenten, das ihm vom Pabste den Ehrentitel „Vertheidiger des Glaubens" verschaffte; aber späterhin, als er sich von seiner ersten Gemahlin wollte scheiden lassen (1526), und Pabst Clemens VII. aus Furcht vor dem Neffen derselben, Karl V., der Scheidung widerstrebte, er aber eigenmächtig diese Scheidung und die Ehe mit Anna Boleyn vollzog (1531), nun der Pabst Scheidung und Ehe für ungültig erklärte (1534) und zuletzt (1538) ihn mit dem Bann belegte und alle Engländer des Gehorsams gegen ihn entband: da brach er alle Verbindungen mit dem Pabste ab, untersagte alle Berufungen und Geldzahlungen an den päbstlichen Stuhl, und führte, mit Beistimmung des Parlaments, den Supremateid ein, durch den er sich zum Oberhaupt der evangelischen Kirche erklärte und geistliche und weltliche Beamte verpflichtete, ihn als solches anzuerkennen. Weiterhin ließ er die Klöster eingehen und stellte (1539) neue Glaubensartikel auf, kraft deren die Verehrung der Bilder und der Reliquien, das Fegefeuer, das Mönchsgelübde und das Primat des Pabstes verworfen, dagegen die Lehren von der Ohrenbeichte, von der Messe, von der Brodverwandlung, von der Entziehung des Kelchs im Abendmahl und von der Ehelosigkeit der Prie-

Priester als giltig angenommen, werden sollten. Diese halbe Reformation, die nicht aus dem hohen Gefühl für Wahrheit, sondern aus niedrigen Absichten hervorging und kein Beitreten zu den Protestanten, sondern nur ein Lossagen vom Pabste seyn sollte, befriedigte nicht die Protestanten, deren es damals schon viele in England gab, erbitterte die Katholischen, und gab die Loosung zu den blutigsten Stürmen. Heinrich selbst war bei seiner Eigensinnigkeit durch den Widerspruch, den er fand, so erbittert, daß er gegen Katholiken und Protestanten mit gleicher Grausamkeit verfuhr und mehrere vortreffliche Männer, unter andern den ehrwürdigen Kanzler Thomas Morus, hinrichten ließ (1535). Ueberhaupt verfuhr er als ein unumschränkter Herr und wußte das Parlament so einzuschüchtern, daß es sich überall nach seinem Willen bequemte.

Bessere Zeiten schienen einzutreten, als sein Sohn Eduard VI. (geb. 1537, reg. 1547—1553) zur Regierung kam und, erst 10 Jahre alt, von seinem Oheim Eduard Seymour, Herzog von Sommerset, und dem verständigen Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, geleitet wurde. Mit weiser Mäßigung und ohne alle gewaltsame Maßregeln gegen Andersdenkende wurde jetzt in der Reformation fortgeschritten. Der junge König ward in der protestantischen Lehre unterrichtet, die Glaubensartikel Heinrichs VIII. wurden aufgehoben, die Messe, Ohrenbeichte und Bilderverehrung abgeschafft, den Laien der Kelch im Abendmahle

mahle gereicht, und nur Heinrichs Verfügungen gegen die päbstliche Gewalt erneuert. Aber bei Eduards Jugend und bei der Schwäche seines Führers, des Herzogs von Sommerset, erhoben sich in kurzem aus der Masse des vorher niedergehaltenen Gährungsstoffes neue Unruhen. Der Herzog von Sommerset wurde gestürzt (1552) von dem ränkevollen Grafen von Warwick (Herzog von Northumberland), der nun an der Spitze des Staatsraths das Reich regierte und, um dasselbe an sein Haus zu bringen, den schwachen und kränklichen König beredete, seine Schwestern Marie und Elisabeth, als unächt erklärte Kinder Heinrichs VIII., von der Thronfolge auszuschließen, und dagegen eine Enkelin der jüngern Schwester Heinrichs VIII., Johanna Grey, die Warwick mit seinem Sohne Guilford Dudley verheurathet hatte, zur Thronfolgerin zu ernennen. Wenige Tage nach dieser Verfügung starb Eduard VI. (6. Jul. 1553), und Johanna Grey, erst 17 Jahre alt, wurde von dem Anhang ihres Schwiegervaters zu London als Königin ausgerufen (10. Jul.). Aber bei aller ihrer Liebenswürdigkeit fand sie keinen Anhang: das Näherrecht der Töchter Heinrichs VIII. ward von der Nation anerkannt, und die älteste derselben, Maria, obschon mehr gehaßt als geliebt, auf den Thron erhoben. Ohne Widerstreben, ja mit Freudigkeit verließ nun Johanna den Thron, den sie neun Tage zuvor mit Unwillen bestiegen hatte. Aber weder Unschuld noch Jugend konnte sie retten. Die leidenschaftliche

Maria

Maria ließ erst Johannens Schwiegervater, den Herzog von Northumberland hinrichten (22. Aug. 1553), und sie selbst nebst ihrem Gemahl gefangen setzen, dann, als sich ein Aufstand für sie erhoben hatte, beide enthaupten (12. Febr. 1554) *). Mit gleicher Härte und Leidenschaftlichkeit verfuhr Maria, „die Katholische" genannt, während ihrer ganzen Regierung (1553 — 1558). Voll blinden Eifers für die katholische Lehre, in der sie erzogen war, und erbittert über die Zurücksetzung, die sie in früheren Zeiten hatte erfahren müssen, stellte sie den Katholicismus wieder her, hob alle gegen denselben erlassenen Verfügungen auf und ließ die ärgsten Verfolgungen gegen die Protestanten zu. Viele derselben wurden martervoll hingerichtet, unter andern der ehrwürdige Thomas Cranmer (21. März 1556), noch mehrere mußten auswandern. Volksliebe galt ihr eben so wenig, als Gerechtsame des Volkes. Gleichsam zum Hohn desselben vermählte sie sich mit dem spanischen König Philipp II. (24. Jul. 1554), der sie zu einem Krieg mit Frankreich bewog, in welchem Calais für England verloren ging (1558). Glücklicherweise starb sie bald und ohne Kinder zu hinterlassen (15. Nov. 1558), worauf ihre Halbschwester Elisabeth zum Thron gelangte, deren Regierung wohlthätig für England wurde.

Eli-

*) Man sehe die siebente Erzählung im zweiten Abschnitte: „Johanna Grey."

Elisabeth (geb. 1533, reg. 1558—1603), unter Gefahren und Leiden aufgewachsen, war eben dadurch zu der umsichtigen Klugheit, Mäßigung und Thätigkeit, aber auch zu der Arglist, Verstellungskunst und Eigenwilligkeit hingeführt worden, mit der sie während ihrer langen Regierung die innern und äussern Angelegenheiten ihres Reiches leitete. — Das Erste, was sie in Bezug auf die innern Angelegenheiten vornahm, war die Herstellung der Reformation oder die Anordnung des Kirchenwesens, wozu der Wunsch ihres Volkes und die unbesonnene Hitze, mit der Pabst Paul IV. ihr Anrecht zum Throne verwarf, sie bestimmte. Sie verfuhr dabei nicht ohne Mäßigung, aber auch mit herrischem Eigensinn. Bald nach dem Anfang ihrer Regierung (im Jan. 1559) ließ sie durch das Parlament die von ihrer Vorgängerin erlassenen Verfügungen zur Herstellung des Katholicismus zurücknehmen, den Suprematеid erneuern und sich das Recht zusprechen, die Kirche zu reformiren, die Kirchengebräuche anzuordnen und Bischöfe zu ernennen. Duldung verschiedener Religionsparteien neben einander lag nicht in ihrem Sinne, sondern mögliche Gleichförmigkeit oder Vereinigung der Parteien. Sie nahm daher nicht Luthers oder Calvins Reformation an, sondern stellte, fast wie ihr Vater, eine Kirche nach katholischen und protestantischen Grundsätzen auf. Sie ließ das Gerüste der alten Hierarchie bestehen (von dem nur die Messe, das Mönchswesen und die Pabstherrschaft weggeschafft wurden),

den), brachte die Oberaufsicht über die Kirche vom Pabst an die Krone, behielt Bischöfe und Erzbischöfe bei, die im Namen der Krone das Kirchenregiment leiten und Sitz und Stimme im Oberhause haben sollten, ordnete prunkvolle Kirchengebräuche an, die nur wenig von den katholischen abwichen, und gab den Glaubenslehren der Protestanten eine solche Einkleidung, daß sie auch den Katholiken wenig anstößig erscheinen möchten. Die so von ihr geordnete Kirche erhielt, weil sie die herrschende seyn und Bischöfe (Episcopi) an ihrer Spitze stehen sollten, den Namen „bischöfliche," oder „hohe Episcopalkirche," und ihr Glaubensbekenntniß wurde im Jahre 1671 in 39 Artikeln zusammengefaßt. Aber die Absicht der Königin, ihre Unterthanen in Hinsicht auf Religion zu vereinigen, wurde nicht erreicht, und konnte noch weniger in einer Zeit erreicht werden, in der auf den Unterschied der Glaubenslehren mit dem eigensinnigsten Eifer gesehen wurde. Viele ihrer Unterthanen, die sich nach Calvins Grundsätzen gebildet hatten, bestanden darauf, daß nicht Bischöfe, sondern Aelteste (Presbyteres), die Kirche leiten, daß in Religionssachen kein menschliches Ansehn gelten, und daß im äussern Betragen Sittenstrenge herrschen sollte. Man nannte solche Puritaner und Presbyterianer, oder auch Dissenters und Non-Conformisten, mit welchem Namen man jetzt noch die bezeichnet, die sich nicht zur herrschenden oder bischöflichen Kirche bekennen. Um sie,

die

die wegen ihres Hanges zu bürgerlicher, wie zu religiöser Freiheit der Königin mißfielen, zu unterdrücken und zugleich die neuen Einrichtungen zu sichern, ordnete Elisabeth den „Gerichtshof der hohen Commission" an (1584), der eine nicht minder gehäßige Gewalt als das Inquisitionsgericht erhielt. Doch konnte sie die Puritaner nicht unterdrücken, deren Anzahl schon in Elisabeths Tagen bedeutend anwuchs, und nur durch ihre Wachsamkeit und Strenge im Zaum gehalten wurde.

Das Zweite, was Elisabeths Regierung im Betreff der innern Angelegenheiten besonders merkwürdig machte, war das Emporbringen des Gewerbfleißes, Handels und Seewesens der Engländer. Freilich waren es vornehmlich ihre Händel mit Philipp II. und ihre Verbindungen mit den Niederländern, was sie darauf hinführte, und sie belastete das Leben und die Betriebsamkeit ihrer Unterthanen durch die Ertheilung von Monopolien, durch die sie ihre Einkünfte und mit denselben ihre Gewalt zu vermehren suchte; aber das Lob gebührt ihr, daß sie deutlich erkannte, auf welchem Wege England zu Macht, Reichthum und Ansehn gelangen könne, und daß sie dazu zweckdienliche Verfügungen traf. Sie ermunterte zum Ackerbau, durch Freigebung der Kornausfuhr und Austrocknung morastiger Gegenden; sie belebte den innern Verkehr durch Verbesserung der Münze, Anlegung von Landstraßen und Pflasterung der Städte; sie verbesserte die Manufacturen und Fabriken, besonders die Wollwebereien,

bereien, durch Aufnahme der Niederländer, die Philipps II. Despotismus vertrieb; sie beförderte den Handel durch Errichtung der königlichen Bank, deren eigentlicher Stifter Thomas Gresham war, durch Benutzung der bereits (1513) entdeckten Fahrt nach Archangel zu einem Handel mit Rußland (1569), der zum Handel mit Persien hinführte, durch Eröffnung des Handels mit der Levante (1583) und durch Einrichtung einer ostindischen Compagnie (1600). Ganz besonders erhob sie das Seewesen, indem sie die Seemacht der Krone ansehnlich vermehrte, ihre reicheren Unterthanen antrieb Schiffe zu bauen, und den Entdeckungseifer kühner Seefahrer belebte. Unter ihr umsegelte erst Franz Dracke (15. Nov. 1577 bis 3. Nov. 1580), dann Thomas Cavendisch (21. Jul. 1586 bis 9. Sept. 1588) die ganze Erdkugel, wodurch den Engländern alle Meere bekannt und neue Erzeugnisse (namentlich Kartoffeln, Rauchtaback, und späterhin Thee) nach Europa gebracht wurden. Doch wollte die Anlage der Colonieen unter ihr noch nicht gedeihen. Namentlich war dieß der Fall, als Walter Raleigh 1584 nach Nordamerika segelt und hier in dem Lande, das er zu Ehren der Elisabeth „Virginien" nannte, eine Colonie anlegte. Dieselbe ging bald wieder zu Grunde und gewann erst unter Jacob I. fortdauernden Bestand.

Merkwürdig wurde drittens Elisabeths Regierung in Betreff der inneren Angelegenheiten durch die Beförderung der Künste und Wissenschaften. Schon unter

Hein-

Heinrich VIII. hatten Künste und Wissenschaften in England Aufnahme gefunden; aber erst unter Elisabeth kamen sie empor, theils weil diese Königin den Großen ihres Reiches mit ihrem Beispiele vorleuchtete (sie selbst ehrte Gelehrsamkeit, und besaß viele gelehrte Kenntnisse), theils weil sie durch Aufregung des Unternehmungsgeistes und des Widerstandes gegen den Pabst den Geist ihres Volkes belebte, theils weil sie öffentliche Schulen anlegte und geschickte Lehrer anstellte. Auch traten unter ihr viele geistvolle und gelehrte Männer auf, wie z. B. der Philosoph Frank Bacon von Verulam (geb. 1560, gest. 1626), der mit tiefem Scharfsinn das Gebiet des menschlichen Wissens durchmusterte, und der Dichter Wilhelm Shakespeare (geb. 1564, gest. 1617), der mit hinreißender Kraft und Lieblichkeit das Erhabenste und das Alltäglichste darzustellen im Stande war, ein Menschenkenner und Menschenmaler, wie wenige vor ihm und nach ihm.

Im Betreff der auswärtigen Angelegenheiten wurde Elisabeths Regierung vorzüglich durch ihre Händel mit Maria Stuart und mit Philipp II. merkwürdig. Die Händel mit Maria Stuart, Königin von Schottland, erzeugt durch Mariens Ansprüche auf den englischen Thron, und durch weibliche Eitelkeit in Flammen erhalten, brachten Unglück über Schottland, Verderben über Marien und Unehre über Elisabeth. Da nämlich Maria Stuart bei ihren Ansprüchen auf den englischen Thron von Frankreich, vom Pabste und von den Katholiken

liken in England unterstützt wurde, und England von Schottland aus am leichtesten verwundet werden konnte: so unterhielt Elisabeth, um ihren Thron zu sichern, die gehaßte Nebenbuhlerin zu unterdrücken und Schottland an sich zu bringen, die Unruhen, die schon früher in diesem Nachbarlande entstanden waren. Das unkluge und leidenschaftliche Verhalten Mariens kam ihr dabei zu Statten. Marie mußte aus Schottland nach England flüchten und Schutz bei Elisabeth suchen (Mai 1568). Elisabeth aber, ohne Großmuth, nur den Eingebungen ihrer Eigennützigkeit und Eifersucht folgend, ließ sie erst in Verwahrung bringen, dann gefangen setzen und endlich hinrichten (8. Febr. 1587) *). So widrig Elisabeth bei diesen Händeln erscheint, so glanz- und ruhmvoll erscheint sie dagegen bei ihren Händeln mit Philipp II. durch die muthvolle Unerschrockenheit und weise Vorsicht, mit der sie den Drohungen desselben entgegentrat, und dadurch nicht bloß den Glauben, die Freiheit und Selbständigkeit Englands rettete, sondern auch dessen Ansehn erhob und ihr Volk zu großen Unternehmungen begeisterte. — Das Wesentliche dieser Händel war Folgendes.

Philipp II., erbittert gegen Elisabeth, die seine Hand ausgeschlagen, die Niederländer gegen ihn unterstützt und durch kühne Seefahrer seinen Colonieen in

*) Ausführliche Nachrichten über Maria Stuart enthält die achte Erzählung im zweiten Abschnitte dieser Bandes.

in Amerika Abbruch gethan hatte, dann aufgereizt vom Pabste, der sie (25. Febr. 1569) mit dem Banne belegt, ihre Unterthanen des Gehorsams gegen sie entbunden und ihre Krone dem König von Spanien zugesagt hatte, endlich auch durch Maria Stuart zur Rache aufgefordert, beschloß nach vielen kleineren Befehdungen mit einem Hauptschlage England und die Niederländer sich zu unterwerfen. Er sendete dazu die Armada oder unüberwindliche Flotte ab (1588). Aber vergebens! Durch Stürme und die besonnene Tapferkeit der englischen Seehelden, namentlich eines Howard (Graf von Nottingham), Drake, Hawkins und Frobisher wurde diese Flotte, als sie durch den Kanal gezogen war, größtentheils vernichtet und zerstreut. So befreit von einer drohenden Gefahr, erhob sich Elisabeth zum Angriffskrieg gegen Spanien: sie trat in nähere Verbindung mit Holland und Frankreich und unterstützte beide gegen Spanien; sie schickte ihre Flotten aus, um die Zufuhr westindischer Schätze nach Spanien aufzufangen und die spanischen Colonieen zu befehden, ja sie griff Spanien selbst an, wo Howard und Essex am 1. Jul. 1596 Cadix eroberten und alle dort befindlichen Schiffe verbrannten. Bei solchem Krieg gegen Spanien beharrte sie bis an ihren Tod.

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte sie vornehmlich mit den aufrührerischen Katholiken in Irland, die von Philipp II. aufgeregt und unterstützt wurden, zu kämpfen. Schon hatte sie mehrere Versuche zur

Un-

Unterdrückung derselben gemacht, als sie ihren Liebling den Grafen von Essex (1599) mit einem ansehnlichen Heere nach Irland schickte. Aber auch Essex vermochte nichts auszurichten und verlor durch sein eigenmächtiges Verfahren erst die Gunst der Elisabeth, sodann, als er einen Aufstand begonnen hatte, das Leben (25. Febr. 1601). Zwei Jahre darauf starb Elisabeth, am 24. März 1603, im 70. Jahre ihres Alters und im 45. ihrer Regierung *). — Mit ihr endigte die Regierung des Hauses Tudor, und es folgte nun mit Jacob I., dem Sohne der unglücklichen Maria Stuart, den Elisabeth kurz vor ihrem Tode zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, die Regierung des Hauses Stuart, die zwar über die Grenze des gegenwärtigen Abschnittes hinausgeht, aber um deswillen hier zu erzählen ist, weil erst unter ihr der Kampf, den die Reformation in England angeregt hatte, durchgekämpft wurde.

Unglücklich war das Haus Stuart, und nicht ohne eigne Schuld; denn nie befreundete es sich mit der Nation, und ohne auf den Freiheitsdrang derselben zu achten, strebte es, fern von aller Mäßigung, deren Schein selbst die eigenwilligsten unter den Tudors nicht ganz verschmähet hatten, mit blinder Lei-



*) Ueber Elisabeths Charakter und Lebensende s. die neunte Erzählung im zweiten Abschnitte.

denschaftlichkeit dem Katholicismus und Depotismus zu. Furchtbare Stürme kamen dadurch, wie über die Stuarts, so über ganz England. Doch während jene denselben unterlagen, behauptete sich dieses, ja es schritt seiner gegenwärtigen Größe näher und gewann namentlich an Gewerbfleiß, Handel, Seemacht und Colonieen.

Jacob I. (geb. 1566, reg. 1603—1625), mehr zum Gelehrten als zum Regenten gebildet uud aufgewachsen unter einem wilden Parteigewühl, das ihn bald tief erniedrigte, bald hoch erhoben hatte, war voll thörichter Einbildungen auf seine Gelehrsamkeit und auf die Unbeschränktheit seiner Königsgewalt. Die Presbyterianer und Puritaner, in deren Lehren er erzogen worden war, haßte er wegen ihrer Freiheitsgesinnungen und weil sie seinen Herrscherstolz mehrmals gekränkt hatten; dagegen sah er die Katholiken als Stützen der monarchischen Gewalt an und stimmte ihnen bei bis auf den Lehrsatz von der päbstlichen Obergewalt über die Kirche und die Könige. Er erklärte sich daher, sobald er König von England geworden war, für die von Elisabeth eingerichtete Episcopalkirche, schalt die Puritaner gefährliche Sectirer und gab günstige Gesinnungen für die Katholiken zu erkennen. Eben deshalb schloß er Frieden mit Spanien (1604), in welchem er die Beschützung der Niederländer aufgab. Rühmlich war es, daß er die Verbindung Englands und Schottlands einleitete (er nahm

daher

daher den Titel „König von Großbritannien" an), daß er Irland durch Anbau und gesetzliche Einrichtung aus tiefer Zerrüttung zu erheben suchte, daß er die Colonie-Anlagen Englands in Nordamerika unterstützte und dem Emporkommen des Handels und Gewerbfleißes wenigstens nicht entgegen war; aber er gewann damit keine Liebe bei seinen Unterthanen, selbst nicht bei den Katholiken. Weil er, die unter der vorigen Regierung erlassenen Beschlüsse gegen die Katholiken nicht zurücknahm und die Vertreibung der Jesuiten aus England anbefahl (1604), so traten mehrere fanatische, von Jesuiten geleitete Katholiken gegen ihn zusammen und stifteten die sogenannte Pulververschwörung. Sie wollten nämlich ihn, seinen Sohn und das ganze Parlament durch eine unter dem Parlamentssaale angelegte Pulvermine mit Einem Schlage tödten. Dieß sollte am 5. Nov. 1605 geschehn, und schon waren alle Vorkehrungen in der Stille bewerkstelliget, als der Warnungsbrief eines der Verschworenen an ein Parlamentsmitglied zur Entdeckung, Vereitelung und Bestrafung dieses teufelischen Vorhabens hinführte. Jacob ließ sich hierauf den Suprematseid schwören (1606); aber die Parteilichkeit, die er für die Katholiken zu äussern fortfuhr, setzte ihn bei den Anhängern der neuen Lehre herab und erregte bei ihnen den Verdacht, daß er heimlich Katholik sey. Späterhin erhielt dieser Verdacht dadurch Gewicht, daß er für seinen Sohn eine katholische Prinzessin zur Gemahlin verlangte (erst, 1618—1622,

die

Gemahlin Philipps III., dann, 1624, die Schwester Ludwigs XIII., Henriette Marie), und daß er seinen protestantischen Schwiegersohn, Friedrich von der Pfalz, ohne Unterstützung ließ, bis ihn endlich die Erbitterung über die von Spanien zurückgewiesene Brautbewerbung zum Krieg gegen Spanien und Oestreich bestimmte. Hierzu kam noch, daß er die Staatsschätze verschwenderisch vergeudete, während er das Volk mit willkürlichen Auflagen bedrückte, daß er die Puritaner, deren Grundsätze sich mit ihrer Anzahl immer weiter verbreiteten, verächtlich behandelte, daß er stets und ohne Rückhalt von seiner unumschränkten Königsgewalt sprach und die Rechte des Parlaments öffentlich bestritt (1621). Kein Wunder war es also, daß die Nation gegen ihn erbittert, zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten gereizt und zu einer Gährung erregt wurde, die sich bald nach seinem Tode (er starb am 27. März 1625) unter seinem Sohne und Nachfolger Karl I. furchtbar entladete.

Karl I. (geb. 1609, reg. 1625—1649) zwar mit mancherlei Kenntnissen und vielen Tugenden des häuslichen Lebens ausgestattet, aber nicht mit Klugheit und Entschlossenheit und ohne Zutrauen zu sich selbst, vermehrte durch seine Schwächen, besonders durch seinen Hang zum Katholicismus und Despotismus, die Gährungen, die seines Vaters Regierung erregt hatte. — Gleich anfangs mißfiel vieles an ihm, z. B. daß er die Vermählung mit der katholischen Prinzessin Henriette Ma-

Marie, mit der ihm sein Vater verlobt hatte, vollzog (am 11. Mai 1625), daß er den verhaßten Minister seines Vaters, Herzog von Bukingham, beibehielt und sein erstes und zweites Parlament, das diesen zur Rechenschaft zog, aufhob (1625 und 1626), daß er den Katholiken in England Religionsfreiheit ertheilte, daß er die Unumschränktheit der Königsgewalt auf den Kanzeln einzuschärfen befahl, daß er ohne Zustimmung des Parlaments Abgaben erhob. Gegen solche Willkür erhob sich nachdrücklichst das dritte Parlament, das er im Jahre 1628 zusammenberief. Zuerst brachte es, zur Sicherung der persönlichen Freiheit und der Unverletzbarkeit des Eigenthums ein (noch geltendes) Gesetz auf, das man die Bittschrift für die Rechte (Petition of right) nannte, um anzudeuten, daß die alten Rechte geschützt werden sollten. Als nun der König, nach langen Zögerungen und Ausflüchten, dieses Gesetz genehmiget hatte (7. Jun. 1828), machte ihm das Parlament besonders das Pfund- und Tonnengeld (oder die Erhebung des Zolles für ein- und ausgehende Waaren) streitig. Schon aus solchen Ereignissen hätte er abnehmen können, wie sehr seine Eingriffe in die kirchlichen Einrichtungen und bürgerlichen Freiheiten mißfielen; aber er ließ sich dadurch nicht warnen. Als er das dritte Parlament, unmittelbar nach dem Zwiste über das Pfund- und Tonnengeld, aufgehoben hatte (1629), regierte er eilf Jahre lang (1629—1640) ohne Parlament, ganz willkürlich, geleitet vom Grafen Straf-

Strafford in weltlichen und vom Bischof Laud in kirchlichen Angelegenheiten (Bukingham war am 23. Aug. 1628 zu Portsmouth meuchelmördierisch getödtet worden). Indessen wurde ein Krieg mit Spanien, den er (1625 — 1630) zur Unterstützung Friedrichs von der Pfalz, und ein Krieg mit Frankreich, den er (1627—1630) zur Unterstützung der Hugenotten unternommen hatte, eben so kraftlos geführt als ruhmlos geendigt. Doch noch größere Erbitterung erregte er, als er sich vom Bischof Laud, einem schwärmerischen Eiferer für die bischöfliche Kirchenverfassung, zur Einführung einer neuen prunkvollen Liturgie, die sich der katholischen sehr näherte, bereden ließ (1636). Diese Liturgie wollte er in Schottland mit unnachsichtlicher Gewalt durchsetzen (1637), während er zugleich Abgaben und Geldstrafen willkürlich anordnete. Darüber erhob sich lautes Mißvergnügen! Viele Engländer wanderten aus, besonders nach Nordamerika; die Schotten aber geriethen in Aufstand, stifteten den Covenant (März 1638), d. i. einen Verein zur Rettung der schottischen Kirchenfreiheit, hoben die bischöfliche Regierung auf und ergriffen die Waffen. Karl zog gegen sie (1639), mußte aber, weil es ihm an Geld und seinen Truppen an Kampflust fehlte, und er auch von dem vierten Parlamente, das er im Apr. 1640 eröffnete und aufhob, keine Unterstützung erhalten konnte, Waffenstillstand schließen (Nov. 1640). Um zum Frieden und zu neuen Geldzuflüssen zu gelangen, rief er (Nov. 1640) ein fünftes Parlament zusammen,

men, das das **langwierige** heißt, weil es unter verschiedenen Umständen bis zum Jahre 1653 fortdauerte, und das **blutdürstige**, weil es des Königs Tod herbeiführte. Kaum war dasselbe eröffnet, als es, unter Leitung der Puritaner, mit dem Streben hervortrat, das königliche Ansehn zu vernichten und die Königsgewalt in eine Volksherrschaft umzuwandeln. Anfangs suchte Karl durch Nachgibigkeit sich zu behaupten: er gab zu, daß seine Günstlinge, Graf Strafford und Bischof Laud, als Hochverräther gefangen gesetzt und hingerichtet (1641 und 1645), daß das Recht, das Parlament aufzuheben, ihm abgesprochen, daß die beiden höchsten Gerichtshöfe in weltlichen und kirchlichen Sachen, die Sternkammer und die hohe Commission abgeschafft, daß die Bischöfe, Stützen der königlichen Macht, aus dem Parlamente ausgeschlossen, und daß Frieden und Bündnisse mit den Schotten errichtet wurden (1641). Doch da er endlich einsah, wie das Parlament, durch Nachgibigkeit gereizt, immer weiter ging, ein gräßliches Blutbad, das (im Oct. 1641) in Irland gegen die Protestanten verübt wurde, ihm Schuld gab, eine bittere Rüge seiner ganzen Regierung bekannt machte (Remonstranz, 22. Nov. 1641) und sich die Verfügung über die Miliz und den alleinigen Besitz der gesetzgebenden Gewalt zueignete (1642): so wollte er nun durch Gewaltstreiche seine königliche Würde behaupten. Aber er machte sich dadurch gehäßiger und seine Bedrängniß immer größer; selbst sein Leben wurde bedroht. Er verließ

ließ daher London (10. Jan. 1642), begab sich nach Hamptoncourt, dann nach York, sammelte seine Anhänger, die vornehmlich aus dem hohen Adel bestanden, und suchte nun mit einer Thätigkeit, die er vorhin nicht gezeigt hatte, seinen Gegnern Abbruch zu thun. Dagegen erklärte ihn das Unterhaus (denn schon damals gab es in der That kein Oberhaus) für einen Feind des Vaterlandes. Und so kam es zum innern Kriege (1642 — 1645), in welchem der König, nach anfänglichem Siege, in den Schlachten bei Marstonmoore (2. Jul. 1644) und bei Naseby (unweit Harborough, 14. Jun. 1645) völlig unterlag. Seine Gemahlin floh mit ihren Kindern nach Frankreich, er aber nach Oxford und von da nach Schottland, wo man ihn als einen Gefangenen behandelte.

Unterdessen hatte sich mitten unter den Puritanern die Partei der Independenten erhoben, die auf Abschaffung aller Kirchenregierung und auf Umänderung der Staatsregierung hinarbeitete, oder die königliche Gewalt umzustürzen und eine freie Republik mit völliger Gleichheit des Ranges und Standes einzuführen suchte. Sie bestand aus den ausgelassensten Schwärmern und zu ihrem Haupte erhob sich Oliver Cromwell (geb. 1599), der im Besitze vieler Talente, besonders schlau und tapfer, Religionsschwärmerei zu entzünden und zum Aeussersten zu steigern verstand und die grausame Entschlossenheit hatte, sich vor keinem Mittel, das zur Aus-

füh-

führung seiner Plane dienen konnte, zu scheuen *). Zu seiner Stütze machte er das Heer, das er, wie das Parlament, mit Independenten erfüllte. Auf seinen Antrieb geschah es, daß die Schotten den König an das englische Parlament auslieferten (30. Jan. 1647), und daß dann die Armee gegen das Parlament sich auflehnte, zum selbständigen Körper sich erhob, des Königs sich bemächtigte (3. Jun. 1647) und nach London sich wendete (6. Aug. 1647), das von ihr in Abhängigkeit gerieth. Vergebens suchte jetzt Karl nach Frankreich zu entfliehen (Nov. 1647): er ward eingeholt und strenger als vorher behandelt; vergebens ergriffen Walliser und Schottländer zu seiner Befreiung die Waffen: sie wurden von Cromwell geschlagen (März u. Aug. 1648); vergebens unterhandelte der König mit dem Parlamente: Cromwell eilte, als er Schottland und England beruhiget hatte, nach London zurück, unterbrach die dort angeknüpften Unterhandlungen mit dem König, stieß aus dem Parlament alle ihm verdächtigen Mitglieder, und stellte einen „hohen Gerichtshof" in Westminster auf, vor welchem der König in Person erscheinen mußte. Mit Würde und Entschlossenheit vertheidigte sich der König. Umsonst! Er wurde am 27. Jan. 1649 „als Hochverräther, Mörder und Feind seiner Nation" zum Tode verurtheilt und drei Tage darauf (30. Jan.)

*) Man sehe im zweiten Abschnitte die zehnte Erzählung: „Oliver Cromwell und die Hinrichtung Königs Karl I."

(30. Jan.) zu London öffentlich enthauptet. Nun wurde das Oberhaus völlig aufgehoben (man scheuete die Lords als Königlich-Gesinnte), das Königthum abgeschafft, und England für eine Republik erklärt. An der Spitze derselben sollte ein Parlament stehen, das man (weil es kein Oberhaus, ja auch von dem vormaligen Unterhause nur wenige Glieder hatte) das Rump- oder Rumpf-Parlament nannte, und diesem zur Seite ein Staatsrath von 38 Personen, der alles, was dem Parlamente vorgelegt ward, vorher untersuchen und die gesetzausübende Gewalt haben sollte. Der aber, der das Ganze leitete, war Cromwell, Mitglied des Staatsrathes und Oberfeldherr aller Truppen in England.

Mit tiefem Schmerze betrauerte der bessere Theil der Nation diese Vorgänge, und bald erhoben sich in allen drei Reichen Aufstände für Karl II., den ältesten Sohn des enthaupteten Königs. Doch Cromwell wußte diesen Aufständen zu begegnen. Zuerst bezwang er Irland (1649), darauf Schottland (Schlacht bei Dunbar, 3. Sept. 1650), wohin Karl II. in Person gekommen war (März 1650); dann England (1651), wohin sich Karl II. von Schottland aus gewendet hatte. Hier erfolgte die Hauptschlacht bei Worcester (3. Sept. 1651), die Karln so empfindlich traf, daß er nach Frankreich zurückflüchten mußte. Dieses Waffenglück verschaffte der neuen Republik und ihrem Führer nicht nur Ruhe im Innern, sondern auch solches Ansehn im Auslande, daß viele europäische Staaten um dessen Freundschaft sich bewar-

bewarben. Aber zur Erhaltung der neuen Einrichtungen war Krieg nöthig; und da die Holländer Cromwelln auf vielfache Weise, besonders durch Unterstützung der Stuarts und durch Zurücksetzung seiner Gesandten beleidigt hatten: so richtete er seine kriegerischen Unternehmungen vornehmlich gegen sie. Er gab daher die berühmte Navigationsacte (Oct. 1651), deren Hauptpunkt war, daß kein fremdes Schiff andre Güter in englische Häfen einführen sollte, als solche, die Erzeugnisse des Landes wären, aus denen das Schiff herkäme. Diese Acte, deren wichtigen Einfluß auf die Emporbringung der englischen Schiffahrt und Handelschaft erst späterhin deutlich erkannt wurde, traf damals am meisten die Holländer, deren Handel nach England größtentheils in Waaren bestand, die sie aus dem Auslande herbeiführten. Sie wurden daher durch die Einbuße, die sie vermittelst dieser Acte in ihrer Frachtschiffahrt erlitten, so wie durch das herrische Benehmen, mit dem die neue Republik ihre Klage hierüber beantwortete, zu einem Seekrieg gereizt, der, von 1651 bis 1654 mit abwechselndem Glücke geführt, damit endigte, daß Holland versprechen mußte, die Stuarts aus seinem Gebiete zu entfernen und vor den englischen Schiffen in der Nordsee die Flagge zu strecken.

Indessen hatte Cromwell das Rump-Parlament, als es damit umging, ihm seine Stütze, die Landarmee, zu entziehen, mit 300 Soldaten aus einander gejagt (20. Apr. 1653) und an die Stelle desselben ein ande-

anderes Parlament gesetzt (4. Jun. 1653), das größtentheils aus schwärmerischen Handwerkern bestand und das Barebone=Parlament hieß, weil in demselben der Lederhändler Preisegott Barebone vorzüglich durch lange und sonderbare Gebete sich hervorthat. Aber müde des Versteckes, hinter dem er seither gewirkt hatte, ließ er nach einem halben Jahre (12. Dec. 1653) auch dieses Parlament aus einander gehen und sich durch den Rath der Officiere zum Protector der Republiken England, Schottland und Irland ernennen (15. Dec. 1653). Von nun herrschte er bis an seinen Tod (1653 — 1658) mit einem wahrhaft königlichen Ansehn, das auch vom Auslande anerkannt wurde. Holland mußte, wie schon erwähnt wurde, im Frieden mit ihm (1654) die Uebermacht Englands zur See anerkennen; Spanien und Frankreich bewarben sich um Cromwells Freundschaft, und er vereinigte sich mit letzterm (1655) und entriß dem erstern die Insel Jamaica (1655) und die Städte Mardyk und Dünkirchen. Im Innern stellte er Friede und Ordnung wieder her, zeigte Eifer für Gerechtigkeit, erklärte sich für Gewissensfreiheit und gab seinen Feinden zu verstehen, sie könnten ruhig leben, wenn sie seine Regierung nicht beunruhigten; Schottland ließ er von Monk, Irland von seinem Sohne Heinrich regieren, und England theilte er, um es in genauer Aufsicht zu halten, in eilf Generalschaften. Doch konnte er die Engländer nicht völlig mit seiner Regierung versöhnen. Das erste Parlament, das er 1654 zusammen=

menberief, fing an, sein Regierungsrecht zu untersuchen, das zweite, das er 1656 eröffnete, bot ihm, um ihn gehäßig zu machen, die Königskrone an; Verschwörungen erhoben sich gegen ihn, ihn selbst ergriff Furcht und Gewissensangst. Zwar hob er beide Parlamente auf, entsagte der Krone aus Scheu vor dem Geiste, den er selbst in der Armee angefacht hatte; aber der innern Unruhe, die ihn quälte, konnte er sich nicht entschlagen, und ein Gl[illegible] für ihn war sein frühzeitiger Tod (3. Sept. 1658), der ihn der Schmach überhob, die Herrschaft wieder zu verlieren, die er durch viele Abscheulichkeiten errungen hatte.

Nach seinem Tode wurde sein Sohn Richard Cromwell (geb. 4. Oct. 1626) von einem schnell versammelten Parlamente zum Protector ausgerufen (4. Sept.) und von den Generalstatthaltern in Schottland und Irland als solcher anerkannt; aber es fehlte ihm an Ehrgeiz, Scharfsichtigkeit und Entschlossenheit sich zu behaupten: er war von sanfter Gemüthsart, scheuete scharfe Maßregeln und liebte das Landleben. Ein Mann von solchem Character paßte nicht zu einem Nachfolger Cromwells. Da nun die Häupter der Armee, Lambert und Fleetwood, sich gegen ihn erklärten, legte er die übernommene Würde ohne Widerspruch nieder (22. Apr. 1659), wanderte aus und hielt sich unter verschiedenen Namen in verschiedenen Ländern auf, bis er Erlaubniß erhielt, nach England zurückzu-

kehren, wo er am 13. Jun. 1712 auf seinem Landgute starb.

Sein Zurücktreten hatte England in eine wahre Anarchie gebracht, die jedoch schon nach einem Jahre mit der Wiederherstellung des Königthums endigte. Anfangs suchten die Häupter der Armee durch das Rump-Parlament, das sie wieder zusammen gerufen hatten (8. Mai 1659), zu regieren; dann, da sie dasselbe als unfügsam gegen ihren Willen vertrieben hatten (13. Oct 1659), durch eine Sicherheits-Commission von 23 Mitgliedern. Doch bald erfolgte von Schottland aus der Schlag, der sie vernichten sollte. Georg Monk, ein kluger, redlicher Patriot und geschickter General, von Cromwell zum Statthalter in Schottland ernannt, aber erfüllt mit dem reinen Streben, das Königthum zu erneuen, drang gegen Ende des Jahres 1659 von Schottland nach England, unter dem Vorgeben, das Parlament wiederherzustellen. Lambert und Fleetwood vermochten nichts gegen ihn, da ein Theil ihrer Armee zu ihm überging und bei dem Volke der Rausch des Fanatismus und Freiheitsdranges vorüber war. Monk gelangte daher ohne Mühe nach London (3. Febr. 1660), wo er, nach Aufhebung der Sicherheits-Commission, ein neues freies Parlament mit Ober- und Unterhaus einsetzte (15. Apr.) und durch dasselbe bewirkte, daß das Königthum wieder hergestellt und Karl II. zum König erklärt wurde (Restaurationsacte vom 8. Mai 1660). Karl II. befand sich

sich damals, auf Monks Betriebe, in Holland. Von dort wurde er durch eine Gesandtschaft das Parlaments nach England herüber geholt, und am 29. Mai 1660 feierlich in London eingeführt. Aber während man bei dieser Umgestaltung der Verfassung auf Amnestie und Religionsfreiheit gedrungen hatte, hatte man die Bestimmung der Rechte des Königs und der Nation verabsäumt, — eine Versäumniß, die bald nach dem Jubel, den die Rückkehr des Königthums erregt hatte, neuen Streit und Hader herbeiführte.

Karl II. (geb. 1630, reg. 1660—1685) war durch das Unglück, das ihn und sein Haus betroffen hatte, von den Fehlern desselben nicht abgebracht worden. Er war, wie sein Vater und Großvater, zum Katholicismus und Despotismus geneigt, von dem Beispiele Ludwigs XIV., an dessen Hofe er eine Zeitlang gelebt hatte, verblendet, dabei zwar munter, scherzhaft und leutselig, aber auch leichtsinnig, verschwenderisch und wollüstig, und überhaupt ohne Klugheit und Festigkeit, um nach einer so wildbewegten Zeit die Parteien zum Schweigen und den Thron wieder zu Ansehn zu bringen. Nur anfangs, so lange ihn die Grafen Monk und Clarendon leiteten, zeigte er sich gemäßigt: er trat mit dem Parlamente in gutes Vernehmen, rächte nur an wenigen die Revolutionsgräuel, ließ den neuen Besitzern die eingezogenen Güter, stellte nach dem Wunsche vieler das Episcopat und das Stimmrecht der Bischöfe im Oberhause wieder her.

 Als

Als aber Clarendon gestürzt (1667), Monk gestorben (1669), und ein geheimer Staatsrath (der aus den Lords Clifford, Arlington, Bukingham, Ashley und Lauderdale bestand und nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen spöttisch die Cabal genannt wurde), an deren Stelle getreten war (1669), suchte er geflißentlich den katholischen Glauben und mit ihm die Unumschränktheit der königlichen Gewalt einzuführen. Er genehmigte es, daß sein Bruder und wahrscheinlicher Nachfolger, Jacob, Herzog von York, zur katholischen Kirche übertrat (1671) und die katholische Prinzessin Maria von Este heurathete (1673; — auch er hatte eine Katholikin, Katharina, Prinzessin von Portugal, zur Gemahlin genommen, 1662), wodurch viele Katholiken nach England kamen; er ertheilte, ohne das Parlament zu befragen, allen Non-Conformisten und also auch den Katholiken freie Religionsübung, (Indulgenzacte vom 15. März 1672, die er jedoch nach einem Jahre, 1673, wieder zurücknehmen mußte); er übertrug an Katholiken wichtige und einträgliche Stellen, strafte nach Willkür, und achtete wenig das Parlament. Auch in Rücksicht auf auswärtige Angelegenheiten folgte er mehr seinen Launen als dem Interesse Englands. Im Jahr 1662 verkaufte er Dünkirchen mit Mardyk an Frankreich, um Geld für seine Verschwendungen zu gewinnen; 1664 bis 1667 führte er einen eben so unnöthigen als unglücklichen Seekrieg mit Holland, während dessen der holländische Admiral Ruyter

in

in die Themse drang (10. Jun. 1667) und mehrere englische Kriegsschiffe daselbst verbrannte, worauf in dem Frieden zu Breda (21. Jun. 1667) den Holländern Surinam (gegen Neu-York) abgetreten und eine Milderung der Navigationsacte verwilliget werden mußte. Zwar verband er sich darauf mit Holland und Schweden, um Frankreich von der Besitznahme der spanischen Niederlande abzubringen (Friede zu Aachen 1668); aber gleich nachher trat er wieder mit Ludwig XIV. zusammen, um das protestantische Holland zu unterdrücken (1672), und nur die Erklärung des Parlaments gegen diesen Krieg und daher entstandener Geldmangel nöthigte ihn, mit Holland Friede zu schließen (London, 19. Febr. 1674). Doch blieb er mit Ludwig im geheimen Bunde, um durch ihn Geld zu bekommen und die Rechte und Freiheiten Englands zu unterdrücken.

Dieß Verfahren des Königs war im Ganzen gegen den Geist seines Volkes. Doch gab es unter denselben auch solche, die dasselbe billigten und förderten. Dieß gab Anlaß zu den Parteinamen Torys und Whigs, oder zu den Hof- und Landparteien, die noch jetzt nicht ganz erloschen sind. Dem Parlamente selbst fehlte es nicht an Entschlossenheit, die kirchlichen Einrichtungen und bürgerlichen Freiheiten Englands zu vertreten, und eben dadurch brachte es zwei Acten auf, durch welche die englische Constitution fortgebildet wurde: nämlich zur Aufrechthaltung der Episcopalkirche die

Testacte vom 29. März 1673, welche alle Katholiken vom Parlamente und von allen hohen Staatsämtern ausschließt, dann zur Abwehr willkürlicher Verhaftungen oder zur Sicherung persönlicher Freiheit die Habeas-Corpus-Acte vom 5. Mai 1679, welche befiehlt, daß jeder gefangen genommene Britte die Ursache seiner Gefangennehmung sogleich erfahren, binnen 24 Stunden verhört und, wenn er kein Capitalverbrechen begangen hat, gegen Bürgschaft entlassen werden soll. — Wie durch diese Acten, die noch jetzt bestehen, die Verfassung Englands weiter ausgebildet wurde, so wurde auch mitten unter den Stürmen, die Karls II. Regierung erregte, der bürgerliche Wohlstand Englands weiter gebracht. Zwar wurde London 1665 von einer Pest heimgesucht, die viele Tausende in und um London wegraffte, dann von einer Feuersbrunst (3. Sept. 1666), die binnen drei Tagen und drei Nächten 89 Kirchen, 13,200 Privathäuser und 26 Magazine in Asche legte; aber vorübergehend waren diese Schrecknisse: die Volksmenge erneuerte sich wieder, und London wurde schöner, als es vor dem Brande gewesen war. Dagegen diente es zum fortdauernden Gewinn Englands, daß die Seemacht, der Handel, die nordamerikanischen Colonieen, die Künste und Wissenschaften sich ansehnlich erhoben. Unter den Colonieen wurde besonders merkwürdig Pensilvanien, das der berühmte Quäker, William Penn 1681 gründete, und unter den Gelehrten dieser Zeiten ragen Isaac Newton (geb. 1642, gest. 1727) und

John

John Milton (geb. 1606, gest. 1674) vorzüglich hervor. Aber dieses Fortschreiten Englands ging von dem aufgeregten Geiste der Nation aus, nicht von Karl II., der zwar belehrende und erheiternde Schriften gern las, aber um den Wohlstand Englands sich wenig bekümmerte, desto mehr seiner Neigung zum Despotismus und Katholicismus nachhing und eben dadurch mehrere Verschwörungen gegen sein Leben veranlaßte. Wahrscheinlich ist es auch, daß er an den Folgen einer Vergiftung starb (6. Febr. 1685).

Das Ungewitter, das sich über ihn zusammen gezogen hatte, traf seinen Bruder und Nachfolger, Jacob II., vorher Herzog von York (geb. 1633, reg. 1685—1688). Zwar bestieg derselbe, obschon er als **Katholik und heimlicher Parteigänger der Jesuiten verhaßt war und nach früheren Parlamentsverhandlungen (1680) von der Thronfolge ausgeschlossen seyn sollte, ungehindert den Thron, indem er gleißnerisch versprach, daß er die kirchlichen Einrichtungen und bürgerlichen Freiheiten Englands schützen wollte; aber bald zog er sich den Haß aller Parteien zu und machte sich dadurch des Thrones verlustig. Denn nachdem er den Aufstand, der vom Herzog Monmouth, einem natürlichen Sohne Karls II., erregt worden war, furchtbar unterdrückt hatte, suchte er, als wäre ihm alles gestattet, den katholischen Glauben und die unumschränkte Königsgewalt in England herrschend zu machen. Er vermehrte daher die Zahl der Katholiken, bildete seinen geheimen**

**Rath**

Rath aus Katholiken, stellte die hohe Commission wieder her, hob die Testacte und alle gegen die Non-Conformisten ergangenen Gesetze auf, trug dem Pabste die Unterwerfung seiner drei Königreiche an und drang auf allgemeine Duldung und unbeschränkten Gehorsam. Eine Zeitlang duldeten dieß die Engländer schweigend, in der Hoffnung besserer Zeiten, wenn Jacobs protestantische Töchter, aus dessen erster Ehe mit einer Gräfin von Clarendon, Maria (seit 1677 Gattin des Prinzen von Oranien, Wilhelm III.), oder Anna (seit 1683 mit dem dänischen Prinzen Georg vermählt), zur Regierung kommen würden. Als aber von der zweiten Gemahlin des Königs, Maria von Este, ein Sohn geboren oder untergeschoben wurde (10. Jun. 1688) — denn bedeutende Zweifel erhoben sich gegen dessen Aechtheit — und nun die Fortdauer der jetzigen Uebel unvermeidlich schien: so vereinigten sich nach und nach die Whigs gegen den König und riefen dessen Schwiegersohn, Wilhelm III., zur Sicherstellung der englischen Kirche und Verfassung aus den Niederlanden nach England. Dieser folgte dem Rufe und rüstete sich in der Stille zu einem Einfall in England. Anfangs konnte und mochte Jacob dieses nicht glauben, ja er wies sogar den Beistand, den Ludwig XIV. ihm anbot, zurück. Als er endlich, von der Annäherung seines Schwiegersohnes überzeugt, die Engländer mit sich aussöhnen und viele seiner despotischen Maßregeln zurücknehmen wollte, war es zu spät. Am

5. Nov.

5. Nov. 1688 landete Wilhelm bei Torbay im Kanal, unweit Exeter, und bald strömte alles ihm zu, selbst die Armee, ja sogar des Königs Tochter Anna und deren Gemahl. Jetzt verwandelte sich Jacobs Starrsinn in Muthlosigkeit. Er knüpfte Unterhandlungen mit Wilhelm an, gab sie wieder auf und beschloß, aus Furcht vor dem Schicksale seines Vaters, nach Frankreich zu flüchten. Am 10. Dec. ging seine Gemahlin mit dem Neugebornen (dem nachmaligen Prätendenten), am 23. Dec. er selbst, nicht ohne geheimes Mitwirken Wilhelms, dem Jacobs Flucht erwünscht war, von Rochester nach Frankreich, wo er noch 13 Jahre (bis 1701) lebte. An demselben Tage, an welchem er aus England geflohen war, rückte Wilhelm in London ein. Hierauf sprach ein in der Eile berufenes Parlament (die National-Convention genannt), am 22. Jan. 1689 die Absetzung Jacobs, der die Reichsgesetze gebrochen, den Thron verlassen und dadurch der Regierung sich begeben habe, aus und erklärte, daß Wilhelm und dessen Gemahlin den Thron besteigen, Wilhelm aber allein die königliche Gewalt ausüben, und Anna seine Nachfolgerin seyn sollte. Am 11. April wurde Wilhelm mit seiner Gemahlin feierlich als König gekrönt. Aber nicht unbedingt mochte die Nation sich ihm hingeben, nicht wiederholen ein Versehen, das sie bei der Thronbesteigung Karls II. begangen hatte. Wilhelm mußte daher die Bill of right oder die Bestimmung der Rechte und Freiheiten des eng-

englischen Volkes anerkennen und bestätigen. Und so wurde durch diese Revolution, der Schottland alsobald, Irland erst durch Waffengewalt gezwungen beitrat, die englische Nationalfreiheit, die durch die Willkür der Tudors und Stuarts so oft angetastet und erschüttert worden war, aufs neue gesichert und befestiget.

## VI. Dänemark und Schweden.

In den Zeiten, da die Reformation begann, war Dänemark der erste und mächtigste Staat im nördlichen Europa: noch hatte der russische Coloß sich nicht erhoben, von Preußen war noch nicht die Rede, und Schweden und Norwegen waren noch durch die calmarische Union (1397) an Dänemark geknüpft, fast wie Schottland und Irland an England. — Aber Dänemark konnte sich auf seiner Höhe nicht behaupten! Schweden riß sich von demselben los, erkämpfte die Selbständigkeit und gewann nicht nur das Uebergewicht über Dänemark, sondern auch den ersten Rang unter allen nordischen Staaten. — Vielen Antheil an dieser Veränderung hatte die Reformation, indem sie den Geist aufregte und Gelegenheit darbot Macht, Ruhm und Gebietsvergrößerung zu erlangen; doch eigentlich herbeigeführt wurde diese Veränderung durch den Heldengeist, die Vaterlandsliebe, Heldenkraft und Regentenweisheit Gustav Wasas.

Gustav Wasa, an Schicksalen, Vorzügen und Verdiensten dem angelsächsischen Könige Alfred dem Gro-

Großen ähnlich, war zwar aus einem der angesehensten Häuser Schwedens entsprossen, aber keineswegs unter Ansprüchen und Aussichten zum Throne geboren (1490). Erst die tiefste Erniedrigung seines Vaterlandes diente dazu, ihn zu erheben. Denn als er, um die abscheulichen Gewaltthätigkeiten der Dänen zu rächen, einen Aufstand gegen sie erregt, und Schweden von ihnen befreit hatte (1521 — 1523), wurde er durch die Dankbarkeit seines Volkes auf den schwedischen Thron erhoben (6. Jun. 1523), den er bis an seinen Tod (1560) behauptete und für seine Nachkommen erblich machte *).

Schweden war, als er es übernahm, in furchtbarer Zerrüttung. Während der Herrschaft der Dänen und des Kampfes gegen dieselbe war Zucht und Ordnung verfallen, die Krone arm an Einkünften, der Adel anmaßend, die Geistlichkeit übermächtig; Gewerbfleiß, Handel und wissenschaftliche Bildung lagen darnieder, und die Handelsherrschaft der Hanse lastete drückend und schmachvoll auf Schweden. Aber von allen diesen Uebeln wußte Gustav Wasa sein Vaterland zu befreien. Durch heilsame Gesetze und sorgfältige Aufsicht stellte er Zucht und Ordnung wieder her und durch Aufnahme der Reformation, die er durch zwei

*) Von Gustavs früheren Schicksalen und den Gefahren und Anstrengungen, unter denen er zum Thron gelangte, handelt die eilfte Erzählung im zweiten Abschnitt.

zwei Schüler Luthers, Olaus und Lorenz Petri, geborne Schweden, hatte kennen gelernt, gelang es ihm, die Uebermacht der Geistlichkeit zu brechen und das Ansehn und die Einkünfte der Krone zu vermehren. Auf dem Reichstage zu Westerås (1527) bewirkte er, trotz des heftigsten Widerspruchs der Geistlichkeit, daß ein großer Theil der Kirchen- und Klostergüter zu den Krongütern gezogen und die Einkünfte der Geistlichen nach Gutdünken des Königs bestimmt wurden. Zugleich ließ er hier auch Veränderungen im Gottesdienste anordnen, welche die Einführung der Reformation vorbereiteten. Denn nicht mit stürmischer Hast wollte er die neue Lehre einführen, sondern allmählich. Erst im Jahre 1544 auf dem Reichstage zu Westerås wurde ihre allgemeine Annahme angeordnet. Den Adel schonte er, um ihn bei Bekämpfung der Geistlichkeit auf seiner Seite zu haben; eben deshalb theilte er mit demselben die eingezogenen Kirchengüter und überließ ihm alle Güter, die seit den Zeiten Karl Knutsons von dem Adel an die Kirchen verschenkt worden waren. Doch fühlte er, daß auch der Adel in Schranken zu halten sey, und räumte daher, was auch in früherer Zeit geschehen war, dem Bürger- und Bauernstande Sitz und Stimme auf den Reichstagen ein. — Der drückenden Handelsherrschaft der Hanse trat er, sobald er konnte, entgegen, und führte deshalb einen sechsjährigen Krieg mit Lübeck (1530—1536), durch welchen er die Handelsfreiheiten der Lübecker in Schwe-

den

den erst beschränkte, dann völlig vernichtete. Hierzu half ihm ein Handelstractat, den er (1550) mit England und den Niederlanden schloß, noch mehr aber sein erfolgreiches Bemühn, Ackerbau, Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt in seinem Reiche empor zu bringen. Aber er drang auch auf bessere Kindererziehung, verbesserte die Einrichtungen der Universität Upsala, und zog viele Gelehrte und Künstler nach Schweden. Zugleich erhob er Schwedens Ansehn nach aussen. Schon er trat (1542) mit Frankreich in Verbindung, und führte (1555—1557) einen glücklichen Krieg mit Rußland zur Behauptung Finlands. Um immer gerüstet zu seyn, errichtete er aus deutschen Truppen das erste stehende Heer in Schweden. Nur Ein Vorwurf trift ihn, der nämlich, daß er sein Reich, das er 1544 als ein Erbreich erhalten hatte, durch Theilungen zerstückelte und dadurch abermaligen Zerrüttungen zuführte. Zwar bestimmte er seinen Sohn erster Ehe Erich XIV. zu seinem Thronfolger, aber aus allzugroßer Vorliebe für seine Söhne zweiter Ehe verlieh er dem ältesten derselben, Johann, Finland unter dem Titel eines Großfürstenthums, dem zweiten, Magnus, (der 1595 ohne Nachkommen starb) Ostgothland, dem dritten, Karl, Südermannland mit Nerike und Wärmeland.

Sein Geist ruhete nicht auf seinen Söhnen, und Schweden schritt nach seinem Tode (29. Sept. 1560) bis zur Regierung seines großen Enkels Gustav Adolfs mehr

mehr rückwärts als vorwärts. Erich XIV. (1560 —1569) war von wilder Gemüthsart, jähzornig, oft auch trübsinnig, aber wohl nicht so schlimm, als er geschildert wird: wenigstens äusserte er in den ersten Zeiten seiner Regierung Fähigkeiten und rühmlichen Regenteneifer. Er sorgte für die Bevölkerung und Ausbildung seines Reiches, gewann im Kriege mit Rußland und Polen (1561—1563) Esthland, und setzte den Dänen, die deshalb Krieg mit ihm anfingen (1563), wenigstens zur See tapfern Widerstand entgegen. Aber sein Trübsinn, der allmählich in Wahnsinn überging, und sein gleißnerischer Bruder Johann, der ihn schon bei des Vaters Lebzeiten angeschwärzt hatte, brachte ihn um Volksliebe, Thron, Leben und Nachruhm. Als er nämlich aus furchtbarem Argwohn die Häupter der Sturen und mit ihnen viele edle Schweden, die er als seine Gegner betrachtete, hatte hinrichten lassen (1566), dann aus Reue hierüber in Wahnsinn verfallen war, wendete sein Bruder Johann das ganze Reich von ihm ab, nahm, vereint mit dem jüngern Bruder Karl, ihn gefangen (1568), bewirkte seine Absetzung (1569) und ließ ihn (1577) im Gefängniß durch Gift tödten.

Noch mehr Unglück und Verwirrung brachte Johann während seiner Regierung (1569—1592) über Schweden. Nicht im Stande, die Dänen mit Erfolg zu bekämpfen, mußte er mit ihnen Frieden schließen (Stettin 1570) und ihnen ausser Bleckingen, Halland und Schonen, was sie schon früher in Schweden besaßen,

ßen, auch Jämtland, Herjedalen und die Insel Gottland überlassen, ja überdieß 150,000 Thlr. für Kriegskosten bezahlen. Auch in dem Kriege mit Rußland, der sich 1570 wegen Esthlands erneuerte, war er nach einem glücklichen Anfange zuletzt unglücklich: er mußte das von ihm eroberte Karelen und Ingermannland (1590) an Rußland zurückgeben. Doch am meisten schadete er seinem Reiche durch seinen Abfall von der protestantischen Lehre, zu dem ihn wahrscheinlich seine katholische Gemahlin Katharina, Prinzessin von Polen, verleitete. Nachdem er nämlich die Jesuiten aufgenommen und eine, der katholischen ähnliche Liturgie eingeführt hatte (1575), trat er (1580) heimlich zur katholischen Kirche, ließ in den Lehren derselben seinen einzigen Sohn Siegmund erziehen und bewirkte im Jahre 1587 dessen Ernennung zum König von Polen. Darüber erhob sich gegen ihn der Unwille des schwedischen Volkes, den sein Bruder Karl aus herrschsüchtigen Absichten noch höher steigerte, und er war der Gefahr nahe, den Thron zu verlieren, als er im Jahre 1592 starb.

Sein Sohn Siegmund (1592 — 1602), der fast immer in Polen blieb, hieß zehen Jahre lang König in Schweden, ohne es wirklich zu seyn, und verlor diesen Thron auch den Namen nach durch die List und Herrschsucht seines Oheims des Herzogs Karl. Denn während Siegmund von Polen her die religiöse und bürgerliche Freiheit Schwedens bedrohete, riß Karl, unter

dem Vorwand für das Heil des Staates und der evangelischen Kirche zu sorgen, alle Gewalt an sich, ward erst Reichsvorsteher (1595), dann, als er Siegmunds Angriffe auf Schweden zurückgewiesen hatte, regierender Erbfürst (1599) und zuletzt, nachdem er die Stände bewogen hatte, seinem Neffen den Gehorsam aufzusagen (1600) und selbigen abzusetzen (1602), König von Schweden (22. März 1604).

Aber auch Karls IX. Regierung (1604 — 1611) war sehr stürmisch, drückend und unbeliebt. Zwar besaß Karl Herrscherkraft, umsichtige Thätigkeit und gelehrte Bildung, brachte durch sein persönliches Ansehn die allgemeine Unzufriedenheit zum Schweigen, und trug Sorge für die Verwaltung des Innern: namentlich verbesserte er das Gerichts- und Gesetzwesen, hielt die Einnehmer und Verwalter der öffentlichen Einkünfte in strenger Zucht, verordnete eine Landesvermessung zur genauen Bestimmung der Abgaben, legte mehrere Städte an, sah auf Gewerbfleiß und Handel, und nahm sich der wissenschaftlichen Bildung und darum auch der Universität Upsala an. Doch sein leidenschaftlicher Character, dem Mäßigung fremd war, und besonders seine Herrschsucht und Rachgier, trieb ihn zu Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Kriegen. Schon im Jahre 1604 unternahm er, um seinen Neffen, den polnischen König Siegmund von einem Angriff auf Schweden abzuhalten, einen Krieg gegen Polen, den er seine ganze Regierung hindurch in Livland und Esthland

land führte, ohne etwas Bedeutendes auszurichten. Glücklicher war er bei einem Krieg in Rußland, den er im Jahre 1609 zum Beistand des Zars Wassiley begann. Während des Zars Gegner von den Polen unterstützt wurden, drang sein Heer (Febr. 1610) in Moskau ein und unterwarf sich Kerholm und Nowgorod. Aber ehe er noch diesen Krieg beendigen konnte, gerieth er in einen Krieg mit Dänemark, den Grenzstreitigkeiten, Handelsstörungen und Nachbareifersucht erzeugt hatten. Gleich im Anfang desselben verlor er Calmar an die Dänen (Mai 1611), nur mit Mühe konnte er das südliche Schweden gegen sie schützen, und wenige Monate nachher starb er (30. Oct. 1611).

Düster waren also die Aussichten, unter denen sein berühmter Sohn und Nachfolger, Gustav Adolf (geb. 1594, reg. 1611 — 1632) den Thron bestieg. Polen, Russen und Dänen, standen gegen Schweden in den Waffen, Unzufriedenheit herrschte im Innern, Siegmund machte neue Versuche, den schwedischen Thron an sich zu bringen, und Gustav hatte das siebzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet. Gleichwohl wußte er allen diesen Schwierigkeiten zu begegnen und die Periode des größten Glanzes über Schweden herbeizuführen *). Auf Betrieb des verständigen Reichsrathes (nachmaligen Reichskanzlers), Axel Oxenstierna, ward er

*) Nähere Nachrichten über Gustav Adolfs Leben und Tod enthält die zwölfte Erzählung im zweiten Abschnitte.

er auf dem Reichstage zu Nyköping (16. Dec. 1611) für mündig und zum rechtmäßigen Herrscher erklärt. Er selbst entfaltete gleich bei seiner Thronbesteigung die großen Eigenschaften, die ihn des Thrones wie des Nachruhms würdig machten. Durch sein leutseliges und doch kräftiges, verständiges und würdevolles Verfahren gewann er die Liebe und Ergebenheit seines Volkes, die er späterhin durch den Glanz seiner Kriegsthaten und durch seine Sorge für Schwedens Wohlstand bekräftigte und erhöhete. Unter den Kriegen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, suchte er zuerst den mit Dänemark beizulegen, der in dem Mittelpunkte seines Reiches und mit der größten Erbitterung geführt wurde. Aber noch fehlte es ihm an Kriegserfahrung und Streitmitteln, und erst nach einem harten Kampfe, in welchem Siege und Verluste manchfaltig wechselten, gelang es ihm, unter Englands Vermittelung, den Frieden zu Siöröd (an der Grenze von Bohus) 26. Januar 1613 abzuschließen, in welchem der stettiner Frieden bestätigt wurde und Schweden sich verpflichtete, gegen Zurücknahme der dänischen Eroberungen, eine Million Reichsthaler binnen 6 Jahren zu zahlen und einen Theil der Insel Oesel an Dänemark abzutreten. Durch diesen Frieden gegen Dänemark wenigstens in etwas gesichert (denn Mißtrauen und Nachbareifersucht dauerte zwischen beiden Staaten fort), wendete Gustav seine Waffen gegen Polen und Rußland. Hier, wo sein hohes Feldherrntalent sich ausbildete, war er

glück-

glücklicher. Zuerst zwang er Rußland zu dem Frieden von Stolbowa (einem Dorfe zwischen Tikwin und Ladoja, 27. Febr. 1617), durch welchen Kexholm, Karelen und Ingermannland an Schweden abgetreten, und dieser Krone der Besitz von Esthland und Livland zugesagt wurde. Am längsten dauerte es, ehe Polen zur Ruhe gebracht wurde. Zwar hatten die Polen anfangs keinen rechten Eifer für einen Krieg, der weniger ihre Republik, als ihren damaligen König Siegmund anging; aber die gewaltsamen und glänzenden Fortschritte, die Gustav (1616 — 1626) in Livland, Curland, Litthauen und Polnisch-Preußen machte, und die Hilfstruppen, die Oestreich ihnen schickte, trieben sie zur Fortsetzung des Kriegs, bis endlich durch Vermittelung Englands und vorzüglich Frankreichs ein sechsjähriger Waffenstillstand (zu Altmark unweit Stuhm und Marienwerder, 26. Sept. 1629) abgeschlossen wurde, kraft dessen Livland und in Preußen die Städte Memel, Elbing und Pillau den Schweden verblieben. Nun erst, nachdem er seinem Reiche Ruhe und Ausdehnung verschafft, seine Kriegstalente ausgebildet und sich ein Heer aufgezogen hatte, das zu den kühnsten Unternehmungen geschickt und willig war, begann seine Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege, die seinem Leben ein frühes Ende, aber seinem Namen unsterblichen Ruhm brachte.

Während unter so wechselvollen Ereignissen Schweden seiner Größe entgegenging, hatte auch **Dänemark** einen Wechsel von Ereignissen erfahren, die eben so auf Schweden einwirkten, wie die Ereignisse in Schweden auf Dänemark.

Schon der kühne und glückliche Aufstand, den Gustav Wasa im Jahre 1521 erhoben hatte, wirkte mächtig auf Dänemark ein. Denn nicht nur entzog er Schweden der dänischen Oberherrschaft, sondern er ermunterte auch die dänischen Großen gegen ihren König Christian II., der ihre Anmaßungen gewaltsam beschränkte und darum von ihnen nicht minder als von den Schweden gehaßt wurde, sich aufzulehnen, ihn abzusetzen und seinen Oheim **Friedrich** I., Herzog von Holstein und Schleswig, auf den dänischen Thron zu erheben (20. Januar 1523). Wie hierdurch die Thronbesteigung Gustav Wasas unterstützt wurde, so unterstützte diese wiederum die Regierung **Friedrichs** I. **(1523 — 1533):** beide Könige fühlten sich genöthigt, zur Befestigung ihrer wankenden Throne zusammen zu halten. Als nun Christian II. nach acht Jahren (1531) in Norwegen den Versuch machte, die verlorne Herrschaft wieder an sich zu reißen, wurde er geschlagen, gefangen und bis an seinen Tod (1559) in Gefangenschaft gehalten. Gleichwohl konnte Friedrichs Sohn **Christian** III. erst nach vielen Schwierigkeiten, die theils die Geistlichkeit, theils die Hanse mit Hilfe des Bürger- und Bauernstandes ihm entgegenstellte, den

Thron

besteigen (1536), und mußte dem Adel, der ihn zu selbigem verholfen hatte, die drückendsten Vorrechte einräumen, sogar das Recht des Krieges, falls der König die Rechte des Adels verletzen würde. Auch die beiden folgenden Könige, Friedrich II. und Christian IV. wurden vielfach durch den Adel beschränkt, der, als Staatsrath, die höchste Gewalt besaß. Doch waren die Regierungen dieser Fürsten im Ganzen wohlthätig für Dänemark. Christian III. (1536 — 1559) vereinigte die Herzogthümer Holstein und Schleswig mit Dänemark, entriß den Norwegern wegen des Beistandes, den sie dem König Christian II. geleistet hatten, das Wahlrecht und den Reichsrath, und führte die Reformation ein (1536), der schon sein Vater durch Verstattung der Religionsfreiheit den Zugang geöffnet hatte. Sein Sohn Friedrich II. (1559—1588) entriß der Landschaft Ditmarschen in Holstein die Freiheit, die sie bisher unter dem Schutze des Erzbischofs von Bremen genossen hatte, befestigte die dänische Herrschaft über den Sund, brachte die Staatseinkünfte in Ordnung und behauptete in dem Kriege, den er mit Schweden führte (1563—1570), begünstigt von den Verwirrungen, die nach Gustav Wasas Tode daselbst ausgebrochen waren, das Uebergewicht Dänemarks über Schweden. Mit noch größerem Glanze regierte sein Sohn Christian IV. (1588—1648), bis er durch die Last der Jahre und durch die Schläge des Unglücks darniedergebeugt wurde. Obgleich eingeschränkt

durch einen herrschsüchtigen Adel, behauptete er doch königliches Ansehn, führte in den Herzogthümern Schleswig und Holstein das Erbrecht ein (1608—1609), verbesserte die Land- und Seemacht, beförderte den Handel nach Island, Grönland und Ostindien, wo er Tranquebar, auf der Insel Coromandel, anlegen ließ (1619), und führte einen glücklichen Krieg gegen Schweden (1611—1613). Doch war dieß das letzte Mal, daß Dänemark das Uebergewicht über Schweden hatte; von nun an erhob sich dieses, geleitet von seinem Gustav Adolf, über jenes, und Christian IV. selbst hatte den Kummer, die Erhebung Schwedens und den Verfall seines Reiches zu erleben, besonders seitdem er an dem dreißigjährigen Kriege einen Antheil genommen hatte (1625—1629), der eben so unglücklich für ihn und sein Reich ausfiel, als der Antheil, den Gustav Adolf an diesem Kriege nahm, zur Verherrlichung Schwedens beitrug.

---

Drit-

# Drittes Kapitel.

## Von dem dreißigjährigen Kriege und dem westphälischen Frieden.

### 1) Wichtigkeit des dreißigjährigen Krieges. — Ursachen, Veranlassungen und Ausbruch desselben.

---

Von den Staaten, die vornehmlich an dem dreißigjährigen Kriege Antheil nahmen, wenden wir uns zu diesem Kriege selbst. Wohl verdient er einer besonderen Aufmerksamkeit, da alles, was einen Krieg wichtig machen kann, in ihm vereiniget ist. Wichtig war er ersten wegen seiner Begründung; denn nicht von gemeiner Kriegslust oder Eroberungssucht, noch von Nationaleifersucht ging er aus, sondern von der Reformation, oder von dem Streben nach Freiheit im Glauben und dem Gegenstreben, diese Freiheit zu unterdrücken; er bezog sich auf die, das höchste Interesse des Menschen berührende Streitfrage, ob in Sachen der Religion Glaubenszwang oder Glaubensfreiheit herrschen sollte. Wichtig war er zweitens wegen der Männer, die in demselben auftraten, und wegen der Schlachten, die in demselben geliefert wurden, nach welcher Seite wir hinblicken, finden wir Fürsten; Helden und Staats-

Staatsmänner, die durch ihre Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet sind, und Schlachten, in denen denkwürdige Kraftanstrengungen und Aufopferungen sich hervorthaten und abwechselnde Glücksveränderungen erwirkt wurden. Wichtig ist er drittens durch seine Ausdehnung; kein anderer Krieg ist, wie dieser, dreißig Jahre lang ohne Unterbrechung geführt worden, in keinen andern Krieg haben sich so viele Kriege verschmolzen, und an keinem der früheren Kriege haben so viele Staaten Europas Antheil genommen, als an diesem, weshalb er auch, obschon Deutschland immer der Hauptschauplatz desselben blieb, kein deutscher, auch nicht ein östreichischer, noch ein schwedischer Krieg zu nennen ist, sondern ein europäischer. Wichtig ist er endlich wegen des verderblichen Einflußes, den er, wenigstens in seinen nächsten Erfolgen, auf Deutschland hatte; er verwüstete, zerrüttete und verwilderte unser Vaterland, er machte die schon eingetretene Schwächung des deutschen Reiches augenscheinlich, er beförderte die Erschlaffung des Reichsverbandes und führte Deutschland zur Abhängigkeit von fremden Mächten.

Je wichtiger aber dieser Krieg ist, desto mehr fühlen wir uns getrieben, die Ursachen und Veranlassungen desselben zu entwickeln. — Wahr ist es, vielerlei Absichten und Bestrebungen mischten sich während dessen Dauer in denselben; aber eben so wahr ist es auch, daß die eigentliche Ursache desselben in der Reformation lag, oder in dem durch diese angeregten

Par=

Parteikampfe. Seitdem die Reformation sich erhoben und verbreitet hatte, bestand auch ein Kampf zwischen ihren Anhängern und Gegnern: immer mehr suchten jene sich zu befestigen und auszubreiten, immer mehr diese ihre alten Anmaßungen zu behaupten. Zwar war zur Beilegung dieser Parteikämpfe der Religionsfriede zu Augsburg 1555 abgeschlossen worden, aber derselbe hatte sie nur niedergedrückt, nicht ausgetilgt und Punkte in sich aufgenommen (wie das Reservatum Ecclesiasticum), die zu ihrer Fortdauer hinführen mußten. Protestanten und Katholiken standen auch nach demselben voll Mißtrauen und Erbitterung einander gegenüber; geriethen bald wieder in vielfache Streitigkeiten und vereinigten sich gegen einander in Bündnisse, von denen das der Protestanten die Union und das der Katholiken die Lige genannt wurde. Dieß geschah, wie oben gezeigt worden ist, unter Kaiser Rudolf II., dessen Schwäche und Schlaffheit die obwaltenden Gährungen beförderte. Aber auch der Nachfolger desselben, Matthias (1612 — 1619), war nicht im Stande, sie zu unterdrücken, ja sie gediehen unter ihm zum furchtbarsten Ausbruch. Gleich im Anfang seiner Regierung erhielt der (oben S. 53 erwähnte) jülichsche Erbfolgestreit eine solche Wendung, daß ein furchtbarer Krieg unabwendlich schien. Kurbrandenburg und Pfalzneuburg hatten, um die Streitigkeiten, in die sie durch den Gesammtbesitz der jülichschen Länder gerathen waren, zu beseitigen, den Be-

chluß

schluß gefaßt, daß der Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Siegmund, heurathen sollte. Beide waren deshalb (1613) zusammengekommen. Aber der Pfalzgraf verlangte stürmisch das ganze jülichsche Erbe als Mitgift, und der Kurfürst, der diesem Verlangen entgegen war, ließ sich von seiner ungestümen Hitze so weit treiben, daß er einst bei der Tafel dem mit ihm streitenden Pfalzgrafen eine Ohrfeige gab. Dieser Schlag trennte beide auf immer. Voll glühender Rachgier heurathete der Pfalzgraf eine baiersche Prinzessin und trat, um die Lige und Spanien zu gewinnen, zur katholischen Kirche über (1614). Dagegen trat der Kurfürst, um die Holländer an sich zu ziehen, von der lutherischen zur reformirten Kirche. Von dem an war die Union samt den Holländern für Brandenburg, die Lige aber samt den Spaniern für Pfalzneuburg, und Spanier und Holländer fielen in die jülichschen Länder ein. Der Kaiser vermochte nicht, beide Theile zurück zu weisen, oder die Streitenden zur Ruhe zu bringen. Nur durch Englands und Frankreichs Vermittelung geschah es, daß zu Xanten im Clevischen ein Vergleich abgeschlossen wurde (22. Nov. 1614), kraft dessen Kurbrandenburg und Pfalzneuburg um die Verwaltung der jülichschen Lande loosten, und ersteres dabei Cleve, Mark und Ravensberg, letzteres Jülich und Berg erhielt. Aber Spanier und Holländer blieben in den jülichschen Landen, und durch jenen Vergleich war

eben

eben so wenig der Streit um diese Länder ausgeglichen, als die Ruhe in Deutschland hergestellt.

Matthias selbst empfand in eigener Person die Spaltungen und Gährungen im deutschen Reiche. Gleich der erste Reichstag, den er 1613 in Regensburg hielt, ward durch die Klagen der Protestanten über die Stimmenmehrheit der Katholiken und über die Anmaßlichkeit des Reichskammergerichts zerrissen; der Kaiser erhielt keine Unterstützung gegen die Türken und gegen Bethlen Gabor, der sich mit Hilfe der Türken zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben hatte, und konnte keinen zweiten Reichstag zusammen bringen. Da er die Bündnisse der Katholiken und Protestanten, oder die Lige und Union als Grund und Vermehrung dieser Spaltungen ansahe, so suchte er beide aufzuheben; aber die Katholiken wollten ihr Bündniß nicht auflösen, wofern dieß nicht auch von den Protestanten geschähe, und die Protestanten fanden es um so nöthiger, ihr Bündniß festzuhalten und zu erneuern (23. Apr. 1617), je mehr sie die Gesinnungen dessen fürchteten, den Matthias zu seinem Nachfolger erkoren hatte.

Kaiser Matthias nämlich, alt und kinderlos, hatte, mit Beistimmnng seiner gleichfalls kinderlosen Brüder, seinen Vetter Ferdinand zu seinem Erben bestimmt, den er am 29. Jun. 1617 zum König von Böhmen und am 1. Jul. 1618 zum König von Ungern krönen ließ. Aber Ferdinand — ein Sohn des Erzherzogs Karl, des jüngern Bruders Maximilian II.,

und

und also Enkel Ferdinand I., geb. 9. Jul. 1578 und seit 1596 Herr von Steiermark, Kärnthen und Krain — war ein abgesagter Feind der Protestanten. Erzogen zu Ingolstadt (1590—1596) von Jesuiten, die immer ihn leiteten (der Jesuit Lamormain war sein Beichtvater), und getrieben von seiner blindgläubigen Mutter, der baierischen Prinzessin Maria, die noch auf ihrem Todtenbette (1608) die Unterdrückung der Protestanten ihm zur Pflicht machte, hielt er fest an dem Wahn, daß alles Glück seiner Regierung von seinem Eifer für die katholische Religion abhange und daß er der ewigen Verdammniß sich schuldig machen würde, wofern er nicht jedes Mittel gebrauchte, um seine protestantischen Unterthanen zur katholischen Kirche zurückzuführen. Er hatte daher zu Loretto, dann zu Rom das Gelübde gethan, lieber alle Güter und das Leben selbst zu verlieren, als zwei Religionen in seinen Staaten zu dulden, und diesem Gelübde gemäß, bald nach dem Anfange seiner Selbstregierung, in Steiermark, Kärnthen und Krain den Protestantismus gewaltsam unterdrückt. Wenn also die Katholiken innerhalb und ausserhalb des deutschen Reiches mit großen Hoffnungen auf ihn blickten: so mußten die Protestanten in Furcht gerathen, als sie hörten, daß er der Nachfolger Kaisers Matthias seyn sollte, und zu verdenken war es ihnen nicht, daß sie zu ihrer Selbstvertheidigung ihr Bündniß erneuerten.

So war ganz Deutschland mit Mißtrauen und Feindseligkeiten, mit Gährungen und Spaltungen erfüllt,

füllt, als sich in Böhmen ein Vorfall ereignete, der die längst angeschürte Kriegsflamme zum Ausbruch brachte.

In dem Majestätsbriefe, den Kaiser Rudolf II. für die Utraquisten oder Protestanten in Böhmen ausgestellt hatte (11. Jul. 1609), war das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen, nur den Ständen, den Rittern und den königlichen Städten zugestanden worden, nicht aber den Unterthanen; für sich und wider Willen ihrer Gutsherren durften diese in Religions- und Kirchenwesen keine Neuerung vornehmen. Nun begab es sich (1617), daß die Protestanten zu Klostergrab, das dem Erzbischof von Prag gehörte, und die zu Braunau, das unter dem Abte des dasigen Klosters stand, neue Kirchen bauten. Von Seiten der Prälaten, so wie von Seiten des Kaisers wurde ihnen dieser Bau untersagt. Da sie aber gleichwohl denselben fortsetzten, so nahm der Abt zu Braunau die daselbst erbaute Kirche in Beschlag, und der Erzbischof zu Prag ließ die zu Klostergrab zuerst verschließen, dann niederreißen. Vergebens beklagten sich die böhmischen Protestanten über dieses Verfahren: ihre Klagen wurden zurückgewiesen, vornehmlich, wie sie glaubten, auf Anstiften der kaiserlichen Räthe, die im Namen des Kaisers, der in Wien war, die Regierung verwalteten, namentlich des Kammerpräsidenten Slawata und des Burggrafen Martinitz. Die Erbitterung, die sie hierüber ergriff, steigerte zu gewaltthätiger Rachgier

gier der Graf Heinrich Matthias von Thurn, ein ungestümer Feuerkopf, aber ein guter Soldat, voll Eifer für den Protestantismus (er vorzüglich hatte dem Kaiser Rudolf den Majestätsbrief abgenöthigt) und voll Haß gegen die kaiserliche Regierung, die ihm, als einem Verdächtigen, das Amt eines Burggrafen von Karlstein entzogen hatte. Von ihm angeführt drangen die eben damals in Prag anwesenden protestantischen Stände, zahlreich und meistens bewaffnet, am 28. Mai 1618 auf das königliche Schloß zu Prag, wo die kaiserlichen Räthe versammelt waren. Hier ergriffen sie, nach bitterm Wortwechsel, unter stürmischem Geschrei erst den Burggrafen Martinitz, dann den Kammerpräsidenten Slawata und zuletzt den Secretär Fabricius, einen Schmeichler und Anhänger von beiden, und warfen diese drei nach einander aus dem Fenster des Saales in den Schloßgraben. Die Höhe betrug an 40 Ellen, dennoch blieben die Hinabgeworfenen am Leben: ein Mist- oder Kehrichthaufen, auf den sie fielen, diente zu ihrer Erhaltung.

Diese Gewaltthat gilt als der Anfangspunkt des dreißigjährigen Krieges; und mit Recht! Zwar war der Krieg, der durch sie erzeugt wurde, zunächst nur ein Krieg zwischen dem Hause Oestreich und den Protestanten in Böhmen; aber bald mußte derselbe ein allgemeiner Krieg werden, — theils weil die böhmischen Unruhen aus Religionshändeln hervorgingen und darum bei den Katholiken und Protestanten in Deutsch-

land

land einen solchen Antheil erregten, daß beide in ihnen ihre eigene Sache zu sehen vermeinten; theils weil Oestreich mit Spanien und Italien, Böhmen aber mit Deutschland, wo des brennbaren Stoffes so viel verbreitet war, in Verbindung stand; theils endlich, weil sowohl die böhmischen Protestanten zu ihrer Vertheidigung, als auch Oestreich zu ihrer Unterdrückung und zur Züchtigung ihrer Anhänger solche Maßregeln ergriffen, daß der Krieg auch dann noch fortdauerte, als schon der Aufstand in Böhmen gedämpft war.

2) Gang des dreißigjährigen Kriegrs.

Man kann den auf solche Art entstandenen Krieg nach dem Wechsel des Uebergewichts in drei Abschnitte theilen. Zuerst, von 1618 bis 1630 behauptete Oestreich das Uebergewicht: es unterwarf sich mit Hilfe der Lige erst Böhmen (1618—1621), hierauf das südliche Deutschland (1622—1625), dann das nördliche (1625—1630) und erreichte eine furchtbare Höhe. Zweitens, von 1630 bis 1634 behauptete Schweden das Uebergewicht: Gustav Adolf und seine Feldherren trieben die Oestreicher aus dem nördlichen Deutschland, drangen in das südliche, löseten die Macht der Lige auf und erschütterten den kaiserlichen Thron. Drittens, von 1634 bis 1648 behaupteten Oestreich und Schweden abwechselnd das Uebergewicht: denn obschon Oestreich unter Ferdinand III. wieder emporkam, so wurde es doch durch die von Frankreich kräftig unterstützten Schweden vielmals

mals geschlagen und durchaus zurückgehalten, die vorige Größe wieder zu erreichen. — Nach diesen drei Abschnitten wollen wir hier die Hauptbegebenheiten des dreißigjährigen Krieges darstellen.

## A. Erster Abschnitt des dreißigjährigen Krieges, 1618—1630.

Gern hätte Kaiser Matthias, den zunehmende Schwäche friedliebend gemacht hatte, den Aufstand der Böhmen durch Unterhandlungen beseitiget; aber er vermochte es nicht. Denn einerseits drang sein Vetter, der zum böhmischen König bestimmte Ferdinand, unablässig darauf, daß nur durch Waffengewalt das Vergehen der Böhmen bestraft, und das Ansehn der Religion und des östreichischen Hauses gesichert werden könne; und andrerseits schürten auch die böhmischen Protestanten, überzeugt, daß ihr Verfahren gegen die kaiserlichen Räthe keine Verzeihung finden könnte, die Kriegsflamme an. Sie erwählten dreißig Directoren zur Landesverwaltung, nahmen die kaiserlichen Beamten in Eid und Pflicht, bemächtigten sich der öffentlichen Einkünfte, verjagten die Jesuiten, warben Truppen, an deren Spitze sie den Grafen Thurn stellten, traten mit Schlesien, Mähren, der Lausitz, ja selbst mit den Protestanten in Oestreich in Verbindung und überfielen die böhmischen Städte, die es mit dem Kaiser hielten. Matthias schickte daher ein Heer unter dem Grafen Boucquoi und Dampierre nach Böhmen; aber vergebens! Graf Thurn, unter=

unterstützt von dem Grafen Ernst von Mansfeld, einem kühnen und gewandten Parteiführer, der ihm ein Hilfscorps der Union von 4000 Mann zugeführt und (am 21. Nov. 1618) Pilsen erstürmt hatte, brachte alle böhmische Städte, bis auf Budweis, auf seine Seite und rückte durch Mähren, das er zum Antheil an dem Aufstand nöthigte, gegen Wien vor (Januar 1619). Um diese Zeit starb Matthias (20. März 1619). Sogleich trat, wie schon vorher bestimmt worden war, Ferdinand II. als sein Nachfolger auf; doch unter den bedenklichsten Umständen! In Deutschland hatte er eine starke Partei gegen sich; Böhmen war im wilden Aufstand; Mähren, Schlesien und die Ober- und Niederlausitz waren in denselben verwickelt; Ungern wurde von den Türken und deren Schützling, dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor bedroht; und die Oestreicher versagten die Huldigung, zogen mit den aufrührerischen Böhmen vor Wien und belagerten den neuen Regenten in seiner Hofburg. Aber Ferdinand zeigte mitten unter den drohendsten Gefahren eine unerschütterliche Standhaftigkeit und — fand Rettung. Ein Theil der Reiterei des Generals Dampierre entsetzte Wien (22. Jun.), Graf Mansfeld wurde bei Budweis von Boucquoi geschlagen (9. Jun.), und die Böhmen mußten zurück, um ihre Hauptstadt gegen den vordringenden Sieger zu schützen. Ferdinand konnte also nach Frankfurt gehen, wo er zum deutschen Kaiser am 28. Aug. erwählt und am 9. Sept. gekrönt wurde.

In-

Inzwischen hatten die Böhmen am 27. Aug., mit Zustimmung der Stände Schlesiens, Mährens und der Ober- und Niederlausitz, Ferdinand II. ihrer Krone verlustig erklärt und selbige dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., angetragen, voll des Glaubens, derselbe würde als Haupt der Union, als Neffe des Prinzen Moritz von Oranien und als Eidam des Königs Jacob I. den Beistand der Union, Hollands und Englands ihnen zuführen. Schon früher hatte Friedrich V. (geb. 1596 und seit 1610 Kurfürst), nach dieser Krone gestrebt; aber jetzt war er unschlüssig, ob er sie annehmen oder ausschlagen sollte. Ihn warnte sein besseres Gefühl, seine verständige Mutter, Luise Juliane, die Tochter Wilhelms von Oranien, sein Schwiegervater Jacob I., sein Vetter Herzog Maximilian von Baiern, der Kurfürst von Sachsen und andre deutsche Fürsten. Doch trotz dieser Warnungen, trieb ihn seine Begierde nach Macht und Glanz, das Zureden seiner Räthe und das noch kräftigere seiner Gemahlin, einer Königstochter, und seines Hofpredigers Scultetus, zur Annahme der böhmischen Krone. Am 4. Nov. 1619 wurde er mit ungemeiner Pracht zu Prag gekrönt; auch die Nebenländer Böhmens, Mähren, Schlesien und die Lausitz, erkannten ihn als König an. — Aber gar bald verstummte der Jubel, mit dem man ihn empfangen und gekrönt hatte, und kaum ein Jahr verstrich, als er, nicht ohne Schuld, die angenommene Krone wieder verlor. Denn während er, ein

ein zwar gütiger und freigebiger, aber auch leichtsinniger und prunkliebender Herr, mehr den Herrlichkeiten seiner neuen Würde, als deren Befestigung lebte, brachte er die Böhmen gegen sich auf durch seinen Hang zu Verschwendungen, durch seine Vorliebe zum Calvinismus und durch die Vergebung der wichtigsten Aemter an Ausländer. Sie unterstützten ihn daher nicht, so wie es nöthig war, und unter ihren Heeren riß Mangel und Unordnung ein, besonders seitdem er den Oberbefehl dem Grafen von Thurn abgenommen und an seine Generale, Christian von Anhalt und Georg von Hohenlohe, übertragen hatte. Aber auch die, auf deren Beistand er gerechnet hatte, zeigten sich ohne Theilnahme und Festigkeit. Sein Schwiegervater Jacob I. versagte ihm die erbetene Unterstützung; Bethlen Gabor ließ sich durch Ferdinand II. zu einem Waffenstillstand bereden (Januar 1620), und die Union wurde durch Frankreich zu der Erklärung bewogen (Ulm, 3. Jul. 1620), mit der Lige Frieden zu halten und sich in die Angelegenheiten Böhmens nicht einzumischen.

Dagegen ergriff Ferdinand II. mit Geist und Nachdruck die kräftigsten Maßregeln. Wie er den Bethlen Gabor zur Ruhe brachte, so beruhigte er auch Ungern und Niederöstreich (Oberöstreich wurde erst später vom Herzog Maximilian bezwungen). Er bat ferner Frankreich um Hilfe, das den Frieden in Deutschland zu erhalten versprach; er gewann Kursachsen, das für ihn die Lausitz eroberte und Schlesien im Zaum

 hielt,

hielt, und verband sich mit dem Pabst, der ihm Hilfsgelder zuschickte, und mit Spanien, das von Italien und den Niederlanden her Unterstützung schaffen konnte und wirklich den General Spinola mit 25,000 Mann aus den Niederlanden in die Unterpfalz einrücken ließ. Aber die wirksamste von allen seinen Verbindungen war die mit dem Herzog Maximilian von Baiern, seinem Vetter und Jugendfreund, dem Haupte der Lige, den er durch das Versprechen, ihm die pfälzische Kurwürde zuzuwenden, alle Kriegskosten zu ersetzen und dafür Oberöstreich als Unterpfand zu überlassen, für sich gewann (8. Oct. 1619). Diese Verbindung gab den Ausschlag. Maximilian, klug und tapfer, begeistert für seinen Glauben und fähig, in wichtigen Augenblicken entschlossen zu handeln, entflammte die Katholiken für die Rettung des Hauses Oestreich, zog selbst an der Spitze der ligistischen Truppen nach Oberöstreich (Jul. 1620), das sich ihm unterwerfen mußte, rückte dann, als er sich in Niederöstreich mit dem Grafen Boucquoi vereinigt hatte (8. Sept.), mit einem Heere von etwa 50,000 Mann in Böhmen ein und gerade vor Prag, um die Böhmen mit Einem Streiche zu bezwingen. So kam es am 8. Nov. 1620 zu der entscheidenden Schlacht auf dem Weißen-Berge bei Prag. Die Böhmen und Pfälzer unter Christian von Anhalt wurden völlig geschlagen, und Friedrich, der erst von einem Gastmahle zum Anschauen der Schlacht gerufen werden mußte, wurde durch den Ausgang derselben so betäubt,

daß

daß er mit ihr alles verloren gab, ohne an die Mittel zu denken, die ihm noch zu Gebote standen. Weder auf sich, noch auf die Böhmen vertrauend, verließ er in der folgenden Nacht Prag so verblendet, daß er selbst die Reichskrone und seine geheimsten Papiere daselbst zurückließ. Er floh über Breslau und Berlin nach den Niederlanden, und verlor mit Böhmen zugleich auch seine Erblande. Aber wie traurig auch sein Schicksal war, trauriger war das Schicksal Böhmens. Mähren, Schlesien und Lausitz, die sich gleichfalls dem Kaiser wieder unterwerfen mußten, wurden als Verführte schonend behandelt; aber gegen Böhmen, wo sich der Aufstand entzündet hatte, wendete sich der furchtbarste Ingrimm des Kaisers. Nach einer Frist von sieben Monaten wurden die Häupter des Aufstandes, die man ergreifen konnte, hingerichtet (Jun. 1621), die, welche entflohen waren, entehrt, die, welche sich freiwillig angaben, ihrer Güter beraubt; ferner wurden die Privilegien oder Vorrechte der Böhmen, damit auch das Wahlrecht und der Majestätsbrief, vernichtet, die Protestanten (über 30,000 Familien) vertrieben und die Jesuiten zurückgerufen und in die vorigen Güter und Würden wieder eingesetzt. — Schrecklich war dieses Strafgericht: denn nicht genug, daß Böhmen durch dasselbe so viele Tausende seiner besten Bürger verlor; es verlor auch das rege Leben, das vorher in seiner Mitte geherrscht hatte, und sank von der Höhe, zu der es seit den Zeiten der Luxemburger aufgeblüht war. Doch

 wäre

wäre Ferdinand II. bei diesem Strafgerichte stehen geblieben, der Krieg wäre geendigt gewesen. Aber Rachgier, Glaubenswahn, vielleicht auch Eigennützigkeit trieben ihn, den unglücklichen Friedrich von der Pfalz und mit ihm die Uniirten völlig zu unterdrücken, und so den Krieg nach Deutschland zu versetzen.

Am 22. Januar 1621 sprach er über Friedrich von der Pfalz und dessen Parteiführer in Böhmen und Schlesien — den Fürsten Christian von Anhalt, den Grafen Georg von Hohenlohe und den Markgrafen Georg von Brandenburg-Jägerndorf — ohne sie vorzuladen und ohne die Reichsstände zu befragen, als über Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, die Reichsacht aus, die er dann eben so eigenwillig oder widerrechtlich, als er sie ausgesprochen hatte, vollstrecken ließ: — in der Oberpfalz von Maximilian von Baiern, in der Unterpfalz von den Spaniern. Dumpfer Schrecken ergriff hierüber die Protestanten, die Union lösete sich auf (im Apr. 1622), und nur drei schwach begüterte deutsche Herren hatten Muth, für die Sache des unglücklichen Friedrich zu kämpfen, nämlich der Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich, aus Eifer für die Freiheit des Reichs und der Religion und aus Widerwillen gegen Ferdinand II., der ihm die Erbfolge in Baden-Baden entziehen wollte; der Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, aus Liebe zur Gemahlin des unglücklichen

Frie-

Friedrich und aus Haß gegen die katholische Geistlichkeit (wie auch sein doppelter Wahlspruch: „Alles für Gott und für sie," und „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" andeutete), und Ernst Graf von Mansfeld, aus Kriegsbegier und aus Anhänglichkeit an die einmal vertheidigte Sache. Aber alle drei konnten nichts ausrichten. Denn wiewohl der Graf von Mansfeld den General der Lige, Tilly, bei Wisloch besiegte (29. Apr. 1622), so siegte dieser gleich darauf bei Wimpfen (6. Mai) über den Markgrafen von Baden, und über den Herzog Christian bei Höchst (19. Jun.), dann bei Stadtloo im Münsterschen (6. Aug. 1623). Ja Friedrich selbst sahe sich schmählich getäuscht, als er (auf Versicherung seines Schwiegervaters, daß ihm der Kaiser verzeihen würde, wenn er die Waffen völlig niederlegte) seine Vertheidiger der Dienste entlassen hatte, die ihm bisher von ihnen geleistet worden waren. Denn nun eroberte Tilly die Plätze in der Unterpfalz, die Friedrichen treu geblieben waren, am 16. Sept. 1622 Heidelberg (dessen kostbare Bibliothek Maximilian von Baiern dem Pabste schenkte), am 2. Nov. Manheim und späterhin (1623) Frankenthal. Der Kaiser aber übertrug auf dem Kurfürstentag zu Regensburg (23. Febr. 1623) „aus kaiserlicher Machtvollkommenheit" die pfälzische Kurwürde nebst der Oberpfalz und der diesseit des Rheins gelegenen Unterpfalz an Maximilian von Baiern, der ihm dafür das verpfändete Oberöstreich zurückgeben mußte. Gegen diese

diese Verfügung, die eben sowohl der kaiserlichen Wahlcapitulation, als der bisherigen Religionsgleichheit im Kurcollegio entgegen war, sträubten sich vornehmlich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; aber der Kurfürst von Sachsen wurde durch Erinnerung an die Uebertragung der sächsischen Kur an Herzog Moritz und besonders dadurch beschwichtigt, daß ihm der Kaiser, als Ersatz für die bei Bezwingung der Lausitz und Schlesiens aufgewendeten Kriegskosten, die Lausitz pfandweise überließ (Jun. 1623), und den Kurfürsten von Brandenburg nöthigte späterhin (1627) ein Einfall des kaiserlichen Generals Wallenstein in die Kurmark, sich in den Willen des Kaisers zu fügen.

Abhängig vom Kaiser war nun ganz Oberdeutschland, unterjocht die Mitglieder der vormaligen Union, geschlagen, zerstreut und aufgerieben die Heere, die für Friedrich gefochten hatten; kein einziger protestantischer Fürst in Deutschland hatte eine nur etwas bedeutende Kriegsmacht im schlagfertigen Zustande; auch Bethlen Gabor, der seit dem Jahre 1620 den Krieg zweimal erneuert hatte (wobei die kaiserlichen Generale Boucquoi und Dampierre gefallen waren), hatte aufs neue (1624) Friede geschlossen: aber noch immer legte der Kaiser die Waffen nicht aus den Händen, noch immer hielt er die Heere der Lige gerüstet, noch immer blieb er in enger Verbindung mit Spanien, das damals (seit 1621) den Krieg gegen die Niederländer an den Westgrenzen Deutschlands aufs neue begonnen hatte.

hatte. Wozu diese fortdauernde Rüstung und drohende Stellung? Mußte sie nicht die Gemüther in Gährung erhalten? mußte sie nicht die Furcht erzeugen, daß der Kaiser noch andere und größere Entwürfe hege? Ja, wahrscheinlich wurde es, daß er es auf Unterjochung der protestantischen und deutschen Freiheit abgesehen habe, daß er Niederdeutschland, eben so wie Oberdeutschland, entwaffnen und hier wie dort den Protestantismus unterdrücken wolle.

Selbst Frankreich fing an, Oestreichs und Spaniens Absichten zu fürchten, besonders seitdem letzteres Miene machte, sich in der Pfalz festzusetzen: es knüpfte daher mit England, das jetzt zum Krieg gegen das Haus Habsburg geneigt war, und durch dieses mit Dänemark und Schweden Verbindungen an. Aber weit nähere Gefahr, als den Reichen England und Frankreich, drohete dem niedersächsischen Kreise, der schon einmal (1622) von Tilly, bei Verfolgung des Herzogs von Braunschweig, heimgesucht worden war, und jetzt eben diesen Tilly an seinen Grenzen im Hessischen, sah. Um sich gegen ihn zu sichern, rüsteten sich die meisten Stände dieses Kreises, namentlich die Herzoge von Mecklenburg und Braunschweig, und der brandenburgische Prinz Christian Wilhelm, Administrator von Magdeburg; an ihre Spitze aber trat der König von Dänemark, Christian IV., der, als Oheim der Gemahlin Friedrichs von der Pfalz, als eifriger Protestant und als Herzog von Holstein, zum Kriege gegen das gewaltthätige Oest-

Oestreich sich berufen fühlte. Doch auch dieses Unternehmen ging schmählich zu Grunde und diente nur dazu, Oestreichs Uebermacht, die es vermindern sollte, zu vermehren. Denn einerseits war Christian IV. zwar thätig, kriegslustig, ruhmbegierig und, gestärkt durch Bündnisse mit England und Holland, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, dem auch die alten Feinde Oestreichs, Herzog Christian von Braunschweig und Ernst Graf von Mansfeld von den Niederlanden aus zuzogen; aber er war nicht geschickt, einen Bund fest zusammen zu halten und große Streitmassen sicher zu leiten, und andrerseits wußte Oestreich diesem neuen Unternehmen, das im Jahre 1625 begann, mit verstärktem Nachdruck zu begegnen. Jetzt nicht mehr zufrieden, mittelst der Lige Siege zu erringen, oder begierig, sich von derselben unabhängig zu machen, stellte es, neben dem ligisten General Tilly, auch einen eignen auf, nämlich den durch Reichthum, Herrscherkraft und großen Ruf ausgezeichneten General Wallenstein (geb. zu Prag 1583), der das Versprechen, ohne Oestreichs Belästigung ein Heer von 40,000 Mann zu werben und zu unterhalten, zu Vieler Schrecken lösete und dafür den Titel „Herzog von Friedland" vom Kaiser erhielt.

Beide Generale, Tilly und Wallenstein, sollten, wie es hieß, gemeinschaftlich handeln, aber Eifersucht trennte sie, vielleicht auch die Politik des Hauses Oestreich. Tilly wendete sich nach der Westseite von Nie-

Niedersachsen, nöthigte zuerst den Landgrafen von Hessen-Cassel, der Verbindung mit Dänemark zu entsagen, schlug dann den dänischen König, den er schon 1623 bei Hannover zurückgedrängt hatte, entscheidend bei Lutter am Barenberge (27. Aug. 1626), vertrieb ihn von der Elbe und aus ganz Niedersachsen und verfolgte ihn durch Holstein und Schleswig. Wallenstein aber, aus Schwaben und Hessen kommend, wendete sich auf die Ostseite des niedersächsischen Kreises, schlug (am 25. Apr. 1626) bei Dessau den Grafen von Mansfeld, verfolgte ihn, der durch Schlesien, Mähren, Ungern und Siebenbürgen rückte, bis Mähren und schützte dadurch die östreichischen Erbländer. Doch konnte er ihn nicht erreichen. Mansfeld, auch im Unglück Muth und Besonnenheit bewährend, blieb ihm stets zuvor, kam zum Bethlen Gabor und zog, da er bei diesem die gehoffte Unterstützung nicht fand, nach Venedig. Auf dem Wege dahin, in Dalmatien, starb er, am 20. Nov. 1626. Einige Monate früher war auch sein Kampfgenosse, Christian von Braunschweig, gestorben (6. Mai 1626).

Von der Verfolgung Mansfelds kehrte Wallenstein durch Brandenburg, das er zur Anerkennung des Kurfürsten von Baiern nöthigte, nach Niedersachsen zurück, verheerte dann, als sich Tilly zur Beobachtung der Holländer ins Bremische gezogen hatte, Holstein und Schleswig (1627). Von da wendete er sich nach Mecklenburg und Pommern, von seinem Glücke, wie

von

seinem herrschsüchtigen Gemüthe zu immer höheren Planen geführt. Sein furchtbares Heer, dessen Unterhaltung alle Länder, durch die er zog, aussaugte, hatte er bis auf 100,000 Mann vermehrt; vom Kaiser hatte er es erlangt, daß Mecklenburg, dessen Herzoge wegen ihrer Verbindung mit Dänemark geächtet worden waren (Januar 1627), ihm zugesprochen wurde (19. Januar 1628), so wie das Fürstenthum Sagan in Schlesien. Hiermit zum Reichsfürsten ernannt, dann auch zum Admiral der Ostsee, ging er eine Zeitlang damit um, die Herrschaft über letztere und deren Küsten an Oestreich zu bringen, oder, wie seine Feinde sagten, für sich selbst einen mächtigen Staat im Norden zu bilden, dessen Grundlage Mecklenburg seyn sollte. Eben dazu wünschte er Stralsund in seine Gewalt zu bringen. Unter dem Vorwand, daß sie kaiserliche Besatzung zurückgewiesen habe, belagerte er diese Stadt (seit dem 13. März 1628). Aber obschon er betheuert hatte, sie zu erobern, auch wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so erreichte er hier seine Absichten nicht. Stralsund von den Dänen, von den Hanseaten, dann von den Schweden geschützt, widerstand hartnäckig, und er mußte nach einer Einbuße von 12,000 Mann wieder abziehen (24. Jul. 1628).

Desto geneigter war er nun, um Dänemarks Freundschaft für seine weiteren Plane zu gewinnen, mit Christian IV. Frieden zu schließen. Auch Christian IV. durch wiederholte Niederlagen in Schrecken gesetzt, war

dazu

dazu geneigt, so wie die Lige, die der Kriegsanstrengungen müde war, und selbst Kaiser Ferdinand II., weil er im Norden Ruhe zu haben wünschte, um das auszuführen, was er eben unternommen hatte. So kam durch Tilly und Wallenstein der Friede zu Lübeck zu Stande (12. Mai 1629), der dem dänischen König zwar keinen Verlust an Land und Leuten, wohl aber Verlust an gutem Rufe zuzog, da er, um sein Interesse zu verwahren, das Interesse aller seiner Bundesgenossen schimpflich hinopferte. Er erhielt nämlich, ohne die Kriegskosten zu bezahlen, seine verlorenen Länder zurück, dagegen sollte er alles Einziehens geistlicher Güter, alles Einmischens in die Angelegenheiten Deutschlands und alles Unterstützens Friedrichs von der Pfalz und der Herzoge von Mecklenburg sich enthalten. — König Gustav Adolf hatte Gesandte nach Lübeck geschickt, die für die Wiedereinsetzung der Herzoge von Mecklenburg, seiner Vettern, sprechen sollten; aber sie wurden, auf Wallensteins Betrieb, schimpflich zurückgewiesen.

Das aber, was der Kaiser damals unternommen hatte, war ein Gewaltstreich gegen den Protestantismus und die deutsche Freiheit, die überall die Protestanten erbittern und die Beruhigung Deutschlands abermals verzögern mußte. Er hatte nämlich, ohne einen Reichstag zu halten, bloß mit Genehmigung der vier katholischen Kurfürsten, das lange vorbereitete Restitutionsedict erlassen (6. März 1629), d. i. eine Verordnung, welche bei Strafe der Reichsacht befahl, daß alle seit

dem

dem passauer Vertrage (1552) eingezogenen geistlichen Güter, Stifter und Klöster den Katholiken zurückgegeben und wieder mit katholischen Prälaten besetzt, die Wohlthaten des Religionsfriedens nur auf die Anhänger der unveränderten augsburgischen Confession (also nicht auf die Reformirten) angewendet, und die protestantischen Unterthanen katholischer Fürsten zur katholischen Kirche zurückgebracht werden sollten. — Im Gefühl seiner jetzigen Uebermacht zögerte Ferdinand II. nicht mit der Vollziehung dieser Verordnung. Im südlichen Deutschland, namentlich in Augsburg wurde der Anfang gemacht, dann in Franken, Westphalen und Niedersachsen, kurz überall, wo kaiserliche Truppen standen, damit fortgeschritten. Zugleich verlangte auch der Kaiser, daß, statt des kursächsischen Prinzen August, sein Sohn Leopold Wilhelm, Administrator von Magdeburg werden und zugleich auch die Bißthümer Passau, Straßburg und Bremen und die Abtei Hersfeld innehaben sollte. Aber gerade durch solches Verfahren zog sich Ferdinand II. die heftigsten Stürme und mit ihnen den Verfall seiner Uebermacht herbei.

Mit lautem Klaggeschrei, doch für jetzt zum Widerstande zu schwach, vernahmen die Protestanten die Bekanntmachung und Vollziehung des Restitutionsedicts: sie sahen in demselben das Grab ihrer religiösen Freiheit. Aber auch die Fürsten der Lige waren mit demselben unzufrieden: sie glaubten durch dasselbe nichts anders zu erhalten, als was ihnen gebühre, und dabei

bei die Aussicht auf Ersatz der von ihnen aufgewendeten Kriegskosten und auf Bestand der deutschen Freiheit zu verlieren. Hierzu kam die Erbitterung aller Deutschen, der Katholiken und Protestanten ohne Unterschied, über die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen der kaiserlichen Heere und ihres eigenwilligen und übermüthigen Anführers. So erhob sich auf dem Kurfürstentage, den Ferdinand II. (vom 19. Jul. bis 3. Nov. 1630) zu Regensburg hielt, um die Wahl seines Sohnes zum römischen König zu erwirken, ein wilder Sturm. Hier drang selbst sein alter Freund, Maximilian von Baiern, unterstützt von Frankreich, mit dem nachdrücklichsten Ernste darauf, daß Wallenstein, der überall die furchtbarsten Gewaltthätigkeiten verübt und sich in ganz Deutschland als ein unbeschränkter Dictator betragen habe, seiner Dienste entlassen und die kaiserliche Armee vermindert werden sollte. Und Ferdinand II., von so vielen Seiten und selbst von einem Pfaffen, dem Pater Joseph, dem Abgesandten Richelieus, bestürmt, sahe sich jetzt, zum ersten Male! zur Nachgibigkeit genöthigt. Er verabschiedete Wallenstein, der voll zurückgehaltenen Ingrimms auf seine Güter in Böhmen zog, und verminderte um 18,000 Mann sein Heer, das nun, bloß aus 40,000 Mann bestehend, samt dem ligistischen Heer (das 30,000 Mann stark war), dem General Tilly untergeordnet wurde. Ja, überdieß mußte der Kaiser zugeben, daß die Wahl seines Sohnes zum römischen

König

König auf einen anderen Reichstag und die Vollziehung des Restitutionsedicts bis zum Ende des Jahres 1631 verschoben wurde. — Auf solche Art ward Oestreichs Macht durch die vermindert, die Oestreichs Freunde hießen, und vermindert zu einer Zeit, wo es an dem mantuanischen Erbfolgestreit zu seinem Schaden Antheil genommen hatte (1627—1630), und wo schon ein neuer Feind ihm drohete, der, kräftiger als alle früheren, eine unerwartete Umänderung in den Angelegenheiten Deutschlands und der Protestanten hervorbrachte.

## B. Zweiter Abschnitt des dreißigjährigen Krieges, 1630—1634.

Während der Kurfürstentag zu Regensburg gehalten wurde, war Gustav Adolf, (seit 1611) König von Schweden, auf deutschem Boden gelandet, um an dem Kriege in Deutschland Antheil zu nehmen.

Vieles bestimmte ihn hierzu! Denn, wie auf der einen Seite sein religiöses Gefühl oder seine innige und lebendige Anhänglichkeit an dem protestantischen Glauben ihn nöthigte, den Bitten so vieler in Böhmen und Deutschland bedrängten Protestanten zu folgen, die von ihm die Rettung oder Erhaltung ihres Glaubens erwarteten: so trieben ihn auf der andern Seite auch Beweggründe gereizter Empfindlichkeit und anlockender Hoffnungen. Der Kaiser hatte ihn auf manchfaltige Art beleidigt: er hatte ihn nicht als König von Schweden

den anerkennen wollen, hatte Polen gegen ihn erbittert und unterstützt, hatte Briefe, die Gustav in Polen an Bethlen Gabor geschrieben, aufgefangen und bekannt gemacht, hatte die Herzoge von Mecklenburg, Gustavs Verwandte, geächtet und, trotz der Verwendungen Gustavs, nicht wieder hergestellt, hatte zugegeben, daß Gustavs Gesandte von den Friedensunterhandlungen zu Lübeck zurückgewiesen und an der Ostsee Veranstaltungen getroffen wurden, die Schweden mit der Beeinträchtigung seines Handels, seiner Schiffahrt und seiner Selbständigkeit bedrohten. Endlich war es wohl auch die Hoffnung, in Deutschland Eroberungen zu machen, und der Wunsch, sein Reich in nähere Verbindung mit dem gebildeten Theile Europas zu bringen, was Gustav zu diesem Kriege trieb. Denn nicht zu verkennen ist, daß er schon im Jahre 1614, noch ehe er jene Beleidigung Oestreichs erfahren, Geneigtheit gezeigt hatte, der Union beizutreten, daß er ihr seit dem Jahr 1622 von neuem seinen Beistand anbot, und daß er, wäre nicht Dänemark ihm zuvorgekommen oder der polnische Krieg durch Oestreich verzögert worden, er schon früher in Deutschland aufgetreten seyn würde. Aber die Hindernisse, die damals ihn zurückhielten, waren jetzt beseitigt. Dänemark war seit dem 12. Mai 1629 vom Kriegsschauplatze abgetreten; Frankreich ermunterte ihn zu einem Kriege in Deutschland, der Oestreichs Uebermacht beschränken sollte, und erwirkte daher die Beendigung des Krieges

in

in Polen durch einen sechsjährigen Waffenstillstand (26. Sept. 1629), und andrerseits hatte sich Oestreichs Macht dem Gestade der Ostsee drohend genähert. Nicht länger säumte er also, sein Vorhaben auszuführen.

Ohne noch ein Bündniß mit Frankreich oder mit den Protestanten in Deutschland abgeschlossen zu haben, verließ er Stockholm (20. Mai 1630) und landete (am 30. Jun.) zu Usedom. Das Heer, das er mit sich brachte, bestand kaum aus 14,000 Mann; aber es waren wohlgeübte, an strenge Zucht gewöhnte und mit hohem Muthe beseelte Truppen; und binnen eines Monates stieg die Zahl seines Heeres durch die Truppen, die er an sich zog, auf 20,000 Mann, späterhin noch höher durch den Zulauf der Protestanten und derer, die von Oestreich entlassen worden waren.

Sein erstes Absehen war dahin gerichtet, festen Fuß in Deutschland zu fassen, um seinen Rücken oder seine Verbindung mit Schweden zu sichern, sein zweites, sich durch Bündnisse zu stärken. Und beides gelang ihm! Zuerst gewann er den Ausfluß der Oder, besetzte Stralsund und Rügen, nahm Wolgast ein (7. Jul.) und zwang den Herzog von Pommern, sich mit ihm zu verbinden und ihm Stettin zu überlassen (26 Jul.). Dann ging er (im Sept. 1630) nach Mecklenburg, wo er seine Vettern, die vertriebenen Herzoge, wieder einsetzte (5. Januar 1631). Hierauf wendete er sich von

Pom-

Pommern nach Brandenburg und eroberte mehrere feste Plätze, z. B. Frankfurt an der Oder (2. Apr.) und Landsberg an der Warte (18. Apr.). Indessen hatte er die Protestanten in Deutschland, selbst die katholischen Kurfürsten, zugleich auch Frankreich, England und Holland aufgefordert, sich mit ihm zu verbinden; und nicht vergebens! Holland verwilligte ihm monatliche Hilfsgelder, England Truppen und Geld, und Frankreich schloß ein förmliches Bündniß mit ihm zu Bärenwalde (13. Januar 1631), kraft dessen es sich verpflichtete, fünf Jahre lang ihm jährlich 400,000 Rthlr. zu zahlen, wogegen er ein Heer von 36,000 Mann in Deutschland unterhalten und in den Orten, die er erobern würde, den katholischen Glauben unangetastet lassen sollte. Unter den deutschen Fürsten aber kam ihm zuerst der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel mit einem Bündniß entgegen (9. Nov. 1630). Dagegen zögerten die andern mit ihrem Beitritte entweder aus Mißtrauen gegen ihn, oder aus Furcht vor dem Kaiser. Kurbrandenburg konnte nur durch das Heranrücken der schwedischen Waffen bewogen werden (3. Mai 1638), sich mit ihm zu verbinden und ihm einige feste Plätze einzuräumen.

Während er auf solche Art den Grund zu seinen nachmals so riesenmäßigen Fortschritten legte, kam ihm mancherlei zu Statten. Je höher Oestreichs Uebermacht und die Zügellosigkeit der östreichischen Heere gestiegen war, um so leichter war es ihm, Parteien

zu finden, die sich ihm anschlossen. Ferner, Oestreich, voll Stolz auf seitherige Siege, sahe mit Verachtung auf ihn, und meinte ihn eben so leicht, als Christian IV., besiegen zu können. Von dieser Verblendung befangen, wendete es keinen festen Ernst an, den ersten Unternehmungen Gustavs mit Nachdruck zu begegnen. Zwar hatte es, als er nach Deutschland kam, in Pommern und Brandenburg ein Heer von 16,000 Mann unter Torquato di Conti; aber dieses war nicht im Stande, ihn aufzuhalten oder zurück zu schlagen. Tilly stand damals an der niedersächsischen Grenze, gegen den Landgrafen von Hessen-Cassel hingerichtet, Wallenstein aber in Schwaben, und ward bald darauf, wie bereits erzählt worden ist, mit einem Theile seines Heeres abgedankt. Hierzu kam, daß Oestreich, gerade wie solche, die unerschütterlich festzustehen wähnen, während alles unter ihnen wankt, durch unzeitige Härte diejenigen zurückstieß, die es durch Schonung hätte gewinnen können. Das war namentlich mit Sachsen der Fall!

Sachsen, so wenig, wie Brandenburg, geneigt, sich einem fremden König hinzugeben, aber auch unwillig gegen den Kaiser wegen des Restitutionsedicts und der willkürlichen Erpressungen, überhaupt gewilligt, nach Art der Schwachen, nach dem Erfolge sich zu entscheiden, — suchte mittelst einer bewaffneten Neutralität seine Selbständigkeit zu behaupten, und veranlaßte deshalb eine Versammlung der protestantischen

Für-

Fürsten zu Leipzig. Auf diesem „Convent von Leipzig" (6. Febr. bis 3. Apr. 1631) wurde ausgemacht, dem König von Schweden Durchzug und Unterstützung abzuschlagen, dagegen von dem Kaiser Zurücknahme des Restitutionsedicts, Entfernung der kaiserlichen Truppen aus den Residenzen protestantischer Fürsten und Einstellung aller Erpressungen zu verlangen und, um dieses Verlangen und jenes Abschlagen geltend zu machen, ein Heer von 40,000 Mann aufzustellen. Hätte der Kaiser seinen Unwillen gegen diesen Convent bezähmen können, er würde Sachsen und viele der protestantischen Stände wenigstens in Ruhe erhalten und ihre Streitkräfte dem Könige von Schweden entzogen haben; aber hingerissen von seiner Heftigkeit, antwortete er dem Kurfürsten Sachsen in bittern Ausdrücken (14. Mai 1631), verbot den protestantischen Ständen alle Truppenwerbung und schreckte die Anhänger des „Leipziger Convents" im südlichen Deutschland durch Waffengewalt, während Tilly im nördlichen Deutschland durch sein Verfahren wider Magdeburg und Sachsen die Erbitterung gegen den Kaiser verdoppelte.

Die Stadt Magdeburg, schon im Jahre 1629 (vom 12. März bis 27. Sept.) von Wallenstein eingeschlossen, weil sie sich geweigert hatte, kaiserliche Truppen aufzunehmen und zu verstärken, wurde im Jahre 1631 (seit dem 30. März) von Tilly aufs neue belagert, weil sie gegen die Anordnung des Kai-

 sers

sers ihren vorigen Administrator, den wegen seines Beitritts zu Christian IV. geächteten brandenburgischen Prinzen Christian Wilhelm wieder aufgenommen und mit Schweden Verbindungen angeknüpft hatte. Eine Zeitlang vertheidigte sie sich, unter der Leitung des schwedischen Generals von Falkenberg, mit Muth und Nachdruck; aber am 10. Mai 1631 schlug ihre Stunde. Durch Pappenheims kühnes Anstürmen fiel sie in Tillys Hände, worauf dieser die schrecklichste Verheerung unter den furchtbarsten Gräueln über sie ergehen ließ. Bis auf zwei Kirchen, ein Kloster, und einige Hütten an der Elbe wurde sie eingeäschert, und von 35,000 Einwohnern, die sie vor der Eroberung gehabt hatte, hatte sie nach der Eroberung nur etwa 400. Tilly selbst zog am Ende des Maimonates von Magdeburg über Thüringen (wo er den Fürsten von Schwarzburg und Weimar feindselig begegnete) nach Hessen, um den Landgrafen wegen dessen Verbindung mit Schweden zu züchtigen. Aber es kam dazu nicht. Die Fortschritte Gustavs an der Havel und Elbe und die Bedrängnisse, in die dadurch Pappenheim gerieth, den Tilly im Magdeburgischen zurückgelassen hatte, riefen letztern zum Kampf gegen den König von Schweden. Doch da er diesem nicht beikommen konnte, wendete er sich (im Aug. 1631) gegen den Kurfürsten von Sachsen, um ihn mit Gewalt zu nöthigen, den Beschlüssen des leipziger Convents zu entsagen, seine Truppen abzudanken und sich unbedingt dem Kaiser zu unterwerfen.

Von

Von Halle aus rückte er gegen Merseburg, Naumburg, Weissenfels, Zeitz, plünderte diese Städte, belagerte Leipzig und zwang es, sich zu ergeben (5. Sept.). Aber gerade durch dieses Beginnen trieb er den wankenden Kurfürsten Johann Georg in die Arme des Königs von Schweden, worauf ein Umschlag der Kriegsbegebenheiten erfolgte, der Niederlagen über Tilly, den vorher Unbesiegten, und viele Demüthigungen und Schrecknisse über Oestreich brachte.

Gustav Adolf hatte Magdeburgs Fall, wie er selbst schrieb, nicht abwehren können, weil ihn das zögernde Mißtrauen der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen aufgehalten hatte, oder, wie ihm vorgeworfen wurde, nicht abwehren wollen, um durch Magdeburgs Untergang die protestantischen Fürsten aus unthätigem Schlummer zu wecken. Jetzt aber, da der Kurfürst von Sachsen, von Tilly gedrängt, als ein Flehender sich an ihn wendete, hielt nichts ihn zurück, diesem beizustehen. Er schloß daher mit ihm im Lager von Werben (1. Sept.) ein Bündniß (wobei unter andern ausgemacht wurde, daß der Kurfürst den schwedischen Truppen einen monatlichen Sold zahlen und kein Theil ohne den andern Friede machen sollte), rückte am 3. Sept. bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich am 4. Sept. bei Düben mit den sächsischen Truppen. Darauf kam es am 7. Sept. zu der merkwürdigen Schlacht bei Breitenfeld, unweit Leipzig, durch welche Oestreich eine erschütternde Niederlage erlitt. Denn

Denn vernichtet wurde Tillys furchtbares Heer: über 7,000 desselben fielen in der Schlacht, noch mehrere Tausende wurden nach derselben getödtet und gefangen, und kaum 2,000 brachte Tilly, der selbst verwundet und in Gefahr gerathen war, gefangen zu werden, nach Halle und von da nach Niedersachsen, wo er sich durch die kaiserlichen Besatzungen wieder verstärkte; vernichtet wurde ferner das Uebergewicht, das Oestreich bisher in Deutschland behauptet hatte, und der Krieg, mit dem es bisher Andere erschreckt und gequält hatte, wurde seinen Erbstaaten und den Ländern seiner Verbündeten zugewälzt. Nachdem nämlich Gustav die Oestreicher vom Schlachtfeld und aus der Umgegend desselben vertrieben hatte, verabredete er mit dem Kurfürsten von Sachsen den Einfall in die Ländern des Kaisers und der Lige. Der Kurfürst übernahm es durch die Lausitz nach Böhmen und Oestreich, er selbst, in die Main-, Rhein- und Donaugegenden vorzudringen.

Mit verschiedenem Geiste und Erfolge wurde dieser Plan ausgeführt. Die Sachsen zogen, nachdem sie ihr Land von den Kaiserlichen befreit hatten, unter Arnheim durch die Lausitz nach Böhmen, nahmen (am 11. Nov. 1631) ohne Schwertstreich Prag ein, das auf keinen Angriff vorbereitet war und von Wallenstein aus Rache gegen den Kaiser verlassen wurde, und schlugen die kaiserlichen Heere, die Götz und Tiefenbach aus Schlesien herbei geführt hatten. Sie hätten leicht bis Oestreich vordringen können, wäre nicht

in

in ihrem wankelmüthigen Kurfürsten die tiefgewurzelte Ergebenheit gegen den Kaiser und die vorige Eifersucht gegen den König von Schweden abermals rege geworden, und hätte nicht ihr Anführer, vorher in östreichschen Diensten, heimlich mit Wallenstein zusammengehalten.

Weit rascher und nachdrücklicher verfuhr Gustav Adolf, während Baner und andre seiner Generale die Oestreicher aus Niedersachsen und Westphalen vertrieben und selbst Magdeburg einnahmen (im Oct. 1631). Durch sein Kriegsglück zu kühneren Schritten emporgehoben, begünstigt von dem Ansehn und Vertrauen, das ihn umgab, und unterstützt von vielen protestantischen Fürsten, unter denen sich die von Hessen und Weimar besonders hervorthaten, zog er als Sieger und Herr in das südwestliche Deutschland. Von Halle drang er nach Erfurt, das nach freiwilliger Ergebung (15. Sept. 1631) ihm huldigen mußte, von da über den thüringer Wald durch die Grafschaft Henneberg ins Bißthum Würzburg. Hier bemeisterte er sich Königshofens (30. Sept.), Schweinfurts (1. Oct.) und Würzburgs samt der Festung Marienberg (5. — 8. Oct.) und nahm die Huldigung vom ganzen Bißthume an. Bamberg wurde vom Grafen Horn zur Uebergabe genöthigt. Gustav selbst wendete sich, nachdem e sowohl Tilly'n, der aus Niedersachsen und Westphalen neu verstärkt herbeigerückt war, als auch den Herzog Karl von Lothringen, der auf eigene Kosten ein Heer für

Oest-

Oestreich geworben, zurückgetrieben hatte, nach den Rheingegenden hin. Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt, Höchst fielen in seine Hände. Am 7. Dec. drang er bei Stockstadt über den Rhein, nahm am 8. Dec. Oppenheim ein und besetzte am 13. Dec. Mainz, das die Spanier ihm auf Bedingungen übergaben. Er erbeutete daselbst 80 Kanonen, gegen 600 Centner Pulver und eine herrliche Bibliothek, die er nach Schweden sendete, und mit 80,000 Fl. mußten die Einwohner die Plünderung abkaufen. Hierauf vertrieb er die Spanier und Oestreicher aus dem Erzstifte Mainz, aus der Wetterau und aus der Pfalz, aber den vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz, der schon zu Frankfurt zu ihm gekommen war (16. Nov.) und von ihm die Wiedereinsetzung in seine Lande erwartete, hielt er mit leeren Ausflüchten hin. Nach einigen Monaten wendete er sich, auf die Nachricht, daß Tilly den Grafen Horn aus Bamberg vertrieben habe und Schweinfurt bedrohe, wieder nach Franken: am Rhein ließ er seinen Kanzler Oxenstierna mit einem Theile seines Heeres zurück. Unweit Kitzingen vereinigte er sich mit dem Grafen Horn. Sein Heer belief sich jetzt auf 40,000 Mann. Tilly wich vor ihm zurück, um, wie Kurfürst Maximilian verlangte, Baiern zu schützen. Unangefochten zog also Gustav in Nürnberg ein (21. März 1632), wo er mit großem Jubel empfangen wurde, bemächtigte sich dann der Stadt Donauwerth (23. März) und rückte an den Grenzfluß Baierns,

den

den Lech. Hier, bei Rain, hatte sich Tilly gelagert, um die Schweden von dem Eindringen in Baiern abzuhalten. Ihm gegenüber, am linken Ufer des Lechs, lagerte sich Gustav. Schwierig war der Uebergang, doch Gustav bewirkte ihn durch Muth und Tapferkeit. Unter einer furchtbaren Kanonade, bei welcher Tilly tödtlich verwundet wurde (5. Apr. 1632), setzte er über und gewann den Sieg, der Baiern ihm öffnete. Sogleich nahm er Neuburg ein (6. Apr.), dann das von den Oestreichern besetzte Augsburg, wo er sich huldigen ließ. Nur Ingolstadt, wo damals der Kurfürst Maximilian sich aufhielt und Tilly starb (20. Apr.), und Regensburg, das von baierschen Truppen besetzt war, konnte er nicht erobern; dagegen ergaben sich ihm Mosburg (25. Apr.), Freisingen (5. Mai) und die Hauptstadt Baierns, München (7. Mai). Er stand nun auf dem höchsten Punkte seines Glückes!

Indessen hatte Ferdinand II. den Feldherrn, den er auf dem Kurfürstentage zu Regensburg seinen und dessen Feinden hingeopfert hatte, wieder an die Spitze seiner Heere gerufen. Schon seit dem October 1631 war am kaiserlichen Hofe diese Zurückberufung in Anregung gebracht worden; aber schwer wurde es dem Kaiser, einen Schritt zu thun, der eben so von Demüthigungen zeugte, als er zu Demüthigungen hinführte. Wallenstein nämlich, der damals zu Znaim in Mähren sich aufhielt, benutzte die Noth des Kaisers, um demselben alle Bedingungen abzupressen,

die

die Stolz und Rachsucht ihm eingaben. Zwar ließ er sich bald bereden, ein Heer von 40,000 Mann aufzustellen (schon im März 1632 hatte er es zusammen gebracht); aber den Oberbefehl übernahm er erst nach langem Weigern und nicht anders, als daß die Leitung des Heeres ohne alle Einschränkung, das Recht der Begnadigungen und Bestrafungen bei demselben und die freie Verfügung über alle im Reiche eroberte Provinzen ihm zugestanden wurde; ferner, daß alle östreichischen Erblande ihm und seinem Heere, wenn er es bedürfe, offen stehen, daß zu seiner Belohnung ein östreichisches Land ihm angewiesen, und daß seine Ansprüche auf Mecklenburg bei dem künftigen Frieden mit eingeschlossen seyn sollten. So zum Generalissimus des ganzen Hauses Oestreich ernannt, unter Bedingungen, die ihn seinem Herrn fast gleichstellten, fing er damit an, daß er Prag wieder eroberte und die Sachsen aus Böhmen vertrieb (Apr. — Mai 1632). Aber dabei ließ er es bewenden! Wie sehr auch der Kurfürst von Baiern ihn und den Kaiser um Hilfe gegen die Schweden bat; er blieb in Böhmen: Rachgier gegen den Kurfürsten hielt ihn zurück. Erst die Annäherung Gustavs an die östreichische Grenze oder das Gerücht, als fürchte er das Feldherrntalent des schwedischen Königs, bewog ihn, diesem entgegen zu rücken und sich mit dem Kurfürsten Maximilian und dessen Heere bei Eger zu vereinigen (25. Jun.). So mußte es nun dahin kommen, daß die größten Feldherren damaliger Zeit,

Gu-

Gustav Adolf und Wallenstein mit einander kämpften.

Gustav nämlich, da er die Verbindung Wallensteins und des Kurfürsten nicht hindern konnte, und beide zusammen, auf 60,000 Mann stark, an Truppenzahl ihm überlegen waren, hatte Baiern verlassen und ein festes Lager bei Nürnberg bezogen (9. Jun.); Wallenstein aber war ihm nachgerückt und hatte ihm gegenüber gleichfalls eine feste Stellung eingenommen. Ueber acht Wochen (Jun. — Aug. 1632) standen beide kampfbegierig einander gegenüber; aber keiner getrauete den andern anzugreifen, weil jeder die Festigkeit der Stellung des andern fürchtete, bis endlich Gustav, verstärkt durch den Zuzug vieler Truppen, am 24. Aug. einen Angriff auf das wallensteinische Lager wagte. Doch vergebens, er konnte den Sieg nicht erringen! Nach einem großen Verluste an Todten und Verwundeten (er selbst gerieth in Lebensgefahr), mußte er in sein Lager zurückweichen. Hierauf blieb er noch vierzehn Tage lang in demselben, dann wendete er sich (8. Sept.) nach Baiern, um den Krieg abermals in dieses Land zu wälzen. Aber bald mußte er von diesem Vorhaben abstehen. Wallenstein, der fünf Tage länger (bis 13. Sept.) vor Nürnberg geblieben war, folgte ihm nicht, sondern zog sich durch Franken, wo er sich vom Kurfürsten Maximilian trennte, ins Voigtland und von da nach Sachsen, woselbst er (am 22. Oct.) Leipzig eroberte, dann auch Weißenfels, Mer-

Merseburg, Halle und Naumburg besetzte. Nun konnte Gustav weder seine Verbindung mit Schweden, noch seinen wankenden Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, Preis geben; er verließ daher Baiern und zog abermals nach Sachsen. Seinen Weg nahm er durch Franken und Thüringen. Bei Arnstadt vereinigte er sich mit Herzog Bernhard von Weimar, den er mit 12,000 Mann zur Beobachtung Wallensteins voraus- geschickt hatte. Zu Erfurt nahm er Abschied von sei- ner Gemahlin (29. Oct.). Am 1. Nov. vertrieb er die kaiserlichen Truppen aus Naumburg, und am 4. Nov. aus Weißenfels. Anfangs hatte er nicht die Absicht, ihnen eine Schlacht zu liefern. Da er aber hörte, daß Wal- lenstein den Grafen Pappenheim mit einem Theile des Heeres abgeschickt hatte, um die Moritzburg bei Halle zu erobern, dann dem Kurfürsten von Cöln gegen die Hol- länder Beistand zu leisten: so entschloß er sich, ihm entgegen zu rücken. Und so erfolgte die Schlacht bei Lützen (6. Nov. 1632), die nicht sowohl durch Aus- gang oder Ergebniß, als vielmehr durch die Tapferkeit und Anstrengung, mit der von beiden Seiten gekämpft wurde und besonders durch den Tod Gustav Adolfs merkwürdig geworden ist. Um 11 Uhr Vormittags begann sie, und schon hatte Verlust und Gewinn von beiden Seiten gewechselt, als Gustav, von meh- reren Schüssen getroffen, mitten im Getümmel dar- nieder sank. Aber sein Tod, statt den Muth der Sei- nigen zu schwächen, entflammte ihn zur Wuth. Um

seine

seine Leiche erhoben sie den heißesten Kampf, und unter Leitung Herzogs Bernhard, der sich an ihre Spitze stellte, brachten sie die Oestreicher zum Weichen. Da erschien Pappenheim, von Halle herbeigerufen, auf dem Schlachtfelde, und mit ihm neue Hoffnung für die Oestreicher und neue Arbeit für die Schweden. Fast noch hartnäckiger und blutiger, als der vorige, wurde der erneuerte Kampf. Aber Pappenheim empfing eine tödtliche Wunde, und mit ihm entsank den Oestreichern der Muth. Bestürzung und Verwirrung ergriff sie; sie flohen. Das östreichische Geschütz und das Schlachtfeld verblieb den Schweden, als Zeichen und Unterpfand des Sieges. Wallenstein, der eiligst nach Leipzig geflüchtet war, zog sich wenige Tage nachher nach Böhmen, und Sachsen war zum zweiten Male durch die Tapferkeit der Schweden von den Verheerungen und Erpressungen der Oestreicher gerettet.

Aber eine tiefe Wunde hatte dieser Sieg den Schweden geschlagen, deren Schmerz dem Schmerze einer Niederlage gleichkommen mußte. Ihr König, der sie zu Kampf und Sieg geführt hatte, war dahin *), und mit ihm ein großer Theil des Glanzes, der Achtung und der Furcht, die sein ehrfurchtgebietendes Wesen erzeugt hatte. Jetzt fehlte es ihnen an einem Haupte,

*) Von Gustav Adolfs Tod, Verdiensten und Eigenthümlichkeiten handelt die zwölfte Erzählung im zweiten Abschnitte dieses Bandes.

Haupte, das mit gleichem Ansehn ihre Angelegenheiten leitete; das Selbstgefühl ihrer Verbündeten, das vor ihrem Könige sich scheu zurückgezogen hatte, trat kecker hervor; nicht mehr mochte man Großes von ihnen erwarten, und viele nicht nur von der katholischen, sondern auch von der protestantischen Partei meinten zuversichtlich, die Schweden würden sich nicht länger in Deutschland halten können. Und doch hielten sie sich und konnten noch eine Zeitlang das Uebergewicht, das ihres Königs Siege ihnen verschafft hatte, behaupten, da Frankreich jetzt thätiger, als vorher, sie unterstützte, da Wallenstein, seinen eignen Planen folgend, nicht mit Nachdruck gegen sie handelte, und da an ihrer Spitze die trefflichsten Männer standen, als Axel von Oxenstirna, Graf Gustav Horn und Herzog Bernhard von Weimar.

Axel von Oxenstierna, schwedischer Reichskanzler, leitete nach Gustavs Tode die schwedischen Angelegenheiten in Deutschland mit der ihm eignen Einsicht, Kräftigkeit und Geschicklichkeit. Zwar gelang es ihm nicht, ein allgemeines Bündniß aller Protestanten in Deutschland zu erwirken — vorzüglich Kursachsen widerstrebte aus Neid und Eifersucht einem solchen Bündniß; dagegen gelang es ihm auf einer Zusammenkunft zu Heilbronn (13 Apr. 1633), wo sich auch von Frankreich, England und Holland Gesandte einfanden, vier deutsche Kreise, die fränkischen, schwäbischen, ober- und niederrheinischen, zu Einem Bunde

zu

zu vereinigen. Er selbst wurde als Director dieses Bundes anerkannt und ihm ein jährlicher Beitrag von zwei und einer halben Million Thaler zur Unterhaltung der Kriegsmacht bewilliget; doch wurden ihm, unter dem Namen Gehilfen, Aufseher zur Seite gesetzt (ein consilium formatum), mit deren Gutachten er alle wichtigen Angelegenheiten besonders die Verwaltung der Kriegskasse leiten sollte, jedoch so, daß ihm die Anordnung in Kriegssachen verblieb. Um seinerseits das Vertrauen der deutschen Stände zu gewinnen und zu befestigen, übergab er zu Heilbronn den Nachkommen des unglücklichen Friedrichs, der am 19. Nov. 1632, bald nach Gustavs Tode, gestorben war, die pfälzischen Länder, dann als schwedische Lehen dem Herzog von Württemberg die in dessen Lande gelegenen geistlichen und habsburgischen Güter, dem Landgrafen von Hessen-Cassel die Stifter Fulda, Paderborn, Corvey und Münster, dem Herzog Bernhard von Weimar Bamberg und Würzburg, doch mit Ausnahme der Festungen Königshofen und Würzburg. Außerdem vertheilte er viele deutsche Güter an schwedische Officier, um sie bei ihrem aufrührerischen Murren über fortdauernde Beschwerden zufrieden zu stellen.

Unterstützt durch diese Thätigkeit des schwedischen Kanzlers behaupteten die schwedischen Heere noch im Jahre 1633 allerwärts in Deutschland das Uebergewicht. In mehrere Haufen vertheilt, siegten sie im Elsaß, in Schwaben, in Baiern, in Niedersachsen und

in

in Westphalen; sie drangen südlich bis zum Bodensee, wo sie unter ihrem Grafen Horn, nachdem dieser mehrere Städte im Elsaß erobert hatte, Costnitz (jedoch vergeblich) belagerten, und trieben ein spanisches Heer von 14,000 Mann, das der Herzog von Feria, auf Bitten des Kaisers (der mißtrauisch gegen Wallenstein wurde), aus Mailand durch Schwaben nach dem Elsaß geführt hatte, zurück. Insbesondere aber bedrängte Herzog Bernhard, der von Sachsen nach Franken und späterhin nach der Donau gezogen war, Baiern, eroberte Regensburg, drang bis an die Mündung der Isar und nahm seine Winterquartiere in der Oberpfalz.

Indessen hatte Wallenstein von der lützner Schlacht bis zum Mai 1633 in Böhmen sich aufgehalten; dann, statt die Schweden in Deutschland anzugreifen, gegen die Schweden und Sachsen in Schlesien und der Lausitz sich gewendet (im Mai 1633), und auch da seine Zeit größtentheils mit Unterhandlungen hingebracht. Als Horn und Bernhard in Baiern eingefallen waren, hatte er dem kaiserlichen General Altringer, der gegen sie stand, wiederholt befohlen, sich bloß vertheidigungsweise zu verhalten, bis er selbst die Feinde in Schlesien geschlagen haben würde. Dieß gelang ihm. Bei Steinau an der Oder schlug er die Schweden und nahm sogar ihren Anführer den Grafen Matthias von Thurn gefangen (11. Oct. 1633); aber sogleich setzte er auch diesen alten Feind

des

des Hauses Oestreich unter nichtigen Vorwänden in Freiheit. Nicht lange nachher ließ er Liegnitz, Glogau, Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warte erobern; aber die Schweden aus Baiern zu vertreiben ließ er sich nicht bewegen. Auf vieles Bitten des Kaisers näherte er sich endlich von Schlesien aus der baierschen Grenze und ließ Cham berennen; aber gleich darauf kehrte er nach Pilsen zurück, um, wie er vorgab, Böhmen zu decken. — Was er eigentlich mit diesem zweideutigen Betragen wollte, ist ungewiß; gewiß aber, daß er durch dasselbe die Schweden im Uebergewicht erhielt und den Verdacht verrätherischer Meutereien auf sich ladete. Man beschloß daher in Wien seinen Untergang. Um sich dagegen zu schützen, vielleicht auch andre Plane durchzuführen, suchte er sich seines Heeres zu versichern (Pilsen am 11. und 12. Jan. 1634) und mit den Schweden und Sachsen sich gegen den Kaiser zu verbinden. Aber bei seinem Zögern in den entscheidenden Augenblicken überraschten ihn die Maßregeln des Kaisers. Als er auf die Nachricht, daß Prag für ihn verloren und er öffentlich als Verräther erklärt worden sey, von Pilsen nach Eger gezogen war, wurde er auf Anstiften der Obersten Lesley, Buttler und Gordon, von Meuchelmördern, an deren Spitze der Hauptmann Deverour stand, getödtet (25. Febr. 1634) *). C. Drit-

*) Weitere Angaben über Wallensteins Leben und Tod enthält die dreizehnte Erzählung im zweiten Abschnitte dieses Bandes.

### C. Dritter Abschnitt des dreißigjährigen Krieges, 1634—1648.

Wichtigen Einfluß auf den Umschwung des dreißigjährigen Kriegs hatte Wallensteins Tod. Die östreichischen Waffen, von Wallenstein zurückgehalten, wurden nun mit Nachdruck in Bewegung gesetzt, und den Schweden das Uebergewicht, das sie bisher behauptet hatten, entrissen, so daß sie fernerhin nur durch fremde Hilfe sich behaupten konnten, wobei sie jedoch furchtbar blieben und mit Ansehn und Gewinn den Krieg endigten.

Jetzt nämlich, da Wallenstein ermordet worden war, wurde der Sohn des Kaisers, der nachmalige Kaiser Ferdinand III., zum Generalissimus des östreichischen Heeres ernannt und Graf Gallas als Rathgeber ihm beigegeben. Ein großes Heer, verstärkt durch Spanier und Lothringer, sammelte sich um ihn. Mit diesem drängte er die Schweden aus der Oberpfalz, eroberte Regensburg und Donauwerth und belagerte Nördlingen. Zum Entsatz dieser Stadt rückten Herzog Bernhard und Graf Horn herbei; und in der Nähe derselben kam es zu einer Hauptschlacht, in welcher die Schweden die empfindlichste Niederlage erlitten (6. Sept. 1634). Sie verloren über 12,000 an Todten, über 6000 an Gefangenen (unter denen sich auch Graf Horn befand), fast alles Geschütz und Gepäck, und nur ein kleiner Theil ihres Heeres, meistens Reiterei, rettete sich durch die Flucht,

und

und ward vom Herzog Bernhard bei Frankfurt gesammelt. Mit dieser Niederlage bei Nördlingen war das entschiedene Uebergewicht, das die Schweden bisher gehabt hatten, dahin; dahin auch das Vertrauen zu ihnen. Dagegen erhob sich wieder Oestreich samt der Partei der Katholiken. Es besetzte Württemberg, Würzburg und ganz Franken, trieb (1635) die Franzosen, die über den Rhein gegangen waren, zurück, entriß den Schweden Mainz, Frankenthal und andre Städte am Rhein, trennte den heilbronner Bund und bewog den Kurfürsten von Sachsen zum **Frieden von Prag**, (30. Mai 1635).

Dieser Friede, eigentlich ein Separatfriede zwischen Oestreich und Kursachsen, sollte als ein allgemeiner Friede, wohl gar als ein Reichsgesetz gelten. Denn nur als Nebensache wurde es angesehn, daß kraft desselben Kursachsen die pfandweise übernommene Lausitz als böhmisches Lehen besitzen, der kursächsische Prinz August das Erzstift Magdeburg erhalten und vier Aemter desselben (Querfurt, Jüterbock, Dahme und Burg) an Kursachsen fallen sollten. Dagegen waren die Hauptpunkte dieses Friedens folgende: der augsburgische Religionsfriede sollte bestätigt, die Ausführung des Restitutionsedicts auf 40 Jahre hinausgeschoben, inzwischen aber die seit dem passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter in dem Zustande gelassen werden, in welchem sie am 12. Nov. 1627 gewesen waren. Den Ständen, die diesem Frieden bei-

treten würden, wurde Amnestie versprochen, doch mit Ausnahme der Pfalz, Badens, Württembergs und der kaiserlichen Unterthanen in Böhmen und Oestreich. Den Herzogen von Mecklenburg sollte, wenn sie dem Frieden beiträten, ihr Land, das schon Gustav Adolf ihnen zurückgegeben hatte, und dem Kurfürsten von Brandenburg die Anwartschaft auf Pommern zugestanden werden. Endlich sollte Kursachsen zur Wiedereroberung dessen, was Frankreich und Schweden vom deutschen Reiche an sich gerissen hätten, thätig mitwirken und dazu auch die Reichsstände anhalten, die diesem Frieden beitreten würden. — Dieser einseitig und willkürlich abgeschlossene Friede mißfiel der Mehrzahl der deutschen Stände und besonders den Protestanten, da alle Reformirte von demselben ausgeschlossen, durch denselben das Restitutionsedict nicht aufgehoben, und Pfalz, Württemberg und Baden von der Verzeihung ausgenommen waren. Gleichwohl traten, um nur einige Erleichterung von den Kriegsdrangsalen zu finden, Sachsen-Weimar, das Haus Anhalt, Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig-Lüheburg, der ganze niedersächsische Kreis und viele Reichsstädte dem prager Frieden bei. Nur Hessen beharrte standhaft bei den Schweden. Dagegen war es dem Kurfürsten von Sachsen nicht genug, sich von ihnen losgesagt zu haben, er erklärte ihnen auch, im Bunde mit Oestreich, den Krieg (6. Oct. 1635).

Wie mißlich war nun die Lage der Schweden! Durch

Durch die Niederlage bei Nördlingen so darnieder geworfen, daß man an ihrem Wiederaufkommen zweifelte, durch vieljährige Kriege an Menschen und Geld erschöpft, und von den meisten ihrer Verbündeten verlassen, — was konnten sie anders wählen, als entweder Deutschland mit Hinopferung ihrer Eroberungen und Hoffnungen zu räumen, oder durch ausländische Hilfe sich länger zu behaupten. Ihr hochsinniger Reichskanzler Oxenstierna entschied für letzteres und wendete sich, um Beistand zu erhalten, hauptsächlich an Frankreich. Frankreich aber, jetzt bei dem Verfall der schwedischen Macht nicht mehr, wie bei Gustavs Siegen und Eroberungen, in Besorgniß gesetzt, war zur thätigsten Unterstützung der Schweden um so geneigter, je mehr es durch sie seinen Plan, — Oestreich zu schwächen und sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, — zu erreichen hoffte. Es erneuerte daher, nach einem vorläufigen Vertrage mit Oxenstierna (1. Nov. 1634), das Bündniß mit Schweden, (28. Apr. 1635), das schon Gustav zu Bärenwalde abgeschlossen hatte, bewirkte die Fortdauer des Waffenstillstandes zwischen Polen und Schweden auf sechs und zwanzig Jahre (7. Oct. 1635), wobei freilich Schweden auf Polnisch = Preußen verzichten mußte, und schickte nach einer Kriegserklärung vom 19. Mai 1635 Heere gegen die Spanier in die Niederlande und Italien, und ohne Kriegerklärung gegen die Oestreicher an den Rhein. Zu gleicher Zeit schloß es, um

sich

sich von den Schweden unabhängig zu machen, ein besonderes Bündniß mit dem Herzog Bernhard (zu St. Germain en Laye, 27. Oct. 1635), der deshalb in Person nach Paris gereiset war. Kraft dieses Bündnisses stellte Herzog Bernhard ein eigenes, von den Schweden abgesondertes Heer von 18000 Mann auf, erhielt zur Unterhaltung desselben jährlich vier Millionen Livres, und für seine Person einen Jahresgehalt von anderthalb Millionen Livres und Aussichten auf den Besitz des Elsaß. — Durch diese Bündnisse, so wie durch die Heere, die es am Rhein, in Italien und in den Niederlanden aufstellte, trug Frankreich dazu bei, daß Oestreichs Macht getheilt, und Schweden in den Stand gesetzt wurde, sich zu erholen und das gesunkene Ansehn von neuem zu erheben.

Dieß geschah zuerst durch den schwedischen General Baner, einen geschickten Feldherrn, der Gustavs Scharfblick, doch ohne dessen großartige Denkart besaß. Er hatte in Niedersachsen an der Elbe die Ueberreste der Schweden gesammelt, Mecklenburg und Pommern gegen die Sachsen vertheidigt und war dann, verstärkt durch die schwedischeu Truppen, die er, nach Verlängerung des Waffenstillstandes mit Polen, aus Polnisch-Preußen an sich gezogen hatte, in Sachsen eingefallen, das jetzt schrecklich die Rache der Schweden empfinden mußte. Zur Hilfe der Sachsen rückte der kaiserl. General von Hatzfeld herbei, und Baner mußte vor dem verbündeten Heere nach der Oder

zu-

zurückweichen. Doch unvermuthet erhob er sich von neuem, überfiel seine Gegner bei Wittstock und erfocht hier (24. Sept. 1636) einen glänzenden Sieg über das kaiserlich-sächsische Heer. Hierauf trieb er die Kaiserlichen aus Thüringen und kehrte nach Sachsen zurück, wo er furchtbare Verheerungen anstiftete, Naumburg (Dec. 1636) und Torgau (5. Jan. 1637) einnahm, und Leipzig belagerte (Mai 1637), bis er durch das abermalige Herbeirücken eines überlegenen kaiserlichen Heeres genöthigt wurde, Sachsen zu verlassen und bis Pommern sich zurückzuziehen.

Um diese Zeit war Kaiser Ferdinand II. gestorben (15. Febr. 1637), ein Herr von vielen lobenswerthen Eigenschaften, aber auch, wie schon oben bemerkt wurde, so hartnäckig, so unduldsam und von Spaniern und Jesuiten so abhängig, daß er eben dadurch zur Fortdauer des Krieges, der seine ganze Regierung erfüllte, beigetragen hat. Merkliche Veränderungen brachte sein Tod nicht hervor. Denn da er noch kurz vor demselben die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige bewirkt hatte (22. Sept. 1636), so folgte ihm dieser ungehindert auf dem deutschen Throne, wie im Besitze der östreichischen Erbstaaten, und da die Vermächtnisse, Plane und Wünsche der kriegführenden Mächte so verwickelt und so verschieden geworden waren, so konnte auch Ferdinand III. (1637 — 1657) das Ende des Krieges nicht sogleich herbeiführen, obschon er freisinniger dachte, als sein Va-

Vater, und den Jammer der Kriegsdrangsale aus Erfahrung kannte. Noch eilf Jahre dauerte unter ihm der Krieg fort, und in weiterem Umfange und unter ärgeren Verheerungen, als vorher. Denn da jetzt mehrere an dem Kriege Antheil genommen hatten, als im Anfange desselben, so breitete sich der Krieg weiter aus: ganz Deutschland und selbst die östreichischen Staaten wurden in den letzten eilf Jahren von demselben heimgesucht. Da ferner die kriegführenden Mächte jetzt größtentheils erschöpft waren, so trachteten sie mit wilderer Hast, als vorher, nach Unterhalt und Beute. Besonders hauseten die Schweden, die anfangs gute Mannszucht bewiesen hatten, jetzt ärger als einst Wallensteins Schaaren, da es ihnen oft an dem Nöthigsten gebrach, und sie wegen des Undanks, den sie erfahren hatten, jeder Schonung sich entbunden glaubten. Und zu den unzähligen Plünderungen nnd Verheerungen gesellten sich in den letzten Jahren Mißwachs, Hunger und Pest, so daß das, was Deutschland früherhin erlitt, mit dem nicht zu vergleichen ist, was es jetzt erleiden mußte. Dabei hat der Krieg selbst nicht mehr das Anziehende als im Anfang! Denn er ist nicht mehr ein Kampf für die edelsten Güter, für religiöse und bürgerliche Freiheit, sondern vielmehr für Beute und Eroberungen; den Kriegsunternehmungen, obschon sie oft durch Kühnheit und Schnelligkeit der Märsche und wechselvolle Ereignisse überraschen, fehlt es an Einheit und Be-

Bestimmtheit. Die einzelnen Kriegshaufen führen ihn gleichsam für sich, nicht nach Einem Plane, nicht von Einem Haupte geleitet; sie ziehen umher, plünderen und kämpfen, wie das Bedürfniß der Truppen oder die Aussicht auf Gewinn sie in Bewegung setzt. Es ist daher nicht leicht möglich, die letzten Ereignisse des dreißigjährigen Krieges in einer kurzen Uebersicht anschaulich darzustellen. Am räthlichsten scheint es uns, sie an die Thaten der Feldherren, die aus Gustavs Heldenschule hervorgingen, namentlich an die Thaten Bernhards, Baners, Torstensons und Wrangels zu knüpfen, da diese vor allen Heerführern damaliger Zeiten sich auszeichneten und am kräftigsten auf den Ausgang dieses Krieges einwirkten.

Herzog Bernhard von Weimar, seit seinem Bündniß mit Frankreich, nicht mehr schwedischer, sondern französischer General, führte, von französischen Aufsehern umgeben, in den Jahren 1636 bis 1639 am Oberrhein, in der Schweiz, im Breisgau und im Elsaß den Krieg gegen die Oestreicher nicht immer mit Glück, aber immer mit Kühnheit und überraschendem Nachdruck. Besonders glücklich war er im Jahre 1638. Nachdem er frühzeitig aus dem Bißthume Basel, wo er den Winter zugebracht hatte, aufgebrochen war, eroberte er die Städte Laufenburg, Seckingen, Waldshut, siegte bei Rheinfelden über die Oestreicher (21. Febr. 1638) und gewann in Folge dieses Sieges Rheinfelden und Freiburg. Darauf unternahm er die Belagerung

von

von Breisach, das er nach vielen Anstrengungen und mehrmaligen Kämpfen mit den Oestreichern, die es entsetzen wollten, zur Uebergabe nöthigte (7. Dec. 1638). Aber indem er nun, von seinem Waffenglück zu großen Planen hingeleitet, der Abhängigkeit von Frankreich sich entledigen, Breisach und das ganze Elsaß für sich nehmen und, durch Vermählung mit der verwitweten Landgräfin von Hessen, auch Hessen an sich bringen wollte, zerfiel er mit Frankreich und starb, wahrscheinlich an französischem Gifte, zu Neuburg am Rhein (8. Jul. 1639) in der Blüthe seines Lebens (34 Jahre alt). Frankreich bemächtigte sich darauf seiner Eroberungen und insbesondere seines Heeres, das der französische General Guebriant, bis an seinen Tod (im Nov. 1643) Befehlshaber desselben, erst nach der Wetterau, dann Thüringen führte, um sich mit der schwedischen Hauptmacht in Verbindung zu setzen.

Die schwedische Hauptmacht stand seit 1635 nter Baner, der, wie oben erzählt wurde, im Jahre 1637 durch die Uebermacht der Oestreicher nach Pommern hin gedrängt worden war. Er nahm dieses Land, dessen Regentenhaus mit dem Herzog Bogislav XIV. am 10. März 1637 erlosch, trotz aller Ansprüche Brandenburgs für die Krone Schweden in Besitz, konnte es aber nur unter vielen Schwierigkeiten gegen den Andrang der Oestreicher behaupten (1637 und 1638). Doch als er durch neuen Zuzug aus Schweden verstärkt wor-

worden war (1639), trieb er die Oestreicher aus Pommern nach Böhmen und Schlesien, und brach selbst in Böhmen ein, wo er einige Städte eroberte und furchtbare Verheerungen anrichtete. Dieß bewog den Kaiser, seinen Bruder, den Herzog Leopold, jetzt Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee, samt den Feldherren Piccolomini und Hatzfeld gegen ihn zu schicken. Durch diese wurde er, im Frühling des Jahres 1640, nicht nur aus Böhmen verjagt, sondern auch durch Sachsen und Thüringen bis an die Weser hin getrieben. Doch bald erhob er sich zu neuer Kraft und zu neuen Planen. Im Januar 1641 brach er von der Weser auf, um den Reichstag, den Ferdinand III. zur Vereinigung der deutschen Stände gegen Schweden und Franzosen und damit zur Beendigung des Krieges (im Sept. 1640) zu Regensburg zusammen gebracht hatte, zu vertreiben und wohl gar den Kaiser und dessen Umgebungen gefangen zu nehmen. Vereint zu Erfurt mit dem französischen General Guebriant, rückte er durch Thüringen und Franken bis an die Donau, und schon war er vor den Mauern Regensburgs, als ein plötzlich eintretendes Thauwetter ihn zum Rückzuge nöthigte. Nun wollte er in Mähren eindringen; aber da Guebriant, aus Furcht durch ihn Bernhards Heer zu verlieren, ihn verließ, und da die ganze kaiserliche Macht gegen ihn gerichtet wurde: so mußte er durch Böhmen und das Voigtland nach Niedersachsen zurückweichen. Unter vielen Gefahren und großen Verlusten gelang es ihm, dasselbe

selbe zu erreichen, und bald darauf starb er zu Halberstadt, am 10. Mai 1641.

Seine Stelle ersetzte Torstenson, der im Oct. 1641 mit sechs- bis achttausend Mann frischer Truppen aus Schweden kam, ein kühner Soldat, wie Baner unter Gustav Adolf zum Feldherrn gebildet, reich an überraschenden Planen, schnell und gewandt in deren Ausführung, wie es die Umstände erforderten, streng und freundlich gegen seine Soldaten, und immer thätig, troß seines Podagras, das ihn öfters nöthigte, sein Heer in der Sänfte zu begleiten. Nachdem er dasselbe von der Verwilderung, in die es seit Baners Tode gerathen war, zur Ordnung zurückgebracht, und die Oestreicher zum Rückzug aus Niedersachsen genöthiget hatte, drang er durch das Brandenburgische nach Schlesien (1642), eroberte daselbst Glogau und Schweidniß und fast den ganzen westlichen Theil Schlesiens, dann in Mähren die wichtige Stadt Olmüß, ja er würde bis nach Wien vorgerückt seyn, hätte nicht die Hauptmacht Oestreichs unter Piccolomini und dem Erzherzog Leopold sich gegen ihn gesammelt und ihn nach Schlesien zurückgedrängt. Von da wendete er sich nach der Lausiß, dann nach Kursachsen und belagerte Leipzig. Und hier erfolgte, da Leopold und Piccolomini aus Böhmen herbeigerückt waren, bei demselben Breitenfeld, wo Gustav Adolf vor eilf Jahren seinen ersten großen Sieg in Deutschland errungen hatte, eine

heiße

heiße Schlacht (23. Oct. 1642). Auch Torsten-son siegte auf diesem, die Schweden begeisternden Schlachtfelde. Die Oestreicher mußten nach Böhmen entweichen und Leipzig nach vier Wochen (28. Nov.) sich ergeben. Der Reichthum dieser Stadt an Geld und Waaren kam dem erschöpften Heere der Schweden zu Statten; aber die Erholung, die es daselbst fand, war von kurzer Dauer. Denn noch im Dec. 1642 zog Torstenson vor Freiburg, das er (jedoch vergeblich) belagerte, dann im Januar 1643 nach Schlesien, Böhmen und Mähren, wo er Olmütz entsetzte und ein festes Lager bezog, aus dem er bis nach Wien streifte, Kriegssteuern ausschrieb, und Siebenbürgen zum Krieg gegen Oestreich aufforderte. Um diese Zeit hatte Dänemark, aufgeregt von Oestreich und voll Eifersucht gegen Schweden, das ihm einst unterthan, jetzt an Waffenruhm und Ansehn weit überlegen war, Feindseligkeiten erhoben, die auf den Ausbruch eines bedenklichen Krieges hindeuteten. Diesem mußte Schweden zuvorzukommen suchen. Torstenson verließ daher Mähren (Sept. 1643), drang, seine Absichten schlau verbergend, durch Schlesien und Brandenburg in das dänische Gebiet ein, und unterwarf sich Schleswig und Jütland. Nirgends vermochten die Dänen, ihn aufzuhalten. Auch die Oestreicher, die unter Gallas ihm bis Holstein nachgerückt waren, Kiel erobert und mit dänischen Kriegshaufen sich vereinigt hatten, vermochten nichts gegen ihn. Nachdem er auf dänischem Boden, der seit Tillys Einfall

fall von keinem Feind bedroht worden war, sein Heer abermals gestärkt hatte, trieb er die Oestreicher aus Holstein (1644), verfolgte sie und rieb sie in wiederholten Gefechten (im Nov. und Dec. 1644) so auf, daß nur ein kleiner Theil von ihnen nach Böhmen zurückkam. So von seinen Bundesgenossen verlassen und von Feinden bedrängt, suchte Dänemark Frieden, den es zu Brömsebroo (südlich unter Calmar) am 13. Aug. 1645 unter harten Bedingungen erhielt. Es mußte Jämtland, Herjedalen und die Inseln Gottland und Oesel auf immer, und Halland pfandweise auf dreißig Jahre den Schweden abtreten, und ihnen überdieß Befreiung vom Zoll und von Untersuchungen im Sunde und bei Glücksstadt zugestehen. Inzwischen hatte Torstenson den Krieg gegen Oestreich fortgesetzt. Er war in Böhmen eingedrungen und hatte die Oestreicher unter Hatzfeld samt den mit ihnen vereinten Truppen der Baiern und der Lige unter Götz und Johannes von Werth bei Jankau (zwischen Prag und Tabor) am 24. Febr. 1645 so nachdrücklich geschlagen, daß Hatzfeld mit 3,000 Mann gefangen, und Götz mit 2,000 andern getödtet wurde. Nach diesem Siege war er wiederum bis gegen Wien vorgedrungen; aber wiederum vergebens! Das Mißlingen der langen Belagerung von Brünn, das Zurücktreten des siebenbürgischen Fürsten Ragoczy von der Verbindung mit ihm und die Erschöpfung seiner Armee nöthigte ihn zum Rückzug. Und nun legte er (im Nov. 1645), durch Kränklichkeit

keit und Anstrengungen geschwächt, seine Befehlshaberstelle wieder.

Sein Heer, gleichfalls erschöpft, konnte sich in Böhmen, wo es damals stand, nicht länger behaupten. Darum führte sein Nachfolger in der Befehlshaberstelle, Gustav Wrangel, ein tüchtiger General, der seither unter ihm gedient hatte, das Heer nach dem Niederrhein, um es dort mit dem französischen Heere zu vereinigen und durch diese Vereinigung zu neuen Unternehmungen zu stärken. Dieß gelang! Zwar bestand das französische Heer nicht mehr, das Guebriant einst übernommen und seit der Trennung von Baner in Baden und Württemberg mit wechselndem Glücke angeführt hatte: am Todestage dieses Generals (24. Nov. 1643) war es von den Oestreichern bei Tuttlingen überfallen und auseinander gesprengt worden; dagegen hatte sich am Rhein ein neues französisches Heer unter Turenne gesammelt, das im Jahre 1644 die Städte und Festungen Speier, Worms, Manheim, Mainz und Philippsburg eroberte, im Jahre 1645 durch Schwaben bis an die Grenze von Franken drang, hier mit verschiedenem Erfolge gegen die Oestreicher kämpfte, und im Jahre 1646 in Hessen mit Wrangel sich vereinigte, worauf beide, Wrangel und Turenne durch Schwaben in Baiern eindrangen.

In trauriger Lage befand sich jetzt der Kurfürst von Baiern, der beharrlichste Anhänger Oestreichs.

Schreck-

Schrecklich wurde sein Land von den Franzosen und Schweden verheert; die Hauptlast des Krieges lag auf ihm; abgetreten vom Kriegsschauplatze waren Kurbrandenburg und Kursachsen, die ihre Länder durch Neutralitätsverträge gegen die Verheerungen der Schweden zu retten suchten. So bedrängt, schloß Kurfürst Maximilian einen Neutralitäts- oder Waffenstillstands-Vertrag mit Frankreich und Schweden (Ulm, 14. März 1647), kraft dessen er alle Truppen aus Schwaben ziehen und sich auf Baiern beschränken mußte, wogegen sein Land von Einlagerungen und Durchzügen befreit seyn sollte. Darauf trennten sich die Franzosen und Schweden: jene zogen durch Württemberg und Baden und zwangen Mainz und Darmstadt, wie früher Cöln, die Neutralität anzunehmen; diese aber zogen zuerst an den Bodensee, wo sie Bregenz, dann nach Franken, wo sie Schweinfurt, ferner nach Böhmen, wo sie Eger eroberten. Doch als Maximilian, bedrängt von seinen Soldaten und beleidigt von den gesteigerten Forderungen der Schweden, den Waffenstillstand aufgesagt (28. Sept. 1647) und den Oestreichern abermals Beistand geleistet hatte, wodurch Wrangel genöthiget worden war, Böhmen zu verlassen und sich unter großen Gefahren nach Lüneburg zu flüchten: so vereinigte sich Turenne aufs neue mit ihm, und beide brachen zum zweiten Male in Baiern ein (im Mai 1648). Die Oestreicher, dann auch die Baiern, die ihnen Widerstand leisteten, wurden geschlagen, Kurfürst Maximilian entfloh nach

nach Salzburg, und sein unglückliches Land wurde noch ärger, als vorher, verheert, bis endlich die Schweden, durch ihre eigenen Verwüstungen in Mangel gesetzt, sich nach Schwaben zurückziehen mußten. Indessen fiel ein schwedisches Streifcorps unter Königsmark, dem der Pfalzgraf Karl Gustav, nachmaliger König von Schweden, Verstärkung zugeführt hatte, in Böhmen ein, und bemächtigte sich daselbst, von einem Verräther geleitet, eines Theils der Stadt Prag, der sogenannten Klein-Seite (26. Jul. 1648). — Das war das letzte wichtige Ereigniß im dreißigjährigen Kriege; bald darauf erscholl die Nachricht von dem endlichen Abschluß des heißersehnten Friedens. Und so endigte der Krieg in eben dem Lande, in welchem er begonnen hatte.

### 3) Von dem westphälischen Frieden.

Viele Zeit und Mühe kostete die Einleitung zum Frieden, noch mehrere der Abschluß desselben. Schon als der prager Friede (30. Mai 1635) abgeschlossen worden war, fingen im Betreff eines allgemeinen Friedens Unterhandlungen an. Darauf wurde der Reichstag zu Regensburg, der sich nach Baners Abzug wieder versammelt hatte, mit dem Beschluß geendigt (10. Oct. 1641), daß, um Rang und Religionsstreitigkeiten zu vermeiden, der Friede in zwei Congreßörtern, nämlich in den westphälischen Städten Münster und Osnabrück, dort von den Katholiken, hier von den Protestanten, unterhandelt, beiderlei Friedensschlüsse aber

als einer angesehen werden sollten. Auch wurden noch in demselben Jahre (25. Dec. 1641) zwischen den kaiserlichen, französischen und schwedischen Gesandten, unter Dänemarks Vermittelung, Friedenspräliminarien abgeschlossen, doch nur im Betreff der Auswechselung der Geleitsbriefe und des Anfangs der Friedensunterhandlungen, der auf den 25. März 1642 festgesetzt wurde. Aber viel später erfolgte dieser Anfang. Denn erst im Januar 1643 bestätigte der Kaiser jene Präliminarien; erst in den Jahren 1643 und 1644 versammelten sich mit abgemessener Langsamkeit die Gesandten der kriegführenden Mächte an den Congreßörtern und mit ihnen, als Vermittler, Gesandte von Venedig (Aloysius Contarini, 16. Nov. 1643) und vom Pabste (Fabius Chigi, 19. Mai 1644); erst am 10. Apr. 1645 wurde der Congreß mit Ueberreichung der Vollmachten in die Hände der Vermittler eröffnet; erst am 1. Jun. 1645 übergaben die Franzosen und Schweden ihre Vorschläge; und erst am Ausgange dieses Jahres wurden die Unterhandlungen mit Nachdruck betrieben.

Die Ursachen dieser widrigen Langsamkeit bei allen Schrecknissen und Quaalen des langdauernden Krieges lassen sich leicht auffinden. Denn erstens waren die kriegführenden Mächte zur Beschleunigung des Friedens nicht sehr geneigt, da sie, bei dem öftern Umschwung des Kriegsglückes, einen Umschwung desselben zu ihrem Vortheil und mit demselben Ansprüche auf größere Forderungen oder mindere Entsagungen erwarteten.

teten. Ferner waren sie durch die lange Dauer des Krieges so mißtrauisch oder erbittert gegen einander, und dabei die Verhältnisse so manchfaltig und verwickelt geworden, daß es Zeit und Mühe kostete, diese und jene auszugleichen. Hierzu kam drittens, daß Spannung und Mißtrauen zwischen den Verbündeten (namentlich zwischen Frankreich und Schweden), ja selbst zwischen den Abgeordneten einer und derselben Gesandtschaft (wie bei der schwedischen und der französischen) herrschte, und daß Kleinlichkeiten, wie Titel, Rang und äusseres Cäremoniel oft eben so viel galten und eben so viel Streit erregten, als Verhandlungen der wichtigsten Staats- und Kirchensachen. Erst dem Grafen von Trautmannsdorf, der am 19. Nov. 1645 in Münster eintraf, gelang es, doch mit vieler Mühe, die Unterhandlungen, ihrem Ziele zuzuführen *),

 und

*) Maximilian Graf von Trautmannsdorf, der jüngste Sohn des kaiserlichen Kriegspräsidenten Johann Friedrich Grafen von Trautmannsdorf, geboren zu Grätz 1580, gest. zu Wien 1650, war in der evangelischen Lehre erzogen, dann aber zur katholischen Kirche übergetreten. Nachdem er schon unter Kaiser Matthias im Reichshofrathe gedient hatte, wurde er vom Kaiser Ferdinand II., der seine Talente, Geschicklichkeit und Ergebenheit gegen das Kaiserhaus erkannte, zum Staatsminister erhoben. Als solcher schloß er das Bündniß zwischen Ferdinand II. und Maximilian von Baiern (8. Oct. 1619), dann den prager Frieden (30. Mai 1625) und noch viele andre Unterhandlungen ab. Er war zum Unterhändler gleichsam geschaffen. Denn er war muthig und einsichtsvoll, ohne hartnäckig und anmaßlich zu seyn, redlich und offen, ohne die Linie der Klugheit zu überschrei-

und wiewohl er nicht bis zum völligen Abschluß des Friedens bei dem Congreße blieb (er ging im Jahre 1647 von Münster nach Wien zurück): so war er es doch eigentlich, der die wichtigsten Schwierigkeiten, die dem Frieden entgegentraten, beseitigte und dadurch bewirkte, daß nach drei Jahren die Unterhandlungen beendigt und am 24. Oct. 1648 der Friede zu Münster von den gesammten östreichischen, französischen, schwedischen und reichsständischen Gesandten unterzeichnet wurde.

Dieser Friede betraf — ausser den Verträgen mit der Schweiz (14. Mai 1648) und den Niederlanden (30. Januar 1648), die beide für freie und unabhängige Staaten erklärt wurden, — vorzüglich drei Hauptpunkte, nämlich Genugthuungen, Religionsangelegenheiten und Reichssachen.

Im Bezug auf die Genugthuungen oder Entschädigungen und Wiedereinsetzungen wurde Folgendes verfügt: Schweden erhielt deutsches Geld und deutsches Land; statt der 20 Millionen Thaler, die es zur Bezah-

schreiten; seine Geduld und Thätigkeit war unübertrefflich; nicht leicht überwältigte ihn Empfindlichkeit oder Verdruß über Hartnäckigkeit des Widerspruchs; und immer reich an Planen, wußte er, wenn ihm der eine nicht gelungen war, leicht einen andern anzuknüpfen. Dabei genoß er allgemeines Vertrauen. Und so gelang es ihm, die streitenden Parteien einander zu nähern und das schwierige Friedensgeschäft dem Ende zuzuführen.

zahlung und Abdankung seiner Truppen anfangs gefordert hatte, bekam es von den deutschen Kreisen (mit Ausnahme Oestreichs und Baierns) 5 Mill. Thlr., und statt der kaiserlichen Erblande, die es in Anspruch genommen hatte, Vorpommern mit Rügen, einen Theil von Hinterpommern mit Stettin und der Insel Wollin, ferner die mecklenburgische Stadt Wismar und die Bißthümer Bremen und Verden als Herzogthümer; es ward dadurch ein deutscher Reichsstand, doch mit besonderen Vorrechten. — Der Krone Frankreich wurden die deutschen Bißthümer Metz, Toul und Verdun, die sie schon seit 1552 besessen hatte, förmlich zugesagt, dann was das Haus Oestreich im Elsaß besaß (aber nicht die dortigen Reichsstädte, die, wie mehrere Abteien und Grafschaften daselbst bei dem deutschen Reiche bleiben sollten), ferner der Sundgau, die Stadt Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg. — Kurbrandenburg erhielt den Rest von Hinterpommern und, zur Entschädigung seiner gerechten Erbansprüche auf ganz Pommern, die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin, ersteres als Herzogthum, die drei letzteren als weltliche Fürstenthümer. — Mecklenburg erhielt, zur Entschädigung für die Abtretung der Stadt Wismar, die Bißthümer Schwerin und Ratzeburg als Fürstenthümer und zwei Johanniter-Commenden, Mirow und Nemerow. — Braunschweig-Lüneburg erhielt für die Ansprüche, die Prinzen seines Hauses auf die Verwaltung der secularisirten und ver-

vertheilten Stifter Magdeburg, Bremen, Halberstadt und Ratzeburg zu machen hatten, die Klöster Walkenried und Gröningen, und, was sonderbar war, daß das Bißthum Osnabrück mit einem protestantischen Prinzen des hannöverschen Hauses, und dann wieder mit einem katholischen Bischofe besetzt werden sollte. — Hessen-Cassel, das keine Ansprüche auf Entschädigungen hatte, erhielt, auf Betrieb der Krone Schweden, wegen ausdauernder Anhänglichkeit an dieselbe, die Abtei Hirschfeld als ein weltliches Fürstenthum und die Aemter Schauenburg und Sachsenhagen, die bis dahin zum Stifte Minden gehört hatten, ferner zur Schadloshaltung und Abdankung seiner Soldaten 600,000 Thlr., die von den Stiftern Mainz, Cöln, Paderborn, Münster und der Abtei Fulda gezahlt werden sollten. — Dem Hause Kursachsen wurde der Besitz der schon im prager Frieden zugesagten vier Aemter bestätigt. — Baiern behielt, was es schon inne hatte, die pfälzische Kur und die Oberpfalz nebst der Grafschaft Cham. — An Pfalzbaiern oder an die Söhne und Nachkommen des unglücklichen Friedrichs wurde die Unterpfalz und eine neue (die achte) Kurwürde zugestanden, und dabei ausgemacht, daß mit dem Erlöschen des baierischen Hauses (das im Jahre 1777 erfolgte), die baierische Kur und die Oberpfalz an Pfalzbaiern zurückfallen sollte. — Auch den übrigen deutschen Fürsten und Herren, die am Kampfe gegen Oestreich Antheil genommen hatten,
als

als dem Herzoge von Württemberg, dem Markgrafen von Baden-Durlach, den Häusern Solms, Ysenburg, Hohenlohe ꝛc. wurde Amnestie und damit Wiedereinsetzung in ihr Gebiet bewilliget. — Nur Oestreich, das am Anfang des Krieges triumphirt hatte, gewann am Ende desselben nichts, und konnte den Verlust an eignen Erblanden nur dadurch abwenden, daß es, trotz alles Widerspruchs seiner Glaubensgenossen, in die Secularisationen geistlicher Güter willigte.

Der zweite Hauptpunkt des Friedens bezog sich auf Religionsangelegenheiten. Im Betreff derselben wurde der Religionsfriede vom Jahre 1555 erneuert und dabei ausgemacht, daß Lutheraner und Reformirte mit den Katholiken völlige Rechtsgleichheit genießen sollten, doch nur im Bezug auf das deutsche Reich, nicht im Bezug auf einzelne deutsche Länder und Städte. Um den Streit wegen des geistlichen Vorbehalts zu beseitigen, und um über die geistlichen Güter, die während des Krieges abwechselnd in protestantischen und katholischen Händen gewesen waren, zu entscheiden, wurde das Jahr 1624 als Normaljahr bestimmt, oder ausgemacht, daß der Zustand der geistlichen Güter (mit Ausnahme derer, die an Schweden, Brandenburg, Mecklenburg ꝛc. abgetreten wurden) so verbleiben sollte, wie er am 1. Januar 1624 gewesen war. Eben so sollte es auch mit der Religionsübung evangelischer Unterthanen katholischer Landesher-

herren gehalten werden. Wo ihnen im Jahre 1624 freie Religionsübung nicht gestattet war, da wurde ihnen nichts anderes zugestanden, als das trübselige Recht, aus dem Lande wegzuziehen.

Im Bezug endlich auf den dritten Hauptpunkt, die Reichssachen betreffend, wurde verfügt, daß den deutschen Reichsständen in ihren Gebieten die Landeshoheit, die sie seither nur dem Herkommen gemäß geübt hatten, gesetzlich zukommen sollte und damit zugleich das Recht, Bündnisse mit auswärtigen Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich, zu schließen; ferner, daß alle wichtigen Reichsgeschäfte (z. B. Beschlüsse über Krieg, Frieden, Bündnisse, Besteuerungen 2c.) nur mit Beistimmung des Reichstages, bei dem alle Stände freies Stimmrecht hätten, entschieden und ohne solche Beistimmung Gesetze vom Kaiser weder gegeben noch gedeutet werden; dann, daß den Reichsstädten bei allen reichsständischen Versammlungen ein Stimmrecht gebühren, daß also letztere hinfort aus drei Collegien, dem kurfürstlichen, dem fürstlichen und reichsstädtischen bestehen, und auf denselben, vornehmlich bei Religionsangelegenheiten nicht Stimmenmehrheit, sondern gütliche Ausgleichungen entscheiden sollten. — Ausserdem wurde auch die Einrichtung und der Geschäftskreis des Reichskammergerichts und des Reichshofraths näher bestimmt.

Lange Zeit ist dieser Friede als ein Meisterstück der

der Staatskunst gepriesen worden, aber mit allzufreigebigem Lobe. Denn erstens erscheint er mangelhaft und unvollständig im Bezug auf Staatssachen. Er sollte als ein allgemeiner Friede gelten — weshalb auch die Angelegenheiten der Schweiz und der Niederlande auf demselben ausgeglichen wurden; — aber der damalige Kampf zwischen Frankreich und Spanien und zwischen Spanien und Portugal wurde durch denselben nicht beseitigt. Er sollte als ein Reichsgrundgesetz allen Ständen des Reiches zur Richtschnur dienen; aber unentschieden blieb durch denselben der jülichsche Erbfolgestreit und die Wiederherstellung der Reichsfreiheit der Stadt Donauwerth, unentschieden blieb das Verfahren bei Achtserklärungen deutscher Reichsstände und die Einrichtung des Reichs-Steuerwesens und des Reichs-Postwesens. Diese Gegenstände wurden mit noch andern auf den nächsten Reichstag verwiesen. Zweitens hatte dieser Friede auch in Rücksicht der Religionsangelegenheiten manches Mangelhafte. Er gab nicht eine allgemeine Religions- und Kirchenfreiheit, oder erlaubte nicht allen Gliedern des deutschen Reichs ihrem Glauben zu leben, sondern setzte der Gewissensfreiheit beengende Grenzen, bezog sie nur auf die Stände des Reichs, nicht auf die Unterthanen, schloß die östreichischen Staaten, die doch auch zu dem deutschen Reiche gehörten, gänzlich von derselben aus, und ließ durch alles dieß den Samen zu bittern Reibungen, Anfeindungen und Bedrückungen zurück. Drittens schwächte

schwächte dieser Friede die Macht und Einheit des deutschen Reichs. Denn wie durch denselben die Schweiz und die Niederlande förmlich vom deutschen Reiche abgesondert wurden: so wurde durch denselben auch die Macht des Kaisers und dadurch die Centralkraft des deutschen Reichs vermindert. Der deutsche Kaiser galt zwar noch immer als das Oberhaupt, und ihm blieben die sogenamten Reservatrechte, als die Oberlehnsherrlichkeit, die oberrichterliche Gewalt, das Recht der Standeserhöhungen und der Ertheilung gewisser Privilegien; aber was konnte er als Haupt des Reiches ausrichten, da die unmittelbaren Reichsstände die Landeshoheit erlangt hatten, da ohne ihre Beistimmung in Reichssachen nichts von Wichtigkeit unternommen werden durfte, und da auf Reichstagen nicht nach Stimmenmehrheit, sondern nach gütlicher Uebereinkunft entschieden werden sollte. So mußte, wie schon während des dreißigjährigen Krieges Bogislav Philipp Chemnitz (unter dem Namen Hippolytus a Lapide) in seinem Aufsehen erregenden Werke de ratione status in imperio nostro etc. 1641) gezeigt hatte, die Verfassung des deutschen Reichs immer mehr zur Aristokratie sich hinneigen, immer mehr die Langsamkeit in den Verhandlungen zunehmen und immer mehr das Reich als ein kraftloses Ganze erscheinen.

Diese Schwächung des deutschen Reiches offenbarte sich schon bei dem Friedensschluß. Denn Schweden

den und Frankreich waren es, die ihn bestimmten, die durch denselben große Stücke von Deutschland an sich brachten, und die unter dem Vorwand der Garantie oder Gewährleistung desselben eine Art Oberaufsicht über Deutschland sich anmaßten. Und welche Mühe kostete es, diesen Frieden zu Stande zu bringen! Viele Stimmen erhoben sich gegen denselben; Pabst Innocenz X. erklärte denselben (3. Januar 1651) für nichtig, beleidigt durch die Secularisationen, gegen welche schon sein Gesandter während der Unterhandlungen Widerspruch eingelegt hatte; die Franzosen wollten aus den von ihnen eroberten Festungen nicht weichen, und die Schweden samt den Hessen blieben unter den Waffen, bis ihnen die versprochenen Summen bezahlt worden waren. Erst im Juni des Jahres 1650 wurde Deutschland von ihnen geräumt.

Doch wie vieles gegen den westphälischen Frieden bemerkt werden kann, ein großes Gut blieb er auch bei seinen Mängeln und werth des Dankes und der Freudenfeste, die seinetwegen gefeiert wurden. Denn durch ihn wurde dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege ein Ziel gesetzt, und Deutschland befähiget, sich wieder zu erheben; durch ihn wurde religiöse und bürgerliche Freiheit aufrecht erhalten und die Gerechtsame des Protestantismus aufs neue anerkannt; durch ihn erhielt die Verfassung Deutschlands, vorher größtentheils nur vom Herkommen abhängig, eine gesetzliche Grundlage und öffent-

öffentliche Anerkennung. Endlich auch das europäische Staatensystem und die dasselbe erhaltende und schützende Idee des Gleichgewichts wurde durch ihn befestiget und gestärkt, — was um so wichtiger war, da eben damals die Herrschsucht kühner, als früher, hervortrat, und die Zeiten des kirchlichen Interesse in die des politischen übergingen.

---

Zwei=

# Zweiter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Reformation bis zur französischen Revolution.

## I.

## Dr. Martin Luther.

Vor allen seinen Zeitgenossen strahlt Luther hervor, ausgezeichnet durch Geisteskraft und Glaubensmuth, noch ausgezeichneter durch unermüdliche, uneigennützige und einflußreiche Thätigkeit, am ausgezeichnetsten durch die großen Wirkungen, die von ihm ausgingen. An ihm zeigt sich, wie auch ein Einzelner, selbst aus dem niedern Stande, durch innere Kraft und von äusseren Umständen begünstigt, sein Zeitalter mit

sich

sich fortzureißen vermag; zu ihm hat die Nachwelt aufzublicken, wenn sie kräftigende und erhebende Beispiele sucht; und bei ihm muß die Geschichte verweilen, um den Anfang und ersten Fortgang der Reformation zu bezeichnen.

Martin Luther, der Sohn eines Bergmannes zu Möre (einem Dorfe zwischen Eisenach und Salzungen), wurde zu Eisleben, wo seine Eltern damals sich aufhielten, am 10. Nov. 1483 geboren und am 11. Nov., dem Martinstage, daselbst getauft. Seine Eltern, Hans Luther und Margarethe, geb. Lindemann (aus Franken gebürtig), waren arm, aber gottesfürchtig, und ihr Beispiel gewöhnte ihn frühzeitig zum Beten und zum Fleiß in allem Guten. Von seinem Vater und seinen ersten Lehrern wurde er sehr hart und streng gehalten; aber wie immer große Strenge in der Erziehung weniger schadet als allzugroße Nachgibigkeit, so hatte auch Luther späterhin Ursache, sich dieser Strenge zu erfreuen: durch sie wurde er zu einer sorgfältigen Beobachtung seiner Pflichten hingeführt. Die ersten Anfangsgründe erlernte er auf der Schule zu Mansfeld; dann (1497) kam er auf die Schule zu Magdeburg, und nach einem Jahre (1498) auf die Schule zu Eisenach, wo man besseres Fortkommen für ihn hoffte. Doch mußte er hier, wie in Magdeburg, sein Brod durch Currentsingen zu erwerben suchen; erst als die Ehefrau des Bürgers Cotta, gerührt durch sein andächtiges

Sin-

Singen und Beten ihn bei sich aufgenommen hatte, wurde er von Nahrungssorgen befreit. In seinem achtzehnten Jahre (1501), bezog er, ausgerüstet mit Schulkenntnissen und einer großen Geschicklichkeit in der Musik, die er sein ganzes Leben hindurch hochschätzte, die Universität Erfurt. Hier widmete er sich, dem Wunsche seines Vaters zufolge, anfangs der Rechtswissenschaft und Philosophie, und schon im Jahre 1503 wurde er Lehrer der letztern. Aber, so wenig als Rechtshändel, sagte die damalige Philosophie seinem Gemüthe zu. Ihn dürstete nach höhrer Gotteserkenntniß, wozu auch das Lesen der Bibel, die er auf der Universitäts-Bibliothek zu Erfurt zum ersten Male in seinem Leben gesehen hatte, ihn entzündete; Zweifel quälten ihn, ob er bei seinem jetzigen Berufe der Gnade Gottes versichert seyn könnte; und eine harte Krankheit, vielleicht Folge dieser beängstigenden Zweifel, befiel ihn. Als dann sein Freund Alexis von Mördern überfallen und getödtet, er selbst bei einem furchtbaren Gewitter, das neben ihm einschlug, wunderbar erhalten worden war, faßte er den Entschluß, der Welt zu entsagen und sein Leben Gott zu weihen. Er wurde daher zu Erfurt (17. Jul. 1505) Augustinermönch, hoffend, durch das Klosterleben zur Gottseligkeit und Gemüthsruhe zu gelangen. Sein Vater und seine Freunde waren mit diesem Schritte sehr unzufrieden und suchten ihn zu seiner vorigen Bestimmung zurückzuführen; aber vergebens! Wie immer beharrlich

bei

bei dem, was er für recht und gut erkannt hatte, konnte er auch jetzt von dem gefaßten Entschluß nicht abwendig gemacht werden.

Doch fand er im Kloster, wenigstens anfangs, nicht das, was er hoffte. Die niedrigsten Arbeiten wurden ihm aufgetragen: er mußte das Kloster reinigen, die Kirchthüren auf- und zuschließen, mit dem Bettelsack durch die Stadt gehen rc. Dabei gerieth er in einen solchen Trübsinn, daß er einst in seine Zelle sich einschloß und vielleicht Hungers gestorben wäre, hätte man ihn nicht durch Musik, die er innigst liebte, wieder erheitert. Noch mehr wirkte zu seiner Beruhigung und Erhebung Dr. Joh. von Staupitz, Aufseher der Augustinerklöster in Thüringen und Meißen *), der die herrlichen Anlagen seines Geistes erkannte. Einst als ihm Luther seine innere Unruhe und Bangigkeit klagte, verwies er ihn auf Christum, „bei

*) Johann von Staupitz, der dadurch große Verdienste um die Reformation hatte, daß er Luthern auf den höhern Schauplatz seiner Wirksamkeit führte, war von Geburt ein meißnischer Edelmann, hatte auf verschiedenen Universitäten studirt und zu Tübingen die Doctorwürde erlangt. Seiner bediente sich Kurfürst Friedrich der Weise zur Gründung der Universität Wittenberg (1502). Anfangs billigte er Luthers Unternehmungen und vertheidigte sie zu Augsburg 1518; doch hatte er nicht Muth genug, sich öffentlich für die Reformation zu erklären, und Vorwürfe, die Luther deshalb ihm machte, entzweiten ihn mit demselben. Er verließ daher Sachsen und ging als Hofprediger nach Salzburg (1522), wo er 28. Dec. 1524 starb.

„bei dem er finden werde, was er suche; denn er sey das Licht, die Wahrheit und das Leben." Noch klarer und eindringlicher ward ihm dieser Trost, als er, abermals von einer schweren Krankheit ergriffen, sein Herz einem alten Klosterbruder öffnete, und dieser ihm zuredete, wie durch den Glauben an die durch Christum geoffenbarte Gnade Gottes Vergebung der Sünden erlangt werden könne. Jetzt ging ihm ein Licht auf; in dem Gedanken, „wir werden durch den Glauben gerecht," fand er den Leitstern für sein ganzes übriges Leben. Da er nun auch, auf Verwendung Staupitzens und der Universität, von niedriger Arbeit befreit worden war: so erhielt er mit der innern Ruhe und Freudigkeit Muth und Muße zum Studiren. Er las die heilige Schrift (auch im Kloster fand er sie) mit großem Eifer, benutzte alle ihm zugänglichen Hilfsmittel zu ihrer Erklärung, machte sich mit den Werken alter und neuer Kirchenlehrer bekannt, und übertraf bald an Fleiß, Kenntnissen und Genauigkeit in Erfüllung seiner Ordensregeln alle seine Klosterbrüder. Er wurde daher schon im Jahre 1507 zum Priester geweiht. Doch es war sein Schicksal nicht, in den engen Klostermauern zu bleiben. Die Vorsehung wollte ihn zu einem höhern Wirkungskreis führen, und der schon erwähnte Dr. Johann von Staupitz war das Werkzeug, dessen sie sich hierzu bediente. Auf seine Empfehlung wurde Luther als Professor nach Wittenberg berufen.

Im Jahre 1508 kam Luther nach Wittenberg, wo er anfangs nur philosophische, dann auch theologische Vorlesungen hielt. Auch machte er auf Staupitzens Rath einen Anfang mit Predigen, womit er so viel Beifall gewann, daß ihn die Bürgerschaft zu Wittenberg zu ihrem Stadtprediger ernannte. Dieser gute Fortgang seiner Bestrebungen erhob ihn über die Schüchternheit, die ihn bisher oft niedergedrückt hatte; mit dem Gefühle seiner Kraft wuchs seine Kraft, und immer lebendiger, wie diese, wurde auch sein Vertrauen zu Gott. So in sich bekräftiget und von Andern geachtet, wurde er von seinem Gönner Johann von Staupitz im Jahre 1510 nach Rom gesendet, um eine Angelegenheit des Augustinerordens vom Pabste entscheiden zu lassen. Aeusserst wichtig war der Eindruck, den diese Reise in ihm zurückließ! Mit grenzenloser Verehrung des Pabstes, als des Statthalters Christi, war er nach Rom gereiset; aber mit sehr verminderter Achtung gegen ihn kehrte er zurück. Dort am Hofe „Seiner Päbstlichen Heiligkeit" hatte er ein engelreines und gottseliges Leben zu finden geglaubt, und hatte die üppigsten Sitten gefunden und einen Verfall des Gottesdienstes und einen Leichtsinn beim Beten, der ihn mit tiefem Unwillen erfüllte. Er hatte dort fühlen lernen, daß Rom die wahre christliche Kirche nicht in sich fasse, und äusserte daher späterhin: „Ich wollte nicht tausend Goldgülden nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben."

Bald nach seiner Rückkehr wurde er, gleichfalls auf Saupitzens Veranlassung, Doctor der Theologie (12. Oct. 1512), dabei schwur er, sein Lebelang die heilige Schrift zu erforschen und zu predigen. Diesem Schwur blieb er unverbrüchlich treu: von nun an war die Erforschung und Predigt des göttlichen Wortes sein unablässiges Streben. Er studirte dazu die griechische und hebräische Sprache, hielt Vorlesungen über die Psalmen und Briefe Pauli, empfahl schon damals die Bibel als die einzig lautere Quelle des wahren Christenthums und hob aus derselben die Lehre hervor, daß nur allein durch Gottes Gnade Vergebung zu finden sey. Er fand Beifall! Schaaren von Zuhörern drängten sich zu ihm, die meisten seiner Amtsgenossen traten seinen Grundsätzen bei, und eine Gelegenheit, sie weiter zu verbreiten, bot sich ihm dar, als er von Staupitz, während dieser in den Niederlanden war, den Auftrag erhielt, im Jahre 1516 den Zustand der Augustinerklöster in Thüringen und Meißen zu untersuchen. So war er schon auf dem Wege zu einer Kirchenverbesserung, als ihn auch eine äussere Veranlassung zu selbiger aufforderte.

Der damalige Pabst Leo X., verschwenderisch und prachtliebend, bedurfte Geld, vornehmlich zum Ausbau der Peterskirche in Rom. Er ließ daher Ablaß predigen, und in seinem Namen durchzog Johann Tezel Franken und Sachsen als Ablaßprediger. Mit gotteslästerlicher Unverschämtheit behauptete dieser Dominicanermönch: „der Ablaß sey die höchste und wer-

theste Gabe Gottes, die den Sünder auch ohne Reue und Buße rechtfertige, jede Sünde vergebe und die Seele aus dem Fegfeuer löse." Auf seinem Opferkasten standen die Worte: „Sobald das Geld im Kasten klingt, sobald die Seel' in Himmel springt." Diesen ärgerlichen Handel setzte Tetzel bis Jüterbock ungestört fort, und aus dem nahen Wittenberg strömten Viele ihm zu, um Ablaßzettel zu kaufen.

Luther erfuhr dieß zuerst im Beichtstuhle. Einige Wittenberger, die bei ihm beichteten, bekannten sich grober Sünden schuldig, ohne doch Reue und Buße zu bezeigen; und, als er ihnen dieß verwies, beriefen sie sich auf die erkauften Ablaßzettel. Darüber empörte sich sein frommer und erleuchteter Sinn; er erklärte, daß er nur dann Absolution ihnen ertheilen könne, wenn er die Zeichen wahrer Buße bei ihnen sehe. Aber dabei blieb er nicht stehen. Er eiferte auf der Kanzel gegen das Unwesen des Ablasses und für die Nothwendigkeit einer wahren Buße; er schrieb an die Bischöfe von Meißen, Frankfurt, Zeitz und Merseburg, dann auch an den Erzbischof von Mainz, der Tetzeln ausgeschickt hatte: „sie möchten, eingedenk ihres bischöflichen Amtes, dahin wirken, daß Gottes Name nicht also gelästert, und das arme Volk so jämmerlich verführt werde." Aber der Erzbischof von Mainz verachtete diese Bitte, und die anderen Bischöfe gaben ihm zur Antwort: „sie könnten und dürften wider solche des Pabstes Geschäfte nichts vornehmen." Tetzel selbst schalt Lu-

Luthern öffentlich einen Ketzer, ließ auf dem Markte zu Jüterbock Feuer anzünden, zum Zeichen, daß er als Ketzermeister ihn verbrennen lassen könnte, und fuhr in seiner Lobpreisung des Ablasses fort. Darauf schlug Luther am 31. Oct. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg fünf und neunzig Theses oder Disputirsätze, in denen er behauptete, daß sich der päbstliche Ablaß nur auf die Kirchenstrafen, nicht aber auf die göttlichen erstrecke; daß Vergebung der Sünden allein von Gott durch wahre Reue erlangt werden könne; und daß Gott umsonst, bloß aus Gnade verzeihe. — Dieß war der erste große Schritt, den Luther, aus reiner Liebe zur Wahrheit und im gerechten Zorn über die Entehrung des göttlichen Wortes, zur Abstellung ärgerlicher Mißbräuche that, ohne jedoch die großen Folgen zu ahnen, die derselbe hatte. Jene Briefe und Predigten mußten in kleineren Kreisen verhallen; aber diese Theses waren an jeden Freund der Wahrheit gerichtet und den Gelehrten in- und ausserhalb Deutschlands zur Prüfung, Bestreitung oder Bekräftigung übergeben. Mit Recht bezeichnet man daher mit diesem erfolgreichen Schritte den Anfang der Reformation.

Groß war der Beifall, schnell auch die Verbreitung, die Luthers Theses durch ganz Deutschland fanden. Tetzel und dessen Anhang bedrohete ihn mit dem Flammentode; Luther aber blieb, obschon er noch allein stand, unerschrocken. Er entwickelte seine Lehren auf einer Versammlung der Augustinermönche

zu

zu Heidelberg (im April 1518), gab eine Erklärung oder Vertheidigung seiner Theses heraus, und überschickte sie dem Pabste mit der Bitte um eine Entscheidung, in der er die Stimme Christi zu vernehmen hoffe. Hätte nun Leo X. den Ablaß oder wenigstens die ärgerlichsten Mißbräuche desselben abgestellt: vielleicht hätte er dadurch Luther'n, bei dessen damals noch fortdauernder Ehrfurcht für den päbstlichen Stuhl, zum Schweigen gebracht. Aber Leo X. befahl, Luther solle sich binnen sechzig Tagen zur Verantwortung in Rom stellen; und nur auf vieles Bitten des Kurfürsten von Sachsen und der Universität Wittenberg willigte er ein, daß Luther in Augsburg und dort vom Cardinal Cajetan verhört werden sollte.

Luther reisete, gegen den Rath seiner Freunde und ohne sicheres Geleit, im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache (im Oct. 1518) nach Augsburg. Hier erschien er (am 12., 13. u. 14. Oct.) vor dem Cardinal, der ihn freundlich empfing, aber streng von ihm forderte, er solle seine Irrthümer widerrufen, sich künftig derselben enthalten und in allen Stücken sich dem Pabste gehorsam beweisen. Unerschrocken erwiderte Luther, er sey sich keiner Irrthümer bewußt, und vertheidigte, was er gelehrt hatte, mit christlichem Muthe. Doch versprach er zu schweigen, wenn auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. Damit war der Cardinal sehr unzufrieden: er hieß ihn gehen und nicht wieder kommen, wenn er nicht nachgeben

ben wolle, und antwortete nicht auf das Schreiben, das Luther mit großer Unterwürfigkeit an ihn gerichtet hatte (17. Oct.). Demnach verließ Luther, auf Rath und mit Beihilfe seiner Freunde, schnell und heimlich Augsburg (20. Oct.) und kam am 31. Oct. wieder in Wittenberg an. Doch noch vor seiner Abreise von Augsburg hatte er, in Gegenwart einiger Zeugen, von dem übelberichteten Pabst an den besser zu berichtenden appellirt, und diese Berufung nicht nur an den Dom zu Augsburg anschlagen, sondern auch dem Cardinal überschicken lassen. Dagegen verlangte der Cardinal (25. Oct.), der Kurfürst von Sachsen solle Luthern nach Rom schicken; und der Pabst bestätigte unter dem 9. Nov. die seitherigen Ablaßpredigten und erklärte die Gegner derselben für Ketzer. Dieß Verfahren trieb Luthern weiter: er appellirte (am 28. Nov.) von dem Pabste an eine allgemeine Kirchenversammlung.

Jetzt versuchte Leo X. Luthern durch Milde zu gewinnen. Er übertrug seinem Kammerherrn, Karl von Miltiz (einem Edelmann aus dem Meißnischen und Domherr zu Mainz), unter dem Vorwande, dem Kurfürsten von Sachsen eine goldene Rose (ein Gnadenzeichen des Pabstes) zu überbringen, die entstandenen Streitigkeiten durch gütliche Unterhandlungen beizulegen. Miltiz ließ daher Luthern nach Altenburg kommen, und brachte ihn hier (3. Jan. 1519) so weit, daß er (3. März 1519) einen überaus ehrerbietigen Brief an den Pabst schrieb und in demselben, ohne zu wi=

widerrufen, dem päbstlichen Stuhle und der römischen Kirche die tiefste Ergebenheit bezeigte.

Aber was Miltiz aufzubauen gesucht hatte, zerstörte wieder D. Johann Eck, Professor der Theologie zu Ingolstadt. Dieser, ein gelehrter und gewandter Mann, aber auch heftig und stolz, glaubte mehr als alle Gegner Luthers ausrichten, oder durch die Feinheit seiner Disputirkünste ihn niederschlagen zu können. Er forderte daher ihn und andre wittenbergische Theologen zu einer öffentlichen Disputation nach Leipzig. Die Wittenberger nahmen die Herausforderung an, und vierzehn Tage lang (im Jun. 1519) wurde in Leipzig im Beiseyn einer großen Menge Zuhörer öffentlich disputirt. Entschieden wurde dadurch nichts, wohl aber die Sache der Reformation weiter gefördert; denn Luther bewährte hier das Gewicht seiner Behauptungen, lernte hier sich überzeugen, daß die päbstliche Gewalt auf eitle Anmaßungen gegründet sey und gewann an Anhang und Unterstützung.

Hierüber erbittert reisete Eck (Jan. 1520) nach Rom und bewog den Pabst, eine Bulle gegen Luthern zu erlassen (24. Jun.), in welcher ein und vierzig Sätze aus dessen Schriften als ketzerisch verdammt, das Verbrennen dieser Schriften anbefohlen, er selbst, wenn er nicht binnen sechzig Tagen widerrufen würde, mit dem Banne bedroht, und allen deutschen Obrigkeiten anbefohlen wurde, ihn und seine Anhänger gefangen zu nehmen und nach Rom zu senden. Zur Bekanntmachung

machung und Vollziehung dieser päbstlichen Bulle kam Eck triumphirend von Rom nach Deutschland zurück. Doch betrog er sich in seiner Hoffnung, Luthern zu vernichten. Zwar wurden an einigen Orten, als zu Cöln, Mainz und Löwen, Luthers Schriften verbrannt; aber an anderen Orten, vorzüglich Kursachsens, durfte die Bannbulle gar nicht bekannt gemacht werden: das Volk zerriß sie, und in Leipzig gerieth Eck in Gefahr, todtgeschlagen zu werden. Luther selbst gab, da er sich überzeugte, daß die Bannbulle von dem Pabste herrühre, alle Achtung gegen eine Macht auf, deren Rechte er schon früher bezweifelt hatte. Nun schrieb er seine Werk von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, nannte den Pabst den Antichrist, der die Wahrheiten der heiligen Schrift zu unterdrücken suche, und rechtfertigte alle seine Behauptungen, die in jener Bulle verdammt waren. Auch wiederholte er (17. Nov. 1520) seine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung und sagte auf eine auffallende Weise dem Pabste allen Gehorsam auf. Durch einen öffentlichen Anschlag berief er die Studenten in Wittenberg zusammen und zog am 10 Dec. 1520, Vormittags 9 Uhr, vor das dasige Elsterthor. Dort ward ein Scheiterhaufen errichtet und angezündet, und Luther warf eigenhändig die Schriften über das päbstliche Recht, die wider ihn ergangene Bulle und einige Schriften seiner Gegner ins Feuer, wobei er die biblischen Worte (Jos. VII, 25) sprach: „Weil

du

du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." Am folgenden Tage vertheidigte er dieses Verfahren (durch welches er zunächst das Verbrennen seiner Schriften rächen wollte) in seinem Collegio, und munterte dann seine Freunde auf, sich mit ihm zu einer neuen Kirchengesellschaft zu vereinigen.

Zu solchen Fortschritten führte ihn sein Streben nach Wahrheit, sein Lesen der heiligen Schrift, sein unermüdetes Forschen in der Geschichte der christlichen Kirche. Dabei unterstützten ihn mehrere Gelehrte, vor allem Philipp Melanchthon, werth neben Luthern das Haupt der Reformation und der Lehrer Deutschlands zu heißen *). Auch war es ihm günstig, daß sein Landesherr, der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, ihn ehrte und schätzte, und daß bei der herr-

*) Dieser gelehrte, redliche und sanftmüthige Mann war am 16. Febr. 1497 zu Bretten im Badenschen geboren. Seinen Vater Georg Schwarzerde, einen Waffenschmidt und Stückgießer, verlor er im 10. Jahre; aber sein Großvater nahm sich seiner an, und der berühmte Reuchlin trug zu Pforzheim und zu Tübingen zu seiner Ausbildung und Anstellung bei. Am 25. April 1518 kam er als Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg und befreundete sich daselbst mit Luthern, dem er mit unverbrüchlicher Liebe und Hochachtung zugethan blieb. Wie dieser, suchte er das wahre Christenthum aus der heiligen Schrift mittelst gründlicher Auslegung derselben zu erforschen. — Mit Luthern verlor er seine Stütze; sein übriges Leben war mit vielen Kümmernissen erfüllt. Er starb 19. Apr. 1560.

herrschenden Gährung gegen das Pabstthum mehrere edle deutsche Ritter, als Ulrich von Hutten, Sylvester von Schaumburg und Franz von Sickingen sich seiner annahmen und ihm einen Zufluchtsort auf ihren Burgen verhießen. Doch den mächtigsten Schutz und den kräftigsten Antrieb fand er in sich selbst, in der tiefgefühlten Ueberzeugung, daß er Wahrheit lehre, in dem felsenfesten Glauben, daß seine Sache Gottes Sache sey und von Gott beschützt werde, und in dem daraus entstandenen Muthe, der mit jeder Gefahr zunahm, und ihn über Menschenfurcht und Menschengefälligkeit erhob. — Den deutlichsten Beweis hiervon gibt sein Betragen zu Worms.

Noch ehe Luther sich öffentlich vom Pabste losgesagt hatte, hatte Leo X. den damaligen Kaiser Karl V. aufgefordert, Luthern und dessen Anhänger zur Strafe zu ziehen. Der Kaiser war der Reformation abgeneigt und bedurfte des Pabstes zu seinen weltlichen Händeln; doch mochte er nicht, sich von ihm abhängig machen, noch die Reichsfürsten, die Luthern schützten, besonders den Kurfürsten von Sachsen, gegen sich aufbringen. Er schlug daher einen Mittelweg ein, der, genau genommen, das päbstliche Ansehn herabsetzte. Er forderte Luthern, obgleich dieser schon als Ketzer vom Pabste verdammt war, zur Verantwortung auf den Reichstag zu Worms, und zog eine geistliche oder kirchliche Sache vor weltliche Gerichte.

Am 6. März 1521 wurde Luther nach Worms gela-

geladen, und am 26. März mit dem kaiserlichen Geleite versehen, das ihm der kaiserliche Herold Kaspar Sturm überbrachte. In Begleitung desselben, ferner seines Bruders Jacob, seiner Freunde Justus Jonas, Nicolaus Amsdorf und des berühmten Rechtsgelehrten Hieronymus Schurf trat er (am 2. Apr.) die Reise an. Auf dieser Reise zeigte sich die Verehrung, die er bereits genoß: mit großem Jubel wurde er allerwärts empfangen und begleitet. Aber auch Haß und Verfolgung gährte gegen ihn, und wie leicht konnte er unversehends überfallen, oder zu Worms behandelt werden, wie hundert Jahre früher der redliche Huß zu Kostnitz. Seine Freunde zitterten daher für ihn; doch er blieb standhaft und erklärte: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das zwischen Wittenberg und Worms hinreicht, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben walten lassen." — Zu Weimar sah er an den Straßenecken den wider ihn erlassenen Bannfluch des Pabstes. Da fragte ihn der kaiserliche Herold: „Herr Doctor, wollt ihr fortziehen?" — „Ja," antwortete er, „unangesehen, daß man mich in „den Bann gethan und das in den Städten publicirt, „so will ich doch fortziehen." Zu Erfurt und Gotha predigte er mit großem Beifall. Als er nicht weit von Worms war, baten ihn seine Freunde noch einmal, daß er umkehren möchte; er aber gab ihnen zur Antwort: „Und wenn so viele Teufel zu Worms wären,

ren, als Ziegel auf den Dächern, so wollt' ich hinein." Am 16. April langte er daselbst an, und schon am 17. Apr. mußte er sich vor die Reichsversammlung stellen. Ungemein groß war das Gedränge. Alles wollte den kühnen Mönch schauen, der allein es wagte, dem mächtigen Pabste zu widerstreben. Man mußte ihn auf Seitenwegen zu dem Versammlungssaale hinführen. An der Thüre stand ein kaiserlicher Feldhauptmann, Georg von Freundsberg, ein alter, bewährter Krieger. Dieser klopfte ihn auf die Schultern und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest jetzt „einen Gang, dergleichen sich und mancher Oberster „auch in der allerernstesten Schlacht nicht gegangen „sind. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner „Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und „sey getrost; Gott wird mit dir seyn."

Und Gott war mit ihm! Unerschrocken trat er in den Saal ein, er, der arme Augustinermönch, vor den mächtigsten Kaiser und vor die glänzenden Reihen der deutschen Fürsten, Bischöfe und Erzbischöfe. Hier legte man ihm seine Bücher vor und fragte: ob er sie für die seinigen erkenne? und ob er widerrufen wolle? Das Erste bejahete er; aber in Ansehung der zweiten Frage, erbat er sich Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag. Sie ward ihm gewährt. Darauf erklärte er am 18. Apr. vor derselben Versammlung: er könne nicht widerrufen, es sey denn, daß man ihn mit Zeugnissen der heiligen Schrift überführe, daß er falsch gelehrt

lehrt habe. Diese Erklärung schloß er mit den Worten: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir. Amen!"

Der feste Muth und das unerschütterliche Gottvertrauen, mit dem er geredet hatte, machte auf einen großen Theil der Anwesenden den Eindruck, den eine solche Geistesgröße auf empfängliche Gemüther zu machen pflegt. Kurfürst Friedrich der Weise sprach hocherfreut zu seinem Hofprediger: „O wie schön hat Pater Martin vor Kaiser und Reich geredet!" Der Kaiser selbst konnte sich der Aeusserung nicht enthalten: „Dieser Mönch spricht unerschrocken und mit getrostem Muthe!" Auch traten viele Stände mit lauten Beschwerden gegen den päbstlichen Stuhl hervor. Dagegen suchten andere Luthern zu bereden, seine Sache der Entscheidung des Reiches oder einer allgemeinen Kirchenversammlung zu überlassen. Er aber wich von der Erklärung nicht ab, daß jede Entscheidung nur nach der heiligen Schrift geschehen müsse, und wiederholte den Ausspruch: „Ist das Werk, das ich treibe, aus Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen."

Aber wie Viele auch für Luther'n gewonnen wurden, so behielt doch der Haß seiner Gegner auf dem Reichstage zu Worms das Uebergewicht. Zwar konnte der Kaiser nicht dahin gebracht werden, ihm das sichere Geleit zu entziehen, vielmehr soll er denen, die ihn hierzu aufforderten, zur Antwort gegeben haben:

ben: „Und wenn nirgends in der Welt Treu' und „Glauben zu finden ist, soll man sie bei dem deutschen „Kaiser finden;" aber er bestand darauf, daß Luther geächtet werden sollte, und befahl ihm, Worms zu verlassen. Luther reisete am 26. Apr. wieder ab. Darauf ließ der Kaiser am 26. Mai, als die meisten Reichsstände sich wieder entfernt hatten, eine Verordnung bekannt machen, die Luther'n als einen hartnäckigen Ketzer in die Acht erklärte und jedermann befahl, ihn nach ein und zwanzig Tagen (so lange dauerte das zugesicherte Geleit) gefangen zu nehmen und auszuliefern. Auch wurde seine Lehre verdammt, die Acht über seine Anhänger ausgesprochen und das Verbrennen seiner Schriften anbefohlen.

Zwar fehlte es dem Kaiser an Zeit und Macht, diese Verordnung, gewöhnlich das „Wormser Edict" genannt, zur Ausführung zu bringen; doch war die Gefahr, in die Luther gerieth, groß und dringend. Kurfürst Friedrich der Weise beschloß daher, ihn seinen Verfolgern wenigstens eine Zeitlang zu entziehen und ließ ihm die Art und Weise, wie solches geschehen sollte, noch zu Worms eröffnen. Demnach geschah es, als Luther auf der Rückreise nicht weit von Eisenach in der Nähe des Schlosses Altenstein war (4. Mai 1521), daß der wartburger Amtshauptmann Hans von Berlepsch und dessen Freund Burkard von Hund, Herr zu Altenstein, mit zwei Knechten aus dem Walde sprengten und mit verstellter Gewalt Luthers

thers Wagen angriffen. Sein Bruder Jacob, der neben ihm saß, sprang beim Anblick der Reiter, ohne Abschied zu nehmen, aus dem Wagen und lief in größter Angst bis Waltershausen. Luther selbst wurde aus dem Wagen gerissen, in den nahen Wald geführt, daselbst umgekleidet, auf ein Pferd gesetzt und um Mitternacht auf das Schloß Wartburg gebracht. Hier nannte man ihn Junker Görge und behandelte ihn als einen Staatsgefangenen, aber so gut, daß selbst der Kellermeister sich darüber wunderte.

Anfangs wußte man nicht, wohin Luther gekommen war; unter dem Volke ging die Sage: „der Teufel habe ihn geholt." Doch bald ward sein Aufenthalt ruchbar; er selbst kündigte sich durch mehrere Schriften an. Denn nicht in träger Ruhe lebte er auf der Wartburg, sondern unermüdet für das, was er als den Beruf seines Lebens erkannte, für das Wachsthum der Reformation. Dort schrieb er gegen den Ablaß, den der Erzbischof von Mainz aufs neue in Halle predigen ließ, und bewirkte die Abstellung dieses Predigens; von dort aus ließ er sich gegen die Ohrenbeichte, die Seelenmessen, die Klostergelübde, die Ehelosigkeit der Geistlichen und andre Verfügungen des Pabstthums vernehmen; dort fing er seine Kirchenpostille oder faßliche Erklärung der Sonntagsevangelien an. Doch das Wichtigste von allem, was er auf der Wartburg arbeitete, war seine vortreffliche Uebersetzung des neuen Testaments. Bei solchem Fleiße ergriffen

ihn

ihn schwermüthige Vorstellungen, dergleichen ihn im Anfange des Mönchstandes gepeiniget hatten. Man suchte ihm durch Jagd und Spaziergänge Erholung und Stärkung zu verschaffen; doch immer bildete er sich ein, vom Teufel verfolgt zu werden. Einst, heißt es, glaubte er sogar den Teufel um sich zu sehen, und warf das Tintenfaß nach ihm. Noch jetzt zeigt man Spuren hiervon an einer Wand der Stube, die er auf der Wartburg bewohnte.

Indessen ereignete sich mancherlei Denkwürdiges in Wittenberg. Man fing dort an, Klöster aufzuheben und die stillen Messen abzuschaffen; Geistliche traten in den Ehestand, und Melanchthon gab das erste Lehrbuch des evangelischen Glaubens (loci communes, 1521) heraus, das am deutlichsten zeigt, was die Reformatoren damals in Glaubenssachen lehrten. Doch dabei blieb es nicht! Mit dem hehren Aufschwung, den die Reformation anregte, trat auch ein widriges Getriebe wilder Leidenschaften hervor. Doctor Karlstadt, Luthers Freund und Amtsgenosse, ein ungestümer, schwärmerischer Eiferer, suchte durch gewaltsames Verfahren das allmähliche Fortschreiten der Reformation zu beschleunigen. Er fing an gegen den öffentlichen Gottesdienst zu stürmen, ertheilte ganz eigenmächtig zu Weihnachten 1521 in der Schloßkirche zu Wittenberg das heilige Abendmahl in deutscher Sprache, unter beiderlei Gestalt und ohne vorhergehende Beichte, verjagte mit mehreren seines Sinnes Geist-

Geistliche von den Altären und vernichtete die Bilder der Heiligen. Andere Schwärmer, die um eben diese Zeit nach Wittenberg gezogen waren, rühmten sich besonderer, göttlicher Eingebungen und drangen auf Abschaffung der Kindertaufe.

Mit tiefem Unwillen vernahm dieß Luther. Denn wie feurig und reizbar auch sein Gemüth war, so war er doch kein Schwärmer; und wie eifrig er auch die Verbesserung der Kirche wünschte und betrieb, so war ihm doch ein solches stürmisches Verfahren ein Gräuel. Nicht länger mochte er auf der Wartburg bleiben, obschon sein Kurfürst dieses wünschte; denn wo es dem christlichen Glauben galt, fragte er nicht nach der Gunst seines Herrn, wie hoch er auch sonst ihn verehrte. Schon im November 1521 war er auf einige Zeit in Wittenberg gewesen; jetzt aber (am 4. März 1522) kehrte er offen zurück, um daselbst zu bleiben, und berichtete dieß von Borna aus seinem Kurfürsten.

In Wittenberg wieder angelangt (6. März 1522), predigte er acht Tage nach einander gegen das eingerissene Unwesen, und es gelang ihm, die Seinigen auf den Weg der Mäßigung und Klugheit zurückzuführen und die neuen Propheten zu entfernen. Dann gab er noch im Jahre 1522 seine Uebersetzung des neuen Testaments heraus; worauf er sogleich, unterstützt von Melanchthon und andern gelehrten Freunden, die Uebersetzung des alten Testaments begann, die in den nächsten Jahren stückweise erschien, bis im Jahre 1534 die

ganze

ganze Arbeit vollendet war. Nun war es leicht, seine Lehre nach dem von ihm empfohlenen Grunde zu prüfen: der Zugang zur Erkenntnißquelle des Christenthums war allen Deutschen geöffnet.

Doch war damit keine Ruhe gewonnen, vielmehr vervielfältigten sich die stürmischen Bewegungen, da nicht nur die Pabisten fortfuhren, der neuen Lehre entgegen zu wirken, sondern auch unter den Anhängern derselben Mißverständnisse und Spaltungen eintraten. Luther gerieth dadurch in vielfache Händel, aber er bestand sie mit unerschütterlichem Muthe. Freilich führte ihn sein Eifer oft zu weit, es wurde ihm schwer, Widerspruch zu vertragen, mit wildem Ungestüm fuhr er auf, wo er sich angegriffen sah, und zeigte sich mitunter als ein stolzes, anmaßliches Parteihaupt. Aber er gehört zu den Menschen, von deren Fehlern man reden kann, ohne daß sie aufhören groß zu erscheinen. Zu seiner Entschuldigung sagt der sanfte Melanchthon: „die Härte, die er wider die Feinde der reinen Lehre in seinen Schriften gebraucht, entstand nicht aus einem zänkischem Gemüthe, sondern aus seinem großen Ernste und Eifer für die Wahrheit." Ehren muß man ferner in ihm den Muth, der weder Angriff noch Gegenwehr scheuet, und die Geradheit, die ohne Rückhalt jedem Gegner sich entgegenstellt. Wenn aber so viele seiner Straf- und Schimpfreden uns widrig erscheinen, so darf man nicht vergessen, daß eine rauhe und wilde Sprache damals herrschender war als jetzt, daß er

 un-

unter rohen Zeitgenossen aufgewachsen war, und bei der wildaufbrausenden Hitze seines Wesens leicht über die Grenze der Mäßigung und Anständigkeit verleitet werden konnte. Und war, kann man endlich fragen, war dieser Ungestüm bei so vielen Angriffen nicht nöthig? Würde er wohl bei Mäßigung, Sanftmuth und Nachgibigkeit so viel geleistet haben, als er wirklich geleistet hat?

Es würde zu weit führen, wenn wir alle Streitigkeiten schildern wollten, die er zu bestehen hatte. Wir reden daher nicht von seinen Händeln mit den Pabisten, nicht von denen mit König Heinrich VIII. von England, der (1521) ein Buch „von den sieben Sacramenten" gegen ihn geschrieben hatte, das Luther (1522) mit rücksichtsloser Derbheit behandelte; auch nicht von seinem Streite mit Erasmus über den freien, oder (wie Luther behauptete) über den knechtischen Willen. Dagegen verweilen wir bei seinem folgenreichsten Streite, dem nämlich, der ihn mit Zwingli entzweite.

Ulrich Zwingli, Prediger zu Zürch, der Urheber der Reformation in der Schweiz, war, unabhängig von Luthern auf gleichen Wegen fortgeschritten und zu gleichen Ergebnissen gelangt; doch hatte er einige Lehre anders als Luther aufgefaßt, besonders die Lehre vom heiligen Abendmahle. Hier behauptete er mit mehreren andern Gelehrten, daß Brod und Wein im heil. Abendmahle nur Zeichen des Leibes und Blu-

Blutes Christi wären; Luther aber nahm eine körperliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi an. Schon seit dem Jahre 1526 begann hierüber ein Streit, der in den folgenden Jahren immer hitziger und bitterer wurde. Um ihn beizulegen und dadurch unter den Evangelischen christliche Liebe und Vereinigung ihrer Kräfte zu befördern, veranstaltete der hochherzige Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, damals der kräftigste Beschützer der Reformation, der die ihr drohende Gefahr am richtigsten erkannte und am thätigsten abzuwehren suchte, ein Gespräch zwischen Luther und Zwingli zu Marburg. Leicht war Zwingli zu diesem Gespräch zu bewegen; Luther hingegen erst nach einigem Widerstande. Am 30. Sept. 1529 kam er mit seinen Freunden Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Caspar Cruciger, Friedrich Myconius und Justus Menius, denen sich auch mehrere andere, als Andreas Osiander aus Nürnberg, Johann Brentius aus Schwäbisch-Halle, Stephan Agricola aus Augsburg anschlossen, nach Marburg. Etwas früher war schon Zwingli mit dem gelehrten und sanften Johann Oekolampadius aus Basel, ferner mit den Predigern zu Straßburg Martin Bucerus und Caspar Hedio und mit den Rathsherren Ulrich Frank von Zürch und Rudolf Frei von Basel daselbst eingetroffen. Der Landgraf nahm diese alle mit gleicher Freundlichkeit in seinem Schlosse und an seiner Tafel auf, und auf seine Veranstaltung mußten

sich

sich zuerst (1. Oct.), um die Einigung vorzubereiten, die Häupter beider Parteien mit den sanftmüthigsten der beiderseitigen Gegner, Luther mit Oekolampadius, Zwingli mit Melanchthon, insbesondere unterreden. Aber schon bei diesen Privatgesprächen fand keine Einigung Statt. Darauf wurde an den beiden folgenden Tagen (2. u. 3. Oct.), im Beiseyn des Landgrafen und seiner Hofleute, so wie der wichtigsten Personen beider Parteien, in einem Zimmer des Schlosses von den Häuptern der Reformation ein ausführliches und offenes Gespräch gehalten. Luther und Melanchthon, Zwingli und Oekolampadius saßen dazu an einem besondern Tische. Das Gespräch begann von einigen minder streitigen Artikeln, über welche man sich leicht verglich. Als aber die Rede auf die Lehre vom heiligen Abendmahle kam, konnte oder wollte man sich nicht vergleichen. Die Schweizer beriefen sich zur Vertheidigung ihrer Meinung auf Joh. VI., 35 ff., und stellten Luthern den Satz entgegen: Christus habe einen wahren Körper und sey im Himmel; ein wahrer Körper aber könne nicht allgegenwärtig und folglich auch der Leib Christi nicht an mehreren Orten zugleich seyn und körperlich genossen werden. Dagegen hielt ihnen Luther nicht Gründe, sondern nur die Worte (die er auf dem Tische, an welchem sie saßen, hingeschrieben hatte): „das ist mein Leib," und: „Ich hab' es von dem Herrn empfahen," hartnäckig entgegen und verlangte, daß sie in diesen Worten den überzeugendsten

Be-

B. V. T. I.



Heideloff del. L. Buchhorn dir.

Luther und Zwingli
zu Marburg.



Beweis finden sollten *). Noch suchte der Landgraf am 4. Oct. eine Vereinigungsformel, die beiden Theilen zusagen könnte, aufzufinden; aber auch das gelang ihm nicht, und er erreichte nach vielem Zureden nur so viel, daß beide vor ihrer Abreise die Artikel, über die sie sich vereiniget hatten, aufzeichneten und dabei mit folgenden Worten schlossen: „Obschon wir „uns bis jetzt nicht vereiniget haben, ob der wahre „Leib und das wahre Blut körperlich gegenwärtig „sey; so wird doch ein Theil dem andern christliche „Liebe, wie es das Gewissen eines jeden verlangt, erweisen, und jeder Theil Gott bitten, daß er uns „durch seinen Geist in der wahren Meinung befestige. „Amen." So ging man mit Freundschaftsversicherungen auseinander! Aber entschieden war nun die Trennung der Lutheraner und Reformirten. Denn obschon Luther im Jahre 1536 sich den Reformirten näherte, und diese 1538 den Lutheranern beitraten; so war doch von keiner Vereinigung der Meinungen, sondern nur von gegenseitiger Schonung die Rede, und später (1544) fachte Luther in seinem kleinen Bekenntniß vom heil. Abendmahle den verglimmenden Streit wieder an, worauf beide Parteien noch hitziger und schonungsloser, als vorher, einander bekämpften.

Wohl mag es Unwillen erregen, wenn man sieht, wie Luther bei diesem Streite von Einseitigkeit und Recht-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. I.

Rechthaberei befangen erscheint, weshalb man selbigen gern aus seinem Leben wegwünschen möchte. Dagegen freut man sich seiner, wenn man sieht, wie er bei dem Bauernkrieg, der früher als das Gespräch zu Marburg eintrat, mit Weisheit und Nachdruck für die bürgerliche Ordnung eifert.

Das deutsche Landvolk, gar manchfaltig geplaget, hatte das, was die Reformatoren von der christlichen Freiheit oder von der Freiheit im Denken und Glauben gelehrt hatten, auf die Befreiung von Abgaben und Frohndiensten bezogen und, entflammt von dem Verlangen nach Erleichterung schwerer Lasten, sich mächtig erhoben, um diese Erleichterung, die ihnen verweigert wurde, mit Gewalt zu erzwingen. So war der deutsche Bauernkrieg entstanden, der zwar nicht von der Reformation, sondern vom politischen Drucke ausging, aber doch der Reformation üble Nachrede brachte, weil die Bauern ihrem Aufstande Religionsmeinungen beimischten oder ihn durch das vorgewendete Streben nach christlicher Freiheit zu beschönigen suchten. Seinen Anfang nahm er (1524) in Schwaben, wo schon seit 1521 das Landvolk schwierig war, wälzte sich von dort lawinenartig fort und ergriff bald Elsaß, Lothringen, Franken und Thüringen. Die abscheulichsten Ausschweifungen, Mord, Raub, Brand wurden verübt; alle geistlichen und weltlichen Vorgesetzten sollten abgeschafft, Gleichheit der Güter und Freiheit eingeführt werden. In Thüringen stellte sich an die Spitze dieser

ser wilden Horden Thomas Münzer aus Stollberg am Harze. Schon früher war er, einst Luthers Zuhörer, in Wittenberg als Prophet aufgetreten, besonders gegen die Kindertaufe eifernd (1522). Jetzt hatte er nach mancherlei Umtrieben großen Anhang gefunden und durch denselben die Stadt Mühlhausen an sich gebracht, wo er den Rath absetzte, die Mönche verjagte und, wie er es nannte, ein Reich Christi stiftete, in welchem Gemeinschaft der Güter herrschen sollte. Luther, der mit tiefem Kummer diese Mißdeutung seiner Lehre sah, that, was er konnte, um derselben zu steuern. Erst redete er sanft, ermahnte das Landvolk zum Gehorsam, die Obrigkeit zur Gerechtigkeit und Milde: dann aber, als die Aufrührer auf diese Ermahnung nicht achteten, erließ er eine harte „Strafschrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern," in der er nicht nur die Bauern aufs heftigste schalt, sondern auch die Obrigkeit aufforderte, „mit gutem Gewissen drein zu schlagen, so lange sie eine Ader regen könne." Ja er reisete selbst durch mehrere Städte Thüringens, um durch seine Gegenwart und Predigten dem Aufruhr Einhalt zu thun. Wirklich blieb auch dieß Streben nicht ohne Erfolg. Doch gänzlich wurde der entstandene Aufruhr erst durch Gewalt unterdrückt. Wie in Schwaben, im Elsaß, in Franken und in Lothringen, so wurden auch in Thüringen die Aufrührer überwältigt. Thomas Münzer ward (am 15. Mai 1525) von sächsischen, hes-

hessischen und braunschweigischen Truppen bei Frankenhausen geschlagen, daselbst gefangen und zu Mühlhausen hingerichtet.

Aber durch alle diese Händel ließ sich Luther keinesweges aufhalten, die Sache der Reformation durch Schriften, Predigten und vorleuchtendes Beispiel weiter zu fördern. Er forderte (1524) die Rathsherren aller Städte Deutschlands auf, für die Verbesserung des Jugendunterrichts zu sorgen, und ermahnte die Fürsten, die eingezogenen Kirchengüter auch hierzu zu benutzen. Im Jahre 1523 schrieb er eine neue Ordnung des Gottesdienstes, die auch bald in Wittenberg Eingang fand; seit 1525 besorgte er in Verbindung mit dem Kapellmeister Johann Walther das erste evangelische Gesangbuch, wozu er selbst sehr treffliche Lieder und Gesangsweisen lieferte. Im Jahre 1524 verließ er das Kloster und legte die Mönchskutte ab; im Jahre 1525 weihete er, was sonst nur Bischöfen zustand, einen Geistlichen (M. Georg Rörer, den er zum ersten evangelischen Prediger zu Wittenberg ordinirte); und in demselben Jahre (13. Jun. 1525) verheurathete er sich mit Katharina von Bora, einem armen, aber tugendhaften Fräulein, die vorher Nonne im Cistercienser Kloster zu Nimptschen bei Grimma gewesen war. Sechs Kinder entsprangen aus dieser Ehe.

Freude und Wonne mußte es dem frommen und unermüdet thätigen Manne seyn, daß der Himmel sein

red=

redliches Arbeiten mit einem glücklichen Fortgang segnete. Dieß war zunächst in Sachsen der Fall, wo nach dem Tode Friedrichs des Weisen (5. Mai, 1525) der Bruder und Nachfolger desselben Johann der Standhafte öffentlich der Reformation beitrat und sie in seinem ganzen Kurfürstenthume einführte. Nun wurden hier die Klöster eingezogen, die Messen abgeschafft, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe aufgehoben, neue Kirchenordnungen eingeführt, und zur bessern Einrichtung des Schul- und Kirchenwesens eine Visitation oder Untersuchung des Zustandes der Kirchen und Schulen nach Luthers Rath und Weisung im ganzen Kurfürstenthume Sachsen unternommen (1527 — 1529). Luther selbst unterzog sich derselben an vielen Orten, und je mehr ihn die Unwissenheit der Lehrenden und Lernenden bekümmerte, um desto mehr bemühete er sich ihr abzuhelfen. Er schrieb daher (1529) seine beiden Katechismen, den großen und kleinen, als Anleitungen zum Religionsunterricht. — Und nicht bloß in Kursachsen wurde um diese Zeit die Reformation nach Luthers Sinn und Lehre eingeführt, sondern auch in vielen anderen Gegenden Deutschlands ja auch ausserhalb Deutschlands, als in Preußen, Schweden, Dänemark ꝛc. Er selbst wirkte dazu durch seine Schüler und Schriften und noch mehr durch die Rathschläge, die er, oft und vielfältig befragt, immer bereitwillig ertheilte.

Am meisten nahm er an dem Fortgang der Refor-

formation in Deutschland Antheil, wo, so lange er lebte, im Betreff derselben ohne seine Mitwirkung nichts Wichtiges vollzogen wurde. Als Kaiser Karl die Sache der Reformation auf dem Reichstage zu Augsburg vornahm (Jun. 1530), erschien zwar Luther nicht in eigner Person (sein Kurfürst fand es nicht räthlich, ihn, den Gebannten und Geächteten, nach Augsburg mitzunehmen, und ließ ihn in Coburg, 17. Apr.); aber er wurde über alle Vorgänge daselbst befragt. Als dann die protestantischen Fürsten zu Schmalkalden ein Vertheidigungsbündniß schlossen (29. März 1531), um sich gegen drohende Angriffe zu sichern, war auch Luther dabei gegenwärtig. Als ferner (23. Jul. 1532) der Religionsvergleich zu Nürnberg abgeschlossen wurde, trug er durch Ermahnungen und Warnungen vieles zur Bewerkstelligung desselben bei. Denn so streitlustig er auch war, so innig verabscheute er den Krieg, weshalb er oftmals äusserte: daß er lieber einen zehnfachen Tod erdulden, als durch seine Lehre einen Krieg erzeugen wolle. Seiner Meinung nach sollte man die Sache der Religion Gott anheim stellen, der werde eher und besser für sie sorgen, als irgend eine bewaffnete Macht. Wirklich kam es auch so lange er lebte nicht zum Krieg.

Dagegen hatte er in seinen letzten Lebenstagen viele andre Bekümmernisse zu ertragen. Nicht bloß krankhafte Zufälle ergriffen ihn, als Schwindel, Ohrenbrau-

brausen, Steinschmerzen (Folgen seiner übergroßen Anstrengungen!); er sahe auch sein Ansehn auf der Universität Wittenberg vornehmlich durch die dasigen Rechtsgelehrten bei streitigen Ehesachen angetastet. Dabei wurde er, der vorher offene, heitere und gesellige Mann finster, verschlossen und argwöhnisch. So von innen und außen bestürmt, verließ er in einer Aufwallung seines Unmuths (im Mai 1545) Wittenberg und begab sich auf das ihm vom Kurfürsten geschenkte Landgut Zeilsdorf bei Borna. Allein die Bitten der Wittenberger und die Ermunterungen des damaligen Kurfürsten — Johann dem Standhaften, (gest. 16. Aug. 1532) war sein Sohn Johann Friedrich gefolgt, — bewogen ihn, zurückzukehren. Er kam im August desselben Jahres wieder nach Wittenberg, doch mit dem Flehen zu Gott, daß er bald abgerufen werden möchte. Und sein Flehen ward erhört. Was hätte auch die Vorsehung dem Lebensmüden nach so vielen Thaten der Unsterblichkeit Schöneres geben können, als einen sanften Tod?

Kurz nach seiner Rückkehr baten ihn die Grafen von Mansfeld, nach Eisleben zu kommen, um eine Streitigkeit, die unter ihnen entstanden war, beizulegen. Mit Bewilligung seines Kurfürsten machte er sich mitten im Winter (23. Jan. 1546) auf die Reise, begleitet von drei Söhnen und seinem alten Diener Ambrosius Rutfeld. In Halle kehrte er (24. Jan.) bei seinem Freunde, dem Superintendenten D. Justus

Jo=

Jonas, ein. Hier mußte er wegen des eingefallenen Thauwetters drei Tage verweilen. Während dieser Zeit hielt er eine Predigt „über die Bekehrung des Apostels Paulus." Als er darauf am 28. Jan. über die ausgetretene Saale fuhr, drohete ein Sturmwind den Kahn, auf dem er sich mit den Seinigen befand, umzuwerfen. Alle zagten, nur er nicht. Scherzend sagte er zum Superintendenten Jonas, der ihn begleitete: „Mein lieber Doctor Jonas, wäre das dem Teufel nicht ein fein lieblich Wohlgefallen, wenn ich mit drei Söhnen und euch im Wasser ersöffe?" — Er kam glücklich hinüber; doch hatte er sich erkältet, ward von Brustbeklemmungen und Ohnmachten ergriffen, und langte krank und schwach in Eisleben an (28. Jan.). Gleichwohl war er auch hier unermüdet thätig: er arbeitete an dem ihm aufgetragenen Friedenswerk, prüfte und billigte eine ihm vorgelegte Kirchenordnung, ordinirte zwei Prediger und predigte viermal, zuletzt am 14. Febr. Am 17. Febr. fühlte er sich aufs neue krank und schwach. Er mochte daher den Friedensunterhandlungen nicht beiwohnen, sondern blieb auf seiner Stube, legte sich aufs Ruhebette, ging dann wieder herum, betete und unterhielt sich mit seinen Freunden. Todesgedanken stiegen in ihm auf, und bedenklich sprach er die Worte: „Ich bin hier in Eisleben geboren; wie wenn ich hier auch sterben sollte?" Aber er blieb heiter beim Vorgefühl des Todes. Abends ging er in das Speisezimmer zu seiner

ge=

gewöhnlichen Tischgesellschaft. Bei Tische sprach er viel von der Kürze des Lebens, von der Hoffnung der Ewigkeit und dem dereinstigen Wiedersehen. Nach dem Abendessen kehrte er in sein Zimmer zurück. Hier befielen ihn die heftigsten Brustbeklemmungen, bis er während des Reibens mit warmen Tüchern ein wenig einschlummerte. Um 10 Uhr erwachte er wieder und ließ sich in seine Kammer führen. Indem er sich hier in das gewärmte Bette legte, reichte er seinen anwesenden Söhnen und Freunden die Hand und sprach: „Betet zu unserm Herr Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohlgehe, denn das Concilium zu Trient und der leidige Pabst zürnt hart." So beschäftigte ihn noch in seiner Todesstunde der Gedanke an das große Werk seines Lebens! Schwer athmend schlief er ein. Um 1 Uhr nach Mitternacht erwachte er wieder, von Brustbeklemmungen gequält. Er ging in die Stube zurück und in derselben einige Male auf und ab; dann legte er sich aufs Ruhebette, klagend, daß es ihn hart auf der Brust drücke. Nun wurden Aerzte herbeigeholt; auch Albrecht von Mansfeld und dessen Gemahlin erschienen und brachten stärkende Tropfen, mit denen sie ihm die Pulsader bestrichen. Doch Hilfe war vergebens! Immer heftiger wurden die Brustbeklemmungen. Seine Freunde suchten ihn zu trösten: „weil er schwitze werde Gott Gnade zu seiner Besserung geben." Er aber anwortete: „Es ist „ein kalter Todesschweiß; ich werde meinen Geist auf-

ge-

geben, denn die Krankheit mehrt sich." Dann fuhr er fort: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und „Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles „Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben „Sohn Jesum Christum geoffenbaret hast, an den ich „glaube, den ich gepredigt und bekannt, den ich ge= „liebt und gelobt habe, den der leidige Pabst und „alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich „bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein „Seelchen befohlen seyn. O himmlischer Vater, ob ich „schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hin= „weggerissen werden muß; so weiß ich doch gewiß, „daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen „mich niemand reißen kann." — Man reichte ihm Arzneien; dann betete er dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; „du hast mich erlöset, Herr du getreuer Gott." Jetzt wurde er still; man rieb und rüttelte ihn, aber er schlug kein Auge auf. Da rief ihm Doctor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die „Lehre von Christo, wie ihr sie gepredigt habt, auch sterben?" — „Ja," erwiederte er deutlich, legte sich dann auf die rechte Seite und starb so ruhig und sanft, daß die Umstehenden noch lange glaubten, er schlummere. Es war in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr, am 18. Febr. 1546, als er verschied.

Ungemein groß war das Wehklagen bei der Nachricht von seinem Tode. Viele Tausende hatten ihn

ihn als Vater geliebt, als Rathgeber geehrt, und mit tiefgefühlter Hochachtung aufgeschaut auf ihn, den freimüthigen, unerschütterlichen und gottesfürchtigen Religionslehrer. Schaarenweise strömte daher Jung und Alt zu seiner Leiche; auch sämmtliche Grafen von Mansfeld, der Fürst Wolf zu Anhalt, der Graf Heinrich zu Schwarzburg und viele Edelleute kamen, um dem großen Todten das Opfer ihrer Liebe und Trauer zu bringen. Am 19. Febr. trug man die Leiche in die Andreaskirche zu Eisleben, wo D. Jonas unter vielen Thränen die Leichenpredigt hielt. Aber der Kurfürst Johann Friedrich wollte nicht, daß Luther in Eisleben begraben würde. Innigst betrübt über dessen Tod, schrieb er an die Grafen von Mansfeld: „er hätte gewünscht, daß sie den alten, ausgearbeiteten Mann mit ihren beschwerlichen Händeln hätten unverworren gelassen. Nun, da er todt sey, solle sein Körper in der Schloßkirche zu Wittenberg bestattet werden." Demnach ward am 20. Febr. die Leiche von Eisleben abgeführt, begleitet von den Grafen von Mansfeld, deren Hofstaat, dem Adel der umliegenden Gegend und einer zahllosen Menge von Bürgern und Bauern. Auf dem ganzen Wege von Eisleben nach Wittenberg läuteten alle Glocken; von Ort zu Ort strömten Menschen herbei, und das Gedränge war oft so groß, daß der Leichenzug still halten mußte. Am 22. Febr. traf derselbe in Wittenberg ein. Die ganze Universität, der Rath und die

Bürgerschaft war ihm entgegen gegangen, auch viele ehrbare Frauen und Mädchen. Darauf wurde die Leiche in die Schloßkirche gebracht und hier unter Gebeten, Thränen und Seufzern in die ihr angewiesene Gruft eingesenkt. — So ward noch im Tode der Mann geehrt, der, groß durch seine Gesinnung, seinen Glauben und seine Berufstreue, Freiheit im Glauben und Denken erstrebt, der die Christen zur Quelle ihrer Religion, zur Bibel, zurückgeführt, und die Kirche von vielen abergläubischen Gebräuchen und Meinungen gereinigt hat. Aber auch uns geziemt es, wie seinen Zeitgenossen, sein Andenken zu ehren durch Bewahrung der Güter, die er erkämpfte, und durch Nachahmung der Tugenden, die er übte.

---

## II.

## Karl V. und Franz I.

Zu reich sind die Lebensgeschichten Karl V. und Franz I. an wichtigen und denkwürdigen Begebenheiten, als daß sie hier ausführlich geschildert werden könnten. Wir bleiben daher nur bei einzelnen Zügen stehen, um an denselben manches Eigenthümliche dieser berühmten Fürsten anschaulich zu machen.

### 1) Gefangennehmung und Losgebung Königs Franz I.

Mit ausserordentlicher Tapferkeit hatte Franz in der

der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) gekämpft, ja als schon sein Heer geschlagen und zerstreut, das Pferd unter ihm getödtet, und er von spanischen Reitern umringt war, fuhr er fort, wenn auch nicht mehr um Sieg, doch um Rettung zu kämpfen. Aber vergebens; er konnte seinen Feinden nicht entrinnen! Als er nun genöthigt war, sich ihnen zu ergeben, nahm ihm einer den Degen, ein andrer die Ordenskette, noch andre rissen ihm zum Zeichen, daß sie an seiner Gefangennehmung Theil genommen hatten, Stücke vom Wappenrocke ab; vielleicht wäre er in diesem Getümmel umgekommen, hätte nicht Pomperant, ein französischer Edelmann, der mit dem Connetable, Herzog von Bourbon, aus französischen in spanische Dienste übergetreten war, sich seiner angenommen und ihn gegen die Andrängenden geschützt. Als aber Pomperant ihm zuredete, sich dem in der Nähe befindlichen Connetable zu ergeben, ergrimmte er über den Gedanken, bei einem treulosen Unterthanen Hilfe zu suchen, und befahl, den kaiserlichen General Lannoy, einen Niederländer von Geburt, herbeizurufen. Dieser erschien, und Franz erklärte sich für dessen Gefangenen. Lannoy aber warf sich vor ihm nieder, küßte ihm die Hand und überreichte ihm den eignen Degen, mit den Worten: „Es schicke sich nicht, daß ein so großer Monarch vor einem Unterthanen unbewaffnet erscheine.“ Mit Recht konnte also König Franz seiner Mutter, Luise von Savoyen, die er zur Regentin

Frankreichs bestellt hatte, das erlittene Unglück mit den Worten melden: „Madame, alles ist verloren, nur nicht die Ehre!"

Er wurde zuerst nach dem festen Schlosse Pizzighetone bei Cremona gebracht, dann, wie er wünschte, nach Spanien (im Jun. 1525). Hier hoffte er mit Kaiser Karl V., der damals in Spanien sich aufhielt, persönlich zu unterhandeln und von demselben leidlichere Bedingungen zu erhalten, als ihm durch dessen Abgeordnete vorgelegt worden waren. Allein er täuschte sich! Die Verstellung und Selbstsucht des Kaisers trat ihm überall kränkend und drückend entgegen, und das Betragen desselben gegen ihn verrieth durchaus keine Spur jener Großmuth, die zu den Tugenden edler Menschen gehört und besonders Fürsten schmücket. Als Franz nach Spanien gekommen war, vermied es Karl ihn zu sehen und zu sprechen, ließ ihn streng bewachen und verbitterte dessen Unglück durch Verhöhnung. So nahm er dessen abtrünnigen Unterthan, den Herzog von Bourbon, mit vielen Ehrenbezeigungen in Toledo auf, obschon seine eignen Unterthanen darüber Mißfallen bezeigten, und der Marquis von Villane, auf Bitten des Kaisers, seinen Palast zu Toledo dem Herzog von Bourbon zur Wohnung einzuräumen, unumwunden erklärte: „seinem Herrn könne er nichts abschlagen; aber er werde seinen Palast, sobald ihn der Herzog verließ, niederreißen, weil da, wo ein Verräther gewohnt habe, ein Mann von Ehre nicht wohnen

nen könne." — Erst als Franz, durch viele Kümmernisse tief erschüttert, in eine gefährliche Krankheit verfallen und dem Tode nahe gekommen war, reisete Karl von Toledo nach Madrid, ging zu ihm und erheiterte ihn durch freundliche Worte und tröstliche Vorspiegelungen. Doch weit entfernt sie zu bethätigen, bestand er darauf, daß Franz, ausser andern Opfern, Burgund abtreten, allen Ansprüchen auf Mailand, Neapel und Genua entsagen und den geächteten Herzog von Bourbon in die vorigen Güter und Würden wieder einsetzen sollte. Lange sträubte sich dagegen Franz; lieber, gab er zu erkennen, wolle er sich erstechen, lieber seine Krone seinem ältesten Sohne abtreten, als solche Forderungen eingehen. Doch Sehnsucht nach Freiheit und Hoffnung auf einen nahen Glückswechsel bestimmte ihn endlich, in dieselben zu willigen. Aber er verfuhr dabei eben so unredlich, als Karl ungroßmüthig.

Kurz vor Unterzeichnung jener Forderungen, die die Grundlage des madrider Friedens (vom 14. Jan. 1526) ausmachten, ließ er seine Vertrautesten zu sich kommen und stellte in ihrer und eines päbstlichen Gesandten Gegenwart die Erklärung aus, daß seine Einwilligung in den madrider Frieden mit Gewalt erzwungen und daher für null und nichtig anzusehen sey. Nach solcher Erklärung, zu welcher ihm der Pabst schon im voraus Absolution ertheilt hatte, und

durch

durch welche er Gewissen und Ehre retten zu können glaubte, schwur er am Altare auf das Evangelium: er wolle die eingegangenen Friedensbedingungen unverbrüchlich halten und, wenn er durch irgend einen Zufall daran gehindert würde, binnen sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückkehren. Fürwahr eine schändliche Unredlichkeit oder Gewissenlosigkeit, weshalb auch Franz das Mißtrauen verdiente, mit dem er von Karl'n behandelt und fortwährend in Gefangenschaft gehalten wurde.

Erst als die Bestätigung des abgeschlossenen Friedens aus Paris in Madrid angelangt war, — wurde Franz unter spanischer Bedeckung an den Grenzfluß Andaye gebracht, an dessen rechtem Ufer, der französischen Seite, sein General Lautrec mit seinen beiden ältesten Söhnen, die als Geißeln gegen ihn ausgewechselt werden sollten, ihn erwartete (18. März 1526). Auf einer Barke, die mitten im Strome durch Anker befestiget war, erfolgte die Auswechselung. Fast zu gleicher Zeit kamen von beiden Ufern her Franz und seine Söhne auf derselben zusammen. Nur flüchtig umarmte er diese, sprang sogleich in Lautrecs Nachen und schiffte mit ihm ans französische Ufer. Und kaum hatte er dasselbe erreicht, als er eiligst den Nachen verließ, den Boden seines Reiches küßte, dann schnell ein bereit stehendes Pferd bestieg und freudig, die Hand über den Kopf schwingend, mit dem Ausruf:

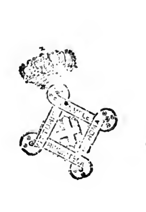
„Nun



Heideloff. del. 1820 Meno Haas sc. Berlin.

Franz I. am Gränzfluss Andego.

„Nun bin ich König!"



„Nun bin ich wieder König!“ in Frankreich hineinsprengte *).

## 2) Die Eroberung Roms durch Karls Truppen am 6. Mai 1527.

Pabst Clemens VII., der zur Zeit, als der madrider Friede unterhandelt und abgeschlossen wurde, einen zweiten Krieg zwischen Karl V. und Franz I. eingeleitet hatte, wurde für die arglistigen Umtriebe, deren er sich dabei schuldig gemacht hatte, durch die Eroberung Roms hart bestraft. Doch lag die nächste Veranlassung hierzu nicht in dem sittlichen Gefühl des Abscheues gegen Treulosigkeit und Hinterlist, sondern in dem drückenden Geldmangel, der das kaiserliche Heer in Oberitalien bedrängte.

Der Connetable oder Herzog von Bourbon, den Karl V. zum Oberbefehlshaber dieses Heeres ernannt hatte, konnte seinen Truppen, sowohl denen, mit denen er (24. Jul. 1526) die Citadelle von Mailand eroberte, als denen, welche ihm der berühmte Feldhauptmann Georg von Freundsberg (Frunsperg), aus Deutschland zuführte, keinen Sold schaffen. Vergebens hatte er sich deshalb an Spanien gewendet: was er von dort an Geld mitgebracht hatte, war unzureichend und blieb ohne Nachsendung; vergebens hatte er

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. III.

er im Mailändischen Geld erpreßt: es befriedigte nicht die Forderungen der Soldaten. Immer lauter und drohender ward ihr Toben. Nur durch glänzende Versprechungen konnten sie noch einigermaßen im Gehorsam erhalten, und nur durch Einnahme und Plünderung einer reichen Stadt konnten diese Versprechungen befriediget werden. Nun aber gab es zur damaligen Zeit keine reichere Stadt, als Rom, die Hauptstadt der Christenheit, in welche seit langer Zeit aus verschiedenen Ländern und durch verschiedene Mittel große Schätze zusammengeflossen waren. Bourbon faßte daher in Uebereinstimmung mit Georg von Freundsberg, mit dem er sich am 22. Febr. 1527 vereinigt hatte, den Plan, Rom zu erstürmen und der Beutegier seines Heeres Preis zu geben. Freilich konnte dieses Beginnen, nach der Vorstellung der Katholiken von der Heiligkeit Roms und des Pabstes, als gottlos erscheinen; aber Bourbon setzte sich über diese Vorstellung hinweg: das Dringende seiner Lage und Bedürfnisse machte ihn gegen alle Rücksichten blind; und zu seiner Entschuldigung konnte dienen, daß der Pabst seither und besonders seit dem Anfange des Jahres 1526 eine straffällige Feindseligkeit gegen den Kaiser bewiesen hatte, und bei dem ganzen kaiserlichen Heere als Anstifter des Ungemachs galt, von welchem dasselbe bedrängt wurde. Demnach brach der Herzog in Verbindung mit Freundsberg, noch ehe der Winter verstrichen war, mit einem Heere von ungefähr 20,000 Mann, das theils aus Spaniern, theils

aus

Italienern, theils aus Deutschen bestand, zur Eroberung Roms auf.

Der Zug dahin war mit unsäglichen Beschwerden verbunden. Mitten durch feindliche Heere und feindliche Städte mußte sich der Herzog durchschleichen, mit Soldaten, denen es an Geld und Magazinen fehlte, und die eben darum in Mangel und durch Mangel in Aufstand geriethen. Einer dieser Aufstände (am 15. März) war vorzüglich tobend und gefährlich. Vergebens suchte der Herzog, die Spanier, die zuerst aufrührerisch geworden waren, zu beruhigen; er mußte sein Lager und Gepäck verlassen und Sicherheit bei Freundsberg suchen. Aber nun steckte die Flamme des Aufruhrs auch die Deutschen an, und als Freundsberg mitten unter sie trat, um sie zu besänftigen, wurde er vom Schlagfluß betroffen und mußte das Heer, dann auch Italien verlassen. (Er starb im folgenden Jahre, 2. Aug. 1528, in seiner Herrschaft Mindelheim). Doch eben dieser Unfall beruhigte die Deutschen, und bald kehrten auch die Spanier zum Gehorsam zurück, da der Herzog freundlich mit ihnen redete, ihnen alle seine Schätze überließ und jedes Ungemach mit ihnen theilte. — Und an Ungemach fehlte es nicht, besonders in den unwegsamen Pässen der Apenninen, in denen der größte Theil des Geschützes und Fuhrwesens zurückbleiben mußte. Doch das Heer blieb seinem Führer getreu, überwand die größten Schwierigkeiten und erreichte sein Ziel.

Der

Der Pabst selbst hatte anfangs nicht geahnet, was ihm bevorstand, und als er endlich die Annäherung eines drohenden Ungewitters nicht bezweifeln konnte, fehlte es ihm an wirksamen Mitteln zur Abwendung desselben. Zwar schloß er (am 15. März 1527) mit dem spanischen Vicekönig von Neapel, Lannoy, einen Vertrag ab, daß dieser das Andringen Bourbons zurückhalten sollte, wofür der Pabst dem Kaiser Geld und Freundschaft versprach; zwar ließ er späterhin Roms Festungswerke ausbessern, Kriegsmannschaften ausheben und Gelder unter sie vertheilen; aber mit dem allen richtete er nichts aus. Bourbon, unabhängig von Lannoy, ließ sich von letzterm keine Bedingungen vorschreiben, sein Heer verlangte mit drohendem Ungestüm die Fortsetzung des Zuges, und wohl wußte er, daß Rom nur schwachen Widerstand leisten, und die Wünsche seiner Soldaten sattsam befriedigen könne. So kam er am 5. Mai 1527 gegen Abend vor Rom, schlug daselbst sein Lager auf und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Da diese Aufforderung, wie zu erwarten war, zurückgewiesen wurde, rüstete er sich zum Sturm, ließ Leitern verfertigen (Geschütz fehlte ihm), ordnete sein Heer und empfahl den Soldaten zu ruhen, damit sie am folgenden Tage frische Kräfte zum Stürmen und Plündern hätten.

Nach solchen Vorkehrungen rückte er am folgenden Morgen, unter dem Schutze eines dichten Nebels, unaufgehalten bis zu den Mauern von Rom, und ließ

hier

hier sogleich die Leitern anlegen und den Sturm beginnen. Dabei gab er selbst den Seinigen ein ermunterndes Beispiel. Als der Widerstand der päbstlichen Soldaten und die Gefahr des Hinaufklimmens sie stutzig machte, sprang er selbst vom Pferde und drang, entschlossen zum Siege oder Tode, in die ersten Reihen vor. Hier ergriff er eine Sturmleiter, schlug sie an die Mauer und fing an hinauf zu steigen, während er den Seinigen zurief, ihm zu folgen. Aber plötzlich traf ihn ein Schuß von der Mauer herab. Gelassen ertrug er sein Schicksal; ja er hatte noch so viel Besonnenheit, den zunächst stehenden spanischen Hauptmann zu bitten, seinen Körper mit einem Mantel zu bedecken, damit die anrückenden Truppen nicht muthlos würden. Doch weit entfernt, daß sein Tod, der sich nicht verbergen ließ, die Truppen entmuthigte, befeuerte er sie vielmehr zu neuer Tapferkeit. Sie alle riefen: „Blut und Rache für Bourbon!" — und angeführt von Philibert Prinzen von Oranien, der an Bourbons Stelle trat, erklimmten sie endlich, nach einem harten Kampfe, die Zinnen der Mauern und wurden Meister der Stadt.

Jetzt kam alles, was nur eine im Sturm eroberte Stadt von der zügellosen Wuth wildaufgährender Soldaten fürchten kann, über Rom. Kirchen und Klöster, Paläste und Privathäuser wurden mit gleicher Wildheit geplündert; kein Alter, Rang, Geschlecht, ja nicht einmal die Freunde des Kaisers wurden verschont;

schont; Heiliges und Unheiliges wurde gemißhandelt; entfesselt wütheten die Leidenschaften der Raubsucht und Blutgier, der Wollust, Grausamkeit und Verheerungssucht. Doch wer könnte die Gräuel schildern, die jetzt in Rom erfolgten, oder wer möchte es, könnte er es auch? Glaubwürdige Schriftsteller versichern, daß bei keiner der früheren Eroberungen Rom so viel gelitten habe, als bei dieser; daß es nicht von Gothen, nicht von Vandalen so heimgesucht worden sey, als von diesen Truppen eines römisch-katholischen Fürsten. Auch hörte dieses Toben, Plündern, Morden, Schänden nicht mit der Einnahme Roms auf; es dauerte mehrere Monate hindurch. Ein Deutscher, Augenzeuge dieser Auftritte entweiheter Menschlichkeit, Schärtlin, schreibt: „erst habe das Plündern ob der Erde begonnen; späterhin habe man große Schätze auch unter der Erde gefunden."

Der Pabst selbst mußte die Schrecknisse, die jetzt über Rom kamen, theilen. Er hatte bei dem Anfange des Sturmes vor dem Altare in der Peterskirche knieend gebetet, dann als die Stürmenden in Rom eindrangen, sich mit seinen Cardinälen in die schwach befestigte Engelsburg geflüchtet, aus welcher er, ohne helfen zu können, die Leiden mit ansehen mußte, die Rom betrafen. Anfangs erwartete er Hilfe von dem Herzog von Urbino, dem Befehlshaber der Ligue oder der gegen den Kaiser verbündeten Truppen in Italien: auch drang der Herzog bis in die Nähe Roms vor; aber aus Feindschaft gegen das medicei-

sche.

sche Haus, aus welchem Pabst Clemens VII. abstammte, zog er, ohne Hilfe zu leisten, oder nur den Kampf mit den Kaiserlichen zu versuchen, wieder ab. So ward endlich der Pabst genöthigt, sich samt der Engelsburg und allem, was sie umfaßte, zu ergeben (7. Jun. 1527), nach Abschluß eines Vertrags (vom 6. Jun.), kraft dessen er gelobte, alle festen Plätze des Kirchenstaats den Kaiserlichen einzuräumen, ihnen 400,000 Ducaten in gewissen Fristen zu zahlen und so lange ihr Gefangener zu bleiben, bis diese Bedingungen erfüllt wären. Demnach blieb er sechs Monate lang in Gefangenschaft; und als er endlich, zufolge neuer Vergleiche, am 7. Dec. in Freiheit gesetzt werden sollte, entwischte er in der Nacht vorher nach Orvieto, aus Furcht neuer Hindernisse oder neuer Mißhandlungen.

Das Gerücht von diesen Vorgängen verbreitete sich bald im Auslande und machte verschiedenartige Eindrücke. Die Lutheraner in Deutschland frohlockten: sie sahen in dem, was dem Pabste widerfuhr, ein göttliches Strafgericht; aber die Römisch-Katholischen in Frankreich, England und anderen Ländern brachen in die lautesten Verwünschungen aus, ja in Spanien stellten die vornehmsten Prälaten den Gottesdienst ein, gingen in Trauerkleidern an Hof, und forderten vom Kaiser Befreiung des Pabstes. Karl selbst betrug sich nach seiner Weise. Um sich dem Unwillen seiner spanischen Unterthanen und der katholischen Mächte Euro-

pas

pas zu entziehen, stellte er sich, als ob er die tiefste Betrübniß über jene Vorgänge zu Rom empfände. Er schrieb an die mit ihm verbündeten Fürsten, Rom sey ohne sein Mitwissen angegriffen und erobert worden; er verbot die Lustbarkeiten, die wegen der Geburt seines Sohnes Philipp angeordnet worden waren, legte mit seinem Hofe Trauer an, erlaubte dem päbstlichen Gesandten in Spanien Gelder für den Pabst einzusammeln, und ließ durch ganz Spanien Gebete und Processionen für die Befreiung des Pabstes anstellen. Aber er täuschte dadurch nicht! Bekannt war es, daß er vorher mit dem Pabste in Streitigkeiten gelebt hatte; am Tage lag es, daß seine Generale nicht würden Rom angegriffen haben, wenn sie gefürchtet hätten, seinem Sinne zuwider zu handeln; und deutlich sprach gegen ihn, daß er die Befreiung des Pabstes, für die er beten ließ, seinen Generalen nicht ernstlich und unbedingt anbefahl. Aber so wenig als er durch sein Betragen täuschte, so wenig zog er auch von jenen Vorgängen in Rom wahren Vortheil; vielmehr verlor er durch sie ein bedeutendes Heer. Durch Raubgier, Müßiggang und Ausgelassenheit entarteten die kaiserlichen Soldaten in Rom; schwer hielt es, sie zum Dienste zu bewegen: sie folgten ihren Führern nur so weit sie wollten; und viele Tausende von ihnen erlagen ansteckenden Krankheiten. Endlich da ein französisches Heer unter Lautrec herbei kam, verließen sie Rom nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte (17. Febr.

1528)

1528) und zogen nach Neapel; aber kaum 8,000 Mann waren noch von ihnen übrig.

### 3) Karls Reise durch Frankreich.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes zu Nizza, den Paul III. (seit 1534 Pabst) zur Beilegung des dritten Krieges zwischen Karl V. und Franz I. vermittelt hatte (18. Jun. 1538), schien es, als ob beide Fürsten ihren alten Groll beseitigt und sich völlig ausgesöhnt hätten. Schon zu Aiguesmortes waren sie freundschaftlich zusammen gekommen (14. u. 15. Jul. 1538), und als späterhin ein Aufstand zu Gent, der Geburtsstadt Karls, ausgebrochen war, wies Franz nicht nur die Genter zurück, die ihm mit ihrer Stadt ganz Flandern anboten, sondern meldete auch Karln ihre Anschläge. Solche Großmuth hielten viele von Karls Räthen für eine Arglist; Karl aber, der seines Gegners Character kannte, sah in ihr eine Aeusserung der ritterlichen Sinnesart, deren Franz fähig war, und beschloß Vortheil von ihr zu ziehen. Er ließ den König ersuchen, daß, da er nothwendig in Person nach den Niederlanden sich begeben müsse, und der Weg zur See bei stürmischer Jahreszeit gefährlich sey, ihm gestattet seyn möchte, durch Frankreich zu reisen. Gern willigte Franz in dieses Gesuch; ja er soll sogar, zugleich mit jener Meldung von den Anschlägen der Genter, den Kaiser zur Reise durch Frankreich eingeladen, und ihm dieselbe ohne alle Bedingungen

gen

gen zugestanden haben: denn Freude machte es ihm Großmuth zu zeigen, und vielleicht hoffte er durch Großmuth das zu gewinnen, was er durch Waffengewalt nicht hatte erreichen können. Wirklich heißt es auch, Karl habe Franz'en Hoffnung gemacht, den Streit über Mailand zu dessen Gunsten beizulegen, dabei aber sich bedungen, daß während seines Aufenthalts in Frankreich diese Sache nicht zur Sprache gebracht würde, damit es nicht scheine, als sey ihm etwas abgenöthigt worden.

Nach solchen Verhandlungen reisete Karl am 11. Nov. 1539 von Madrid ab und erschien, nachdem er seinen Minister Granvella voraus geschickt hatte, um die Gesinnungen der Franzosen gegen ihn zu erforschen, im December mit zwölf Begleitern (sieben Niederländern und fünf Spaniern, deren Namen Sepulveda nennt) im Reiche seines langjährigen Gegners. Ausgesucht glänzend war der Empfang. An der Grenze kamen ihm die beiden ältesten Söhne des Königs mit dem Connetable Montmorency entgegen und erboten sich, zur Verbürgung seiner Sicherheit nach Spanien zu gehen: was er jedoch ablehnte und dagegen die Prinzen zu Reisegesellschaftern annahm. Von allen Städten und Burgen, zu denen er bei Fortsetzung der Reise kam, wurden ihm die Thorschlüssel feierlichst entgegengetragen und überall sah er sein Wappen neben dem französischen aufgestellt, nicht anders, als wäre er hier ein Herrscher, nicht ein Fremder. Franz

selbst

selbst kam mit der Königin bis Chatelherault ihm entgegen, empfing ihn mit Umarmungen und allen Zeichen der Freundschaft und Hochachtung, und begleitete ihn bis Fontainebleau, wo er funfzehn Tage lang unter vielen Lustbarkeiten mit ihm verweilte. Dann eilte er ihm voraus nach Paris, damit alle Ehrenbezeigungen dem Kaiser allein gelten sollten. So zog Karl am 1. Jan. 1540 unter großem Gepränge in Paris ein und genoß daselbst die glänzendsten Freudensbezeigungen und Festlichkeiten. Doch mitten unter denselben ergriff ihn Unruhe und Besorgniß, gleichsam als ob das Andenken an die Art, mit der er Franzen vor vierzehn Jahren in Madrid behandelt hatte, ihn verfolgte, und die Furcht der Wiedervergeltung ihn peinigte. Franz aber blieb der gegebenen Zusicherung getreu: er scheuete sich während Karls Anwesenheit in Frankreich irgend etwas gegen dessen Person zu unternehmen, oder ihm wegen Mailands etwas abzunöthigen, obschon es ihm nicht an Aufforderungen hierzu fehlte. So sprang eines Tages, als Karl eben zu Pferde gestiegen war, der zweite Sohn des Königs, der Herzog von Orleans, hinter dessen Sattel, umfaßte ihn und sagte: „Jetzt, Ew. Majestät, seyd Ihr mein Gefangener!" — Zu einer andern Zeit sagte der König Franz, indem er seine Geliebte, die Herzogin von Etampes (Fräulein Anna von Pisseleu), ihm vorstellte: „Diese schöne Dame räth mir, euch nicht eher aus Paris zu lassen, als bis ihr den madrider Frieden widerrufen habt."

Karl'n waren solche Erinnerungen oder Anmahnungen empfindlich; aber er wußte sich zu helfen. Seine Ueberraschung bei dem Muthwillen des Herzogs von Orleans verbarg er hinter einem schweigenden Lächeln, und dem Könige erwiederte er: „Ist der Rath der Herzogin gut, so muß man ihn befolgen." Zugleich säumte er nicht, die Herzogin für sich zu gewinnen. Als sie am folgenden Tage vor der Abendtafel ihm Waschwasser reichte, ließ er einen kostbaren Ring zu ihren Füßen fallen; und als sie ihm denselben zustellen wollte, nahm er ihn nicht an, sondern überließ ihn ihr mit den verbindlichen Worten: „der Ring ist in schönen Händen." — Indessen mochten solche Vorgänge die Angst, die ihn ergriffen hatte, vermehren und seine Abreise beschleunigen. Er verließ Paris am 7. Jan. 1540 unter Ehren- und Freudenbezeigungen, begleitet vom König Franz und dessen Gemahlin bis an die niederländische Grenze, und von dessen beiden ältesten Prinzen bis Valenciennes. Und nun erst, da er im eignen Gebiete war, ließ ihn Franz an die Abtretung des Herzogthums Mailand erinnern. Er aber gab ausweichende Antworten, und belehnte dann, uneingedenk seiner Versprechungen und Freundschaftsäusserungen, seinen Sohn Philipp erst in der Stille (14. Oct. 1540), späterhin öffentlich mit dem Herzogthum Mailand. So wenig wußte er Großmuth mit Großmuth zu vergelten! — Wohl mochten daher, wenn es erlaubt wäre, das Sittliche nicht nach dem innern Gehalte, sondern nach dem Erfolge zu beur-

thei-

theilen, diejenigen Recht haben, die der Meinung des Hofnarren Triboulet beistimmten. Dieser nämlich hatte auf die Nachricht von der Reise Karls durch Frankreich dessen Namen in seine Schreibtafel unter die Zahl der Narren eingetragen, weil er diese Reise für eine Unbesonnenheit hielt. Als hierauf König Franz fragte: „Was würdest du aber sagen, wenn ich den Kaiser sicher durch mein Land reisen lasse?" erwiederte der Hofnarr: „Dann würde ich den Namen des Kaisers auslöschen und den eurigen an dessen Stelle setzen!"

## 4) Die Eroberung Wittenbergs durch Karl V.

Merkwürdig ist es, daß unter Karls Regierung nicht nur die Hauptstadt der römisch-katholischen Kirche, Rom, sondern auch Wittenberg, damals die Hauptstadt der lutherischen Kirche, erobert wurde. Wie jenes geschah, ist bereits erzählt worden; wie dieses geschah, soll hier erörtert werden.

Der schmalkaldische Krieg, der im Sommer 1546 an der Donau begonnen hatte, wurde im Frühling des folgenden Jahres durch die Schlacht bei Mühlberg oder auf der Lochauer Heide (am 24. Apr. 1547) so unerwartet schnell entschieden, daß Karl selbst, hierdurch überrascht und erfreut, die Worte Cäsars: „ich kam, ich sah und siegte," doch mit der Aenderung: „und

 siegte

siegte mit Gottes Hilfe," auf sich anwendete *).
Während dieser Schlacht war sein Hauptgegner, der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, nachdem er erst den rechten Augenblick zur Schlacht versäumt, dann aber mit der rühmlichsten Tapferkeit gekämpft hatte, verwundet und gefangen und noch auf dem Schlachtfelde vom Herzog von Alba zum Kaiser hingeführt worden. Beim Anblick des Kaisers zog er den Handschuh aus und wollte vom Pferde steigen; aber bei seiner Dickleibigkeit, Rüstung und Erschöpfung wurde dieß ihm schwer, weshalb Karl selbst ihm andeutete, auf dem Pferde zu bleiben. Er sprach darauf: „Allergnädigster Kaiser, ich bin Ew. Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß." Seit dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges hatte er in Aufschriften an ihn die Worte gebraucht: „Karl von Gent, der sich Kaiser nennt." Hieran gedenkend, rief Karl ihm höhnisch zu: „Jetzt also nennt ihr mich euren Kaiser, nicht so vorher! Man wird euch begegnen, wie ihr verdient!" Noch härter und drohender fuhr ihn Karls Bruder, der römische König Ferdinand, an, der ihm Schuld gab, er habe das ganze kaiserliche Haus zu Grunde richten wollen. Bei diesen Vorwürfen schwieg der Unglückliche, um seinen Gegner nicht zu erbittern, und ging dann, ohne Trotz oder Kleinmuth blicken zu lassen, mit dem spanischen Ober-

*) Sepulveda Lib. XXV. cap. 13.

Obersten Alphonso Vives, der zu seiner Bewachung bestimmt wurde, ab.

Einige Tage nachher zog Karl vor Wittenberg (4. Mai), um mit deren Eroberung den schmalkaldischen Krieg zu beendigen. Aber diese Stadt, damals der Hauptsitz des Kurhauses Sachsen, war wohl befestigt, und wurde unter der Leitung der Kurfürstin, Sibylle von Cleve, mit Entschlossenheit vertheidigt. Karl ließ daher den Wittenbergern durch einen Herold sagen: „Der Kurfürst solle die verweigerte Uebergabe ihrer Stadt mit dem Leben büßen"; dann, um dieser Drohung Nachdruck zu geben, über ihn als einen Aufrührer und Majestätsverletzer das Todesurtheil aussprechen (10. Mai). Dieses Todesurtheil wurde dem Kurfürsten angekündiget, als er eben mit dem Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Mitgefangenen, Schach spielte. Mit ruhiger Gelassenheit, ohne im geringsten Angst oder Bestürzung zu verrathen, hörte er es an und sagte dann: „Ich glaube nicht, daß der Kaiser so mit mir verfahren wird; sollte er aber meinen Tod festbeschlossen haben, so bitte ich, mir es zu melden, damit ich für meine Gemahlin und Kinder Verfügungen treffen kann." Nach diesen Worten forderte er den Herzog Ernst zur Fortsetzung des angefangenen Spieles auf *).

Aber nicht so unerschrocken, als er, vernahm seine Ge-

*) Hierauf bezieht sich das Titelkupfer, Taf. II.

Gemahlin das gefällte Todesurtheil. Um sein Leben zu retten, erbot sie sich, Wittenberg zu übergeben, und da zu gleicher Zeit auch ihr Bruder, der Herzog Wilhelm von Cleve, ferner der Kurfürst Joachim von Brandenburg, ja selbst der Herzog Moritz von Sachsen für das Leben des Unglücklichen baten, so erklärte Karl: er wolle ihm dasselbe schenken, doch unter gewissen Bedingungen, von denen folgende die wichtigsten waren: der Kurfürst solle zeitlebens sein Gefangener bleiben, sogleich die Festungen Wittenberg und Gotha überliefern und den gefangenen Markgrafen Albert von Brandenburg ohne Lösegeld in Freiheit setzen, für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und alle seine Länder verzichten (von welchen jedoch ihm und seinen Kindern so viele Städte und Länder in Thüringen eingeräumt werden sollten, als zu einem jährlichen Einkommen von 50,000 Gulden gehörten), allen Verbindungen wider den Kaiser entsagen, nicht wieder in solche treten und dem Reichskammergericht Folge leisten; endlich sich in Absicht auf Religionsangelegenheiten allem dem, was der Kaiser und das tridentiner Concilium entscheiden würde, unterwerfen. — Nur durch die Thränen und Bitten seiner Gemahlin, Kinder und Freunde ließ sich der Kurfürst bewegen, obige Bedingungen anzunehmen; aber keine Bitten und Lockungen konnten ihn bewegen, den letzten Punkt einzugehen, oder wider sein Gewissen sich in Religionssachen den willkürlichen Entscheidungen des Kaisers oder eines

Con=

Conciliums zu überlassen. „Lieber," erklärte er, „wolle „er sterben, als einen solchen Punkt unterschreiben." — Und seine Standhaftigkeit erreichte ihr Ziel. Der Kaiser stand von diesem Punkte ab und ließ die kirchlichen Angelegenheiten in Sachsen (für jetzt wenigstens) ungeändert, worauf Johann Friedrich obige Punkte genehmigte (19. Mai) und (am 21. Mai) unterzeichnete.

Als nun, zufolge dieser „wittenberger Capitulation," Wittenberg den kaiserlichen Truppen übergeben worden war (23. Mai) kam die Kurfürstin Sibylle mit ihrem zweiten Sohne, mit ihrem Schwager Johann Ernst und dessen Gemahlin Katharine, der Tochter des römischen Königs Ferdinand, zum Kaiser ins Lager, warf sich vor ihm nieder und bat um Schonung für ihren Gemahl. Und Karl hatte Mitleiden mit ihr. Zwar gab er den Gefangenen nicht los, aber er erlaubte ihm, seine Gemahlin zu sehen und mit ihr, doch unter sicherer Bedeckung, auf acht Tage nach Wittenberg zu gehen. Er selbst begab sich am 25. Mai Nachmittags dahin, begrüßte die Kurfürstin und ihren Gemahl und besah die Stadt. Als er zur Schloßkirche kam, wo Luther begraben liegt, sollen einige seiner Begleiter, namentlich der Herzog von Alba und der Bischof von Artois, ihn aufgefordert haben, den Leichnam dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen. Er aber gab ihnen, wie es weiter heißt, zur Antwort: „Laßt ihn ruhen bis zum Tage des allgemei-

„meinen Weltgerichts! Ich führe keinen Krieg mit „den Todten!" — Eine hochsinnige Antwort! Schade nur, daß sie nicht gehörig verbürgt ist. Denn weder Sleidan in seiner Zeitgeschichte, noch Dr. Bugenhagen in seiner „wahrhaftigen Historie, wie es uns zu Wittenberg in dem vergangenen Kriege ergangen ist," führen sie an, sondern erst spätere Schriftsteller *). Doch ausgemacht wahr ist es, daß Karl Wittenberg mit lobenswerther Schonung behandelte, und daß die Leiden und Schrecknisse, welche seine Truppen über Rom verhingen, durch ihn von Wittenberg entfernt blieben.

### 5) Karls Abdankung und Tod.

Nachdem Karl V., seit funfzig Jahren Herr der Niederlande, seit vierzig Jahren König von Spanien und seit sieben und dreißig Jahren römisch-deutscher Kaiser durch den Glanz und die Zahl seiner Kronen die erste Stelle unter den Fürsten Europas behauptet und durch die Manchfaltigkeit seiner Unternehmungen die europäische Welt bewegt und erschreckt hatte, verließ er im sechs und funfzig Jahre seines Alters freiwillig seine Thronen, um in der Stille der Einsamkeit den Rest seines Lebens zu beschließen.

Auffallend und wunderbar muß es uns, wie der damaligen Welt, erscheinen, daß ein so herrschsüchtiger Herr,

*) Man sehe Sagittarii] Historia Joannis Friderici. Jenae 1678, pag. 53.

Herr, wie Karl V., in einem Alter, wo die Begierde nach Glanz und Herrschsucht gewöhnlich noch unverloschen ist, und in einer Lage, in der kein Zwang von aussen ihn bedrängte, ganz freiwillig Kronen entsagte, deren Zahl zu vermehren und deren Glanz zu erweitern er bis dahin auf das eifrigste gesucht hatte. Aber erklären läßt sich diese Erscheinung! Er selbst gab als Ursache derselben seine Kränklichkeit an, die ihn hindere, die schweren Regierungssorgen länger zu tragen; und wahr ist es, daß er seit früher Jugend an der Gicht litt, die ihn in späteren Tagen, besonders seit seiner Flucht von Insbruck und seit der vergeblichen Belagerung von Metz so anhaltend und so schmerzhaft heimsuchte, daß er im Jahre 1555 neun Monate lang sich von allem Umgange und von allen Geschäften zurückzog, und in Schwermuth versunken (vielleicht ein Erbtheil seiner wahnsinnigen Mutter!) nicht einmal dazu gebracht werden konnte, irgend einen Brief oder Befehl zu unterschreiben. Doch nicht Kränklichkeit und Schwermuth allein war es, was ihn bewog, seine Kronen niederzulegen, sondern auch der Verdruß über mißlungene Plane, Furcht seinen Ruhm zu überleben, und Besorgniß im Betreff seine Sohnes Philipp. Vergebens hatte er in vielen Kriegen mit Franzen dessen Macht zu zertrümmern gesucht: Franzens Sohn, Heinrich II., stand mächtig und drohend ihm gegenüber; vergebens hatte er durch Unterhandlungen und Waffengewalt die Reformation zu unterdrücken gesucht:

ein

ein Reichsfürst, von ihm selbst erhoben, hatte ihm alle Früchte seiner im schmalkaldischen Kriege errungenen Siege entrissen und den Protestanten in Deutschland freie Religionsübung verschafft; vergebens hatte er gehofft, einst alle seine Kronen an seinen einzigen Sohn Philipp II. zu bringen: der Versuch, den er 1550 auf dem Reichstage zu Augsburg machte, die deutsche Krone demselben zuzuwenden, war ihm mißlungen. Ja dieser Sohn, dem er schon 1540 Mailand, dann bei dessen Vermählung mit Maria der Katholischen, Königin von England (15. Jul. 1554), das Königreich Neapel abgetreten hatte, betrug sich schon so eigenwillig und unehrerbietig gegen ihn, daß er fürchten mußte, in die Nothwendigkeit zu kommen, ihm nachzugeben oder mit den Waffen zu begegnen. Endlich läßt sich bemerken, daß auch Hochmuth in seine scheinbare Demuth sich einmischen, oder daß zu eben der Zeit, wo er das Eitle irdischer Größe am lebhaftesten zu fühlen schien, das eitle Streben ihn ergreifen mochte, von einem Schauplatze, den er mit dem Glanze und Schrecken seines Namens lange erfüllt hatte, auf eine glänzende und merkwürdige Weise zu scheiden. Wahrscheinlich wird dieß, wenn man auf die vielen Züge der Ehrsucht in seinem Leben zurückblickt; wahrscheinlich ferner, wenn man hört, wie ihm die freiwillige Thronentsagung Diocletians (im Jahre 305) als ein ermunterndes Beispiel vor Augen schwebte, und noch mehr, wenn man auf die Art sieht, wie er seine Abdankung voll-

zog.

zog. Denn nicht auf einmal legte er seine Kronen nieder, sondern nach und nach, und nicht wie einer, der das Geräuschvolle flieht, sondern wie der, der am Weltgepränge Freude findet.

Zuerst entäusserte er sich der Niederlande. In dieser Absicht beschied er seinen Sohn Philipp aus England, wo sich derselbe als Gemahl der Königin Marie seit dem 19. Julius 1554 aufgehalten hatte, so wie auch die niederländischen Stände zu sich nach Brüssel und veranstaltete dann (am 28. Oct. 1555) eine glänzende Versammlung. Er setzte sich auf den Thron; ihm zur Rechten sein Sohn Philipp, zur Linken seine Schwester Marie, verwitwete Königin von Ungern, bisherige Statthalterin der Niederlande; weiterhin stellte sich ein schimmerndes Gefolge des höhern Adels; vor ihm standen die versammelten Stände der Niederländer. Eröffnet wurden die Verhandlungen durch den Präsidenten des Rathes von Flandern, den Staatsrath Imanuel Philibert, der auf Karls Befehl den Zweck dieser Versammlung andeutete, und die Urkunde vom 25. Oct. 1555 vorlas, kraft welcher Karl der Regierung über die Niederlande entsagte, die Bewohner derselben ihrer ihm geleisteten Eide entband und sie auf seinen Sohn Philipp, als ihren nunmehrigen Herrn, hinwies *). Darauf erhob sich Karl und

*) Einen weitläuftigen Auszug aus dieser Abdankungsurkunde findet man in Godelevaei historiola de abdicatione seu renun-

und hielt, auf den Prinzen von Oranien gestützt (er war nicht im Stande sich ohne Beihilfe aufrecht zu erhalten), eine Rede in französischer Sprache, die er theilweise ablas. Er hob von dem Satze an: ein guter Fürst müsse, so lange er könne, den Staat leiten und schützen; könne er es wegen Krankheit nicht, so müsse er seine Würde auf den übertragen, dem sie am ersten zukomme, um bei Niederlegung der Herrschaft gleiche Liebe, wie durch Führung derselben zu beweisen. Diesen Satz wendete er dann auf sich an. Gern, sagte er, habe er sich den vielen Mühen seiner beschwerdevollen Regierung unterzogen, so lange es ihm seine Gesundheit erlaubt hätte; nun aber, durch Alter und Krankheit erschöpft, fühle er sich ausser Stand länger zu regieren; er trete darum von der Regierung zurück, und übergebe sie seinem Sohne, der mit Jugend und Gesundheit Kraft und Eifer für sie verbinde, und dem nun die Stände Treue schwören und halten sollten. — Hierauf wendete er sich an seinen Sohn, der aufstand, das Haupt entblößte, vor ihm auf die Kniee fiel und ihm die Hand küßte. Karl umarmte ihn, legte dann seine Hand auf dessen Haupt, erklärte ihn im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zum Herrn der Niederlande und vermahnte ihn für dieselben zu sorgen und Liebe ihnen zu beweisen, was

nuntiatione imperii et regnorum a Carolo V. fac[illegible], in Schardii Scriptt. Rerum Germanic. Tom. II, pag. 1637 ss.

was er als den schönsten Beweis kindlicher Erkenntlichkeit ansehen werde. „Es steht", setzte er hinzu, „in eurer Gewalt durch eine weise und tugendhafte Regierung das ausserordentliche Zeichen meiner väterlichen Liebe zu rechtfertigen und der Welt zu beweisen, daß ihr des Vertrauens würdig seyd, das ich auf euch setze. Achtet immer die Religion, schützt den katholischen Glauben, haltet die Gesetze eueres Landes heilig, thut niemand wissentlich unrecht". — „Und sollte jemals die Zeit kommen, wo ihr euch nach der Ruhe des Privatlebens sehntet, so wünsche ich, daß ihr alsdann einen Sohn von solchen Eigenschaften haben möget, dem ihr euer Scepter mit eben der Zufriedenheit abtreten könnet, mit der ich euch jetzt das meinige abtrete". — Nach Endigung dieser Rede sank er erschöpft und fast ohnmächtig in seinen Lehnstuhl zurück. Nun erhob sich Philipp, der bis dahin gekniet hatte, dankte seinem Vater und versicherte, daß er den Wünschen desselben mit Eifer nachkommen werde. Da rief Karl mit bewegtem Herzen aus: „Mich dauert mein Sohn, auf dessen Schultern jetzt eine so schwere Last kommt, daß er unter Beschwerden und Mühen sein Leben hinbringen wird". Er weinte; auch die ganze Versammlung war gerührt, und viele, ergriffen von dem, was sie sahen und hörten, vergossen Thränen. Selbst Philipp gab Rührung zu erkennen. Er deutete der Versammlung an, daß, da er der französischen Sprache nicht mächtig genug sey, um seine

seine Gesinnungen in selbiger auszudrücken, der Bischof von Arras, Cardinal Granvella, in seinem Namen reden sollte. Dieß geschah in einer weitläuftigen Rede, die dann der Staatsrath Jacob Masius (Maes), ein geschickter Rechtsgelehrter und Redner, im Namen der Stände eben so weitläuftig beantwortete. Als diese Reden gehalten waren, erklärte die Königin Marie, daß sie die Statthalterschaft, die sie bisher im Namen ihres Bruders, des Kaisers Karl, verwaltet habe, niederlege und um Verzeihung bitte, wenn sie nicht überall so, wie der Kaiser oder die Stände gewünscht hätten, verfahren sey. Der vorher erwähnte Jacob Masius antwortete ihr im Namen der Stände mit Dank und Lob für ihr Verfahren. Nun zog sich der Kaiser, gestützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, in seine Zimmer zurück und diese Feierlichkeit war geendigt.

Einige Zeit nachher, am 15. Januar 1556 *), übertrug Karl unter gleichen Feierlichkeiten seinem Sohne Philipp auch die Regierung über Spanien und alle davon abhangende Länder in der alten und der neuen

*) Diese Zeitangabe ergibt sich aus der von Arnoldi (Historische Denkwürdigkeiten, Leipzig 1817, S. 29—33) mitgetheilten Erzählung des Prinzen Wilhelm von Oranien, die einen Auszug aus der Rede enthält, welche Karl bei der Niederlegung der spanischen Krone hielt, und welche mit Karls Ausschreiben an die Stadt Cordova, das Sepulveda (Tom. II, pag. 523) mittheilt, größtentheils zusammenstimmt.

neuen Welt. — Die kaiserliche Würde behielt er noch etwas länger, nicht, weil es ihm schwer wurde, sich von ihr zu trennen, sondern weil er noch einen Versuch machte, selbige, wie seine übrigen Kronen, an seinen Sohn zu bringen. Erst als sein Bruder Ferdinand sich wiederholt geweigert hatte, die deutsche Krone aufzugeben, zu der er durch Karl selbst im Jahre 1531 berufen worden war, gab er diesen Versuch auf, und trat an seinen Bruder das deutsche Reich völlig ab, kraft einer Urkunde vom 27. Aug. 1556, die er durch den Prinzen Wilhelm von Oranien dem Kurfürsten-Collegium zufertigen ließ.

Bei dieser Entäusserung aller seiner Länder hatte sich Karl nichts weiter vorbehalten, als daß Philipp von den Einkünften Spaniens ihm jährlich 100,000 Kronen zur Bestreitung seines Haushalts und seiner Almosen auszahlen sollte. Zu seinem künftigen Aufenthalte aber hatte er das Kloster St. Just bei Placencia in Estremadura erwählt, dessen reizende Lage ihn schon vor vielen Jahren (1542) so angezogen hatte, daß er zu seinen Begleitern sagte: „Dieß ist „ein Ort, wo ein zweiter Diocletian mit Vergnügen „sein Leben beschließen könnte." Darum hatte er auch, ehe er noch seine Kronen niederlegte, daselbst eine Wohnung für sich erbauen und einrichten lassen. — Gern wäre er nach Niederlegung der spanischen Krone sogleich dahin abgegangen, hätte ihn nicht theils das Zureden der Aerzte, die ihm eine Seereise bei stürmi-

scher Jahreszeit widerriethen, theils die Unterhandlung eines Waffenstillstands mit Frankreich, (der zu Vaucelles bei Cambrai, 5. Febr. 1556, zu Stande kam), theils die eben erwähnte Verhandlung mit seinem Bruder Ferdinand zurückgehalten. Erst im Sept. 1556 hatte er alle Hindernisse beseitigt, und nun säumte er nicht, sich nach Zuitburg in Seeland zu begeben. Hier, wo die Flotte bereit stand, die ihn nach Spanien bringen sollte, nahm er von seinem Sohne Philipp unter vielen Umarmungen Abschied (beide sahen einander nie wieder); aber seine beiden Schwestern, die verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungern, Eleonore und Marie, die ihn in die Einsamkeit des Klosterlebens begleiten wollten, folgten ihm zu Schiffe und fuhren am 17. Sept. 1556 unter dem Donner der Kanonen mit ihm von Zuitburg ab.

Glücklich erreichte er Spanien. Am 28. Sept. landete er zu Laredo in Biscaja. Daselbst warf er sich, als er aus dem Schiffe gestiegen war, zur Erde, küßte sie und rief: „Nackend bin ich aus meiner Mutter Leibe gekommen, und nackend komme ich zu dir als zu meiner zweiten Mutter und übergebe dir meinen Körper und meine Gebeine". Dann ein Crucifix, das er immer bei sich trug, hervorziehend, dankte er dem Herrn für die glückliche Ankunft in Spanien, wo er sein Leben zu beschließen gedenke. Gichtschmerzen hatten ihn während der Seereise auf's neue ergriffen. Er ließ sich daher theils auf einem Tragsessel, theils

theils in einer Sänfte weiter schaffen, und kam so von Laredo nach Burgos. Hier zuerst machte er die Erfahrung, daß er nicht mehr Regent sey. Nicht so, wie sonst, wurde er empfangen; nur wenige vom Adel, und diese nicht in Hofpracht, machten ihm die Aufwartung; und Philipp ließ ihn einige Wochen warten, ehe er ihm auch nur einen Theil des festgesetzten Jahrgeldes auszahlte. Mit Unwillen ertrug dieß Karl und äusserte dabei, es thue ihm leid seine Kronen niedergelegt zu haben. Nach Andern soll er diese Reue schon früher, ja noch an dem Tage seiner Abdankung empfunden haben.

Von Burgos reisete er nach Valladolid, wo er von seiner Tochter Johanna und seinem Enkel Karl begrüßt wurde, aber bald auch beide wieder entließ, sowie auch seine beiden Schwestern, obschon diese innigst wünschten, bis zu seinem Ende um ihn zu bleiben. Hierauf eilte er dem Hieronymitenkloster St. Just zu. Als er in die Nähe desselben gekommen war, besoldete und verabschiedete er die Leibwache und das übrige Gefolge, das ihn bis dahin begleitet hatte, und behielt nur etwa zwölf Bedienten um sich. Mit ihnen bezog er (24. Febr. 1557) die Wohnung, die er an das Kloster hatte anbauen lassen. Sie war sehr einfach, hatte nur ein Stockwerk und umfaßte nur sechs Zimmer für ihn; von denen vier, wie Mönchszellen, kahle Wände hatten, zwei größere mit braunem Tuche ausgeschlagen, und alle mit dem

prunklosesten Hausgeräthe versehen waren. Eine Thüre aus diesen Zimmern führte in den Garten, eine andere in die Klosterkapelle.

Hier brachte er das erste Jahr gesünder, als vorher, und, wie es schien, zufrieden hin, gleich einem Weisen, dem zum Lebensglück äußrer Glanz überflüßig, nützliche Thätigkeit aber nothwendig ist. Allen Prunk hatte er von sich entfernt; überaus einfach war seine Tafel und seine Kleidung, und freundlich sein Umgang mit seiner Umgebung. Dem Gange der Weltbegebenheiten schauete er nur von weitem zu. Selten gestattete er Vornehmen, die ihn zu sprechen wünschten, den Zutritt; dagegen ließ er die, die mit Briefen von seinen Kindern und seinen Schwestern an ihn geschickt wurden, vor sich, befragte sie über das Befinden der Seinigen, und sahe es gern wenn er über Hauptsachen, als Kriege und Friedensschlüsse, zu Rathe gezogen wurde. Am meisten beschäftigte er sich mit Abwartung des Gottesdienstes, mit Lesen der Schriften des Augustinus und Bernhard, und mit Gesprächen über religiöse Gegenstände. Seine Zeitvertreibe aber bestanden darinn, daß er seinen Garten bebaute, daß er auf einem kleinen Pferde, dem einzigen, das er hielt, in ein nahegelegenes Gehölze ritt, wobei ihn ein einziger Bedienter zu Fuß begleitete, und daß er, unterstützt von dem berühmten Mechaniker Turriano, mechanische Arbeiten, besonders Uhren, verfertigte. Einst, da er lang und immer vergebens gesucht hatte, wenig-

nigstens zwei derselben so zu stellen, daß sie völlig gleich gingen, äusserte er mit wehmüthiger Reue, wie thöricht er so lange versucht habe, Millionen von Menschen zum gleichförmigeu Denken über Religionssachen zu stimmen. *)

Solche Aeußerungen, vielleicht auch seine Gespräche über Religionssachen mögen die Meinung gegen ihn erregt haben, daß er noch im Kloster zu St. Just dem katholischen Glauben untreu geworden sey und zum protestantischen sich hingeneigt habe. Beweisen läßt sich dieses nicht, obschon sein Beichtvater und Prediger nach seinem Tode als Ketzer verfolgt wurden.**) Gewiß dagegen ist es, daß er am Ende seines Lebens eine schwärmerische Anhänglichkeit an die katholische Kirche äusserte. Denn seitdem (im Febr.



*) Hormair im Leben Karl V. (östr. Plutarch, Th. VI, 116) erzählt: Karl hatte die vorzüglichsten Momente seines thatenreichen Lebens nach seinen eignen Angaben rings an den Wänden abmalen lassen und zwischen denselben die Bildnisse seiner vorzüglichsten Gegner. Stundenlang saß er vor jenem des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, und man hörte ihn, die Faust vor der Stirne geballt, ausrufen: „O hätte ich den gelassen, wie er war, auch ich wäre geblieben, der ich gewesen bin." — Ist diese Angabe wahr, von der ich jedoch in den mir zugekommenen Quellen keine Spur gefunden habe, so liegt in ihr eine neue Hindeutung auf die Reue, die Karl'n wegen seiner Abdankung ergriff.

**) Man sehe über diesen Punkt Llorente's kritische Geschichte der spanischen Inquisition rc. — übersetzt von Höck. Gemünd 1820. Th. II, S. 186 ff.

des Jahres 1558) mit Erneuerung seiner Gichtschmerzen, die Schwermuth und Verwirrung seines Geistes sich erneuerte, lebte er ganz wie ein Mönch, hatte nur Mönche zu seinen Gesellschaftern, und betrieb nur mönchische Andachtsübungen. Tag und Nacht sang er Bußlieder, und dabei geißelte er sich im geheim strenger als ein Mönch. Endlich kam er gar auf den Gedanken, noch bei seinen Lebzeiten sein Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ dazu sein Grabmahl in der Kapelle des Klosters St. Just aufrichten und zog, in ein Todtengewand gekleidet, mit allen Mönchen und allen seinen Bedienten im feierlichen Aufzuge in diese Kapelle. Dort ließ er sich in den Sarg legen und betete mit allen Anwesenden für die Ruhe seiner Seele. Als die Versammlung auseinander gegangen war, stieg er wieder aus dem Sarge, warf sich am Hochaltare nieder, betete von neuem und ging dann in sein Zimmer zurück. Aber diese unerhörte Todesfeier hatte ihn so erschüttert, daß er gleich am folgenden Tage in ein tödtliches Fieber verfiel und am 21. Sept. 1558 im 59 Jahre seines Alters verschied. — So verließ er, in Schwermuth versunken und unzufrieden mit sich und der Welt, erst den Schauplatz seiner Thaten, dann das Leben selbst.

---

III.

## III.

## Wilhelm Prinz von Oranien
## und
## Lamoral Graf von Egmont.

Unter den Niederländern strahlten, als der Aufstand derselben begann, Prinz Wilhelm von Oranien und Graf Lamoral von Egmont hervor, beide ausgezeichnet durch edle Herkunft, hohe Würden und mannigfaltige Talente, beide voll Liebe für Recht, Freiheit und Vaterland, und beide die Opfer der Arglist, Rachsucht und Verblendung ihrer Feinde.

Wilhelm, geboren zu Dillenburg am 14. Apr. 1533, der Sohn des Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg und der Gräfin Juliane von Stollberg, durch das Testament seines Vetters Renatus Erbe (seit 1544) des Fürstenthums Oranien, war im Schoße der protestantischen Kirche erzeugt und erzogen, aber seit seinem eilften Jahre am Hofe zu Brüssel zur katholischen Kirche hingeführt worden, bis er späterhin (wahrscheinlich während seines Aufenthalts in Deutschland, 1568), wiederum Protestant, zur calvinischen Lehre sich bekannte. Kaiser Karl V, der schon im Knaben den großen Mann ahnete, zeichnete ihn frühzeitig aus durch das Vertrauen, das er ihm schenkte, und durch ehrenvolle Aufträge, die er ihm ertheilte, und führte ihn so zu dem Ansehn, das er späterhin genoß

noß und durch Thaten rechtfertigte. Darum konnte selbst Philipp II., obschon er ihn haßte, weil er ihn fürchtete, nicht umhin, ihn zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht zu ernennen. — Auch Lamoral Graf von Egmont (geb. 1522) war von erlauchter Herkunft, der Sprößling eines der ältesten und angesehensten Geschlechter der Niederländer, dessen Herrschaft vom Kaiser Maximilian I. zu einer Grafschaft erhoben worden war. Er selbst erhöhete den Glanz seines Hauses durch seine Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern, die ihm eilf Kinder gebar, und durch die Siege über die Franzosen, die er bei St. Quentin (1557) und Grävelingen (1558) für Spanien errang. Als Philipp II. die Niederlande verließ (1559), stand Egmont den niederländischen Provinzen Artois und Flandern als Statthalter vor.

Eben so ausgezeichnet, als durch Herkunft, Reichthümer und Würden, waren beide durch Talente und Sinnesart. Beide verbanden Redlichkeit und Wohlwollen mit vielen Kenntnissen und Geschicklichkeiten, haßten Unrecht und Bedrückungen, und waren eben darum den widerrechtlichen und gewaltthätigen Eingriffen Philipps in die Rechte und Freiheiten der Niederländer entgegen. Doch hatte jeder von ihnen seine besonderen Eigenthümlichkeiten. Wilhelm war mehr Staatsmann als Feldherr, Egmont mehr Feldherr als Staatsmann. Jener hatte einen aufgeklärtern Geist, durchdringendern Blick und festern Character; dieser

war

war argloser, gutmüthiger, heitrer und geselliger. Jener baute mehr auf sich als auf Andre, verstand Andre zu erforschen und seine Geheimnisse in sich zu verwahren, sprach wenig, beobachtete desto mehr, und immer geschäftig, auch wenn er ruhig schien, betrieb er, wozu er sich entschlossen hatte, mit Nachdruck und Beharrlichkeit; dieser liebte Offenheit und Mittheilung, Glanz und Vergnügungen, baute auf Verdienste und Hoffnungen, ergab sich gern einem arglosen Vertrauen, und konnte darum leichter getäuscht werden als jener. Im Schoße der katholischen Kirche geboren und erzogen, blieb er derselben bis an seinen Tod getreu, ohne doch das Herrsch- und Verfolgungssüchtige derselben, das seinem menschenfreundlichen Wesen zuwider war, billigen zu können.

In früheren Jahren hatte beide das ihnen gemeinsame Streben nach Ehre und Ansehn einander entfremdet. Als aber Margarethe von Parma die Oberstatthalterschaft in den Niederlanden erhalten hatte (1559), wodurch die Aussichten beider auf diese Würde vereitelt waren, und nun der Cardinal Granvella als erster Rathgeber Margarethens, alle Angelegenheiten der Niederländer leitete, sie selbst mit Argwohn sich umlauert und ihr Vaterland durch die Herrschsucht und Blindgläubigkeit Philipps bedrohet sahen: so knüpfte der gleiche Verdruß, die gleiche Besorgniß und der gleiche Wunsch, die Anmassungen Philipps und seines Ministers, des Cardinals Granvella, abzuwehren, die

die vertrauteste Freundschaft zwischen beiden. Nicht dachten sie damals an eine Losreissung von Spanien, oder an die Stiftung einer Republik, sondern nur an die Bewahrung alter Rechte und an die Vertheidigung der angestammten Freiheit gegen Glaubenszwang und Herrscherwillkür. Schmerzlich war es ihnen, ihr Vaterland, sonst einen selbständigen Staat, jetzt als Provinz eines fremden Reiches, Spaniens, zu erblicken; aber noch weit schmerzlicher und unerträglicher, Sclaven der Spanier zu seyn: nur als freie Männer wollten sie unter Spanien leben. Aber dieß Wollen und Streben mißfiel dem König Philipp; es galt ihm als Aufruhr, und er suchte jene Vertheidiger der Rechte und Freiheiten der Niederländer zu entzweien, um sie dann leichter zu unterdrücken. Aber vergebens verwendete hierzu die Oberstatthalterin Margarethe von Parma List und Gewandtheit: sie hielten fest an einander. Erst als Alba sich nahete, nun für beide es unvermeidlich wurde, entweder offenbar mit Spanien zu brechen, oder sich demselben blindlings zu unterwerfen, und Egmont nicht Muth und Kraft genug hatte, dem Glanze seines seitherigen Lebens zu entsagen und sich mit allem, was ihm theuer war, in Gefahr zu begeben, — erst da trat eine Trennung zwischen ihnen ein. Verblendet von spanischer Arglist, oder eingewiegt in das eitle Vertrauen auf die Unbescholtenheit seiner Gesinnungen und auf die Anerkennung seiner Verdienste um die Krone Spaniens, hoffte Egmont von

Phi-

Philipp Verzeihung wegen seines seitherigen Betragens und blieb, nachdem er ihm den Eid der Treue aufs neue geleistet hatte (1566), bei Albas Annäherung in Brüssel. Wilhelm dagegen, der die Absichten Philipps und Albas richtiger durchschauete, faßte, da Alba sich näherte, den festen Beschluß, jetzt nach Deutschland zu entfliehen und erst dann in den Niederlanden wieder aufzutreten, wenn er Kräfte gesammelt hätte, um den Spaniern mit Nachdruck und Erfolg begegnen zu können.

Ehe er diesen Beschluß ausführte, versuchte er noch einmal seinen Freund Egmont zur Flucht zu bereden. Hierzu benutzte er eine Zusammenkunft (am 10. Apr. 1567) zu Willebröck, einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen, die die Regentin Margarethe zwischen ihm, dem Geheim-Secretär Berti und den Grafen Egmont und Mansfeld veranstaltet hatte, um ihn zu bewegen, in den Niederlanden zu bleiben. Nachdem er fest und unerschütterlich dem Zureden dieser drei Männer widerstanden hatte, führte er seinen Freund Egmont bei Seite zu einem Fenster, stellte ihm mit aller Kraft der festesten Ueberzeugung und zärtlichsten Freundschaft die Gefahren vor, die den Häuptern der Niederländer von Seiten der spanischen Arglist und Gewaltthätigkeit droheten, und bat ihn, dringender als je, sich diesen Gefahren zu entziehen. Und als Egmont, verblendet von dem Wahn, der ihn ergriffen hatte, keine Gefahr ahnete und fortgehends äuß=

äusserte, der König werde ihnen, wenn er die Provinzen beruhiget finde, alles verzeihen und verwilligen: da rief Wilhelm mit Schmerz und Unwillen aus: „Dich wird diese Gnade des Königs ins Verderben „stürzen, ja ich sehe es voraus, — o möchte ich mich „täuschen! — mit deinem Leichnam wirst du die „Brücke seyn, über welche die Spanier in dieses Land „setzen werden." Als er dieß gesagt hatte, schloß er ihn fest und innig in die Arme, beide weinten, sie mußten fühlen, daß sie sich jetzt auf immer trennten *).

Wenige Monate nachher ging, was Wilhelm geahnet hatte, in schreckliche Erfüllung. Zwar warnte sein guter Schutzgeist noch einmal den Grafen Egmont, sich den Spaniern zu überlassen; denn als er dem Herzog entgegen kam, um ihn zu bewillkommen, entschlüpften diesem die in seinem Munde bedeutenden Worte: „Da kommt ein großer Ketzer!" — Aber Egmont blieb auch gegen diese Warnung verblendet. Herzog Alba, schnell seine Uebereilung erkennend und verbessernd, wußte ihn durch verstellte Freundschaftsbezeigungen und glatte Worte bald wieder einzuschläfern, ladete ihn in Brüssel häufig zu vertraulichen Unterredungen und Gastereien, und ließ ihn dann, als es sich dieser am wenigsten versah, zugleich mit dem Grafen Hoorne in seinem Hause zu Brüssel gefangen nehmen (9. Sept. 1567) und unter starker Bedeckung

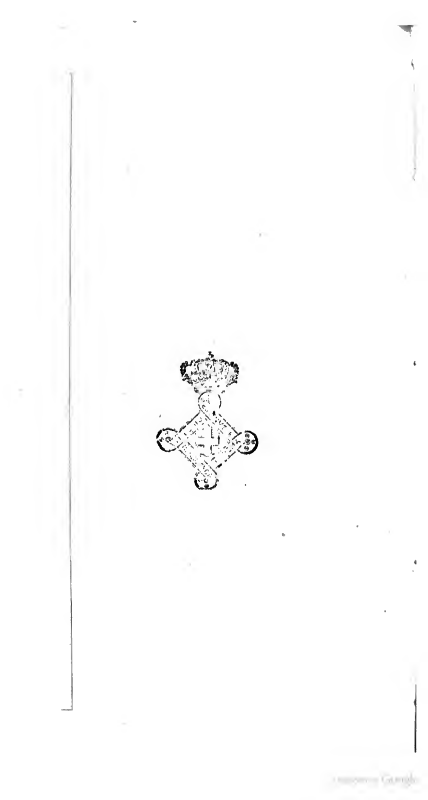
nach

*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. IV.



Heideloff del. Gottschick sc.

*Abschied des Prinzen von Oranien*
*vom Grafen von Egmont.*



nach Gent abführen (am 22. Sept.). Fast neun Monate wurden beide daselbst gefangen gehalten. Indessen erfolgten von Seiten ihrer Verwandten und Freunde dringende, aber vergebliche Verwendungen für sie. Sie selbst bestritten zuerst die Anmaßung des Blutrathes zu Brüssel über sie, Ritter des goldenen Vliesses, zu sprechen, und vertheidigten sich dann so kräftig und so eindringlich, daß jeder unparteiische Richter sie würde freigesprochen haben. Aber was half ihnen dieß? Herzog Alba hatte ihren Tod beschlossen und ließ am 4. Jun. 1568, nachdem er sie am 3. Jun. von Gent nach Dendermonde und am 4. Jun. von Dendermonde nach Brüssel hatte bringen lassen, das Urtheil über sie aussprechen, daß sie, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, enthauptet, ihre Häupter, so lange es dem Herzog gefiel, auf eiserne Pfähle gesteckt, und ihre Güter eingezogen werden sollten.

Als Egmont dieses Urtheil tief in der Nacht durch den Bischof von Ypern, Martin Rithow, vernahm, gerieth er anfangs in Entsetzen; doch faßte er sich bald wieder, und gedachte mit Wehmuth der Seinigen und des Heils seiner Seele. Gegen Morgen schrieb er an den König Philipp II. einen Brief, in welchem er nochmals seine Unschuld bezeugte, an seine früheren Verdienste erinnerte, und um Schutz und Gnade für seine Gattin, seine eilf Kinder und seine Dienerschaft flehete. Dann beichtete er und brachte den übrigen Theil des Morgens mit Gebeten und andern Andachts-

übun-

übungen hin. Gegen Mittag des 5. Jun. 1568 wurde er zum Blutgerüste geführt, das auf dem Markte errichtet und mit schwarzem Tuche behängt war. Der Bischof von Ypern und der spanische Hauptmann Julian Romero begleiteten ihn auf dasselbe. Auch jetzt, heißt es, umnebelte ihn die Verblendung, die ihn in dieses Schicksal geführt hatte: noch hoffte er begnadigt zu werden. Erst als Romero auf seine Frage, ob noch Hoffnung für ihn sey? mit den Achseln zuckte, entsagte er derselben, legte seinen Hut und damastenen Mantel ab, knieete nieder, betete, küßte das Krucifix, das ihm gereicht wurde, zog eine Nachtmütze über die Augen, betete wieder und empfing den letzten Streich durch den Nachrichter. — Bald nach ihm betrat auch Graf von Hoorne das Blutgerüst und endete auf ähnliche Art. Die Körper beider wurden dann in Särge gelegt, die Köpfe aber zwei Stunden lang auf eiserne Pfähle, die am Blutgerüste standen, aufgesteckt. Aber ganz Brüssel betrauerte den Tod beider Grafen; selbst spanische Soldaten wurden, wie es heißt, bis zu Thränen gerührt.

Auch Wilhelm von Oranien starb eines gewaltsamen Todes, aber nicht durch eigene Schuld, sondern durch heimtückischen Meuchelmord, der bei aller Vorsicht schwerlich zu vermeiden war, und der mitten in der Fülle seines Ruhmes und unter Thaten der Unsterblichkeit ihn traf. Mit der Macht, die er in Deutschland gesammelt, und der größern, die ihm Al-

bas

das rohe und grausame Willkür in den Niederlanden zugeführt hatte, hatte er seit 1568 die Spanier zu Lande und zu Wasser bekämpft, hatte seit 1579 die sieben nördlichen Provinzen zu einem Bündnisse vereinigt, und sie seit 1581 von Spanien losgerissen und der Selbständigkeit entgegengeführt. Aber eben dadurch hatte er den grimmigsten Zorn der Spanier gegen sich entflammt, die ihn als einen Beleidiger der Majestät ächteten und, indem sie seine Ermordung als eine gottselige Handlung schilderten und einen Preis auf seinen Kopf setzten, eben sowohl die Gewinnsucht als den Fanatismus gegen ihn waffneten.

Schon im Jahre 1582 kam er zu Antwerpen dem Tode nahe. Ein herabgekommener Kaufmann daselbst, Namens Anastro, hatte, um den auf Wilhelms Kopf gesetzten Preis zu verdienen, seinen Handlungsdiener Johann Jauregui, einen jungen Menschen von zwei und zwanzig Jahren, zur Ermordung des Prinzen beredet, und der Dominikanermönch Anton Timmermann hatte ihm im Beichtstuhle Verzeihung wegen dieser That verheißen, wenn er sie zur Ehre Gottes, zum Dienste des Königs und zum Besten des Vaterlandes unternähme. Am darauf folgenden Sonntag, dem 18. März 1582, stärkte er sich hierzu durch den Genuß des heiligen Abendmahls und schritt dann sogleich zur Ausführung. Er drängte sich zu dem Prinzen, als dieser von der Tafel aufgestanden war, stellte sich, als wollte er ihm eine Schrift überreichen, und schoß

ihn

ihn dabei so durch den Kopf, daß der Schuß bei dem rechten Ohr hinein- und bei dem linken Kinnbacken herausfuhr. Entsetzen und Wuth ergriff die Anwesenden; sie fielen über den Mörder und haueten ihn nieder. Erst als Besonnenheit zurückgekehrt, und man durch die Ausstellung des Leichnams des Verbrechers seinen Mitgenossen auf die Spur gekommen war, wurde das ganze Gewebe dieser finstern Bosheit entdeckt; aber nur der Dominikaner Zimmermann konnte eingezogen und hingerichtet werden; der Kaufmann Anastro war nach Spanien geflüchtet. Indessen war der Prinz, anfangs einem Todten ähnlich, durch die geschickte Behandlung verständiger Aerzte und durch die unermüdliche Sorgfalt seiner Gemahlin, Charlotte von Bourbon (die am 5. Mai 1582 erschöpft von dieser Sorgfalt und jenem Entsetzen starb), glücklich geheilt worden, und schon am 2. Mai 1582 konnte er der kirchlichen Feier beiwohnen, die zum Danke für seine Wiederherstellung angeordnet worden war.

Aber was dem Jauregui und nach ihm andern Verblendeten nicht gelungen war, das gelang endlich einem Burgunder, Balthasar Gerhard, zu Delft am 10. Jul. 1584. Er hatte sich, unter dem Namen Franz Guion, als ehemaliger Geheimschreiber des Grafen von Mansfeld in die Dienste des Prinzen gedrängt, und war von ihm in Angelegenheiten der Vereinigten Staaten nach Frankreich zum Herzog von Anjou gesendet worden. Nach dem Tode desselben war er nach Delft zu-

zurückgekommen und zum Bette des Prinzen, das dieser einer Unpäßlichkeit wegen hütete, zugelassen worden. Schon damals würde er (wie er später auf der Folter ausgesagt hat) denselben getödtet haben, wäre er nur mit einer Waffe versehen gewesen. Doch bald wußte er sich eine solche zu verschaffen. Als ihm der Prinz, um ihn aus Holland wegzuschicken, Geld zu Kleidungsstücken gegeben hatte, kaufte er sich für dasselbe zwei Pistolen und Kugeln, die er in Stücke schnitt, vielleicht auch, wie einige vermuthen, mit Gift versah. Am folgenden Tage (10. Jul. 1584) nahete er sich dem Prinzen, als dieser zur Tafel ging, und bat um einen Paß, aber mit so verwirrter Miene und Stimme, daß er Argwohn erregte. Wirklich fragte auch die damalige Gemahlin des Prinzen, Luise von Coligny (Tochter des berühmten Admirals Coligny, seit dem 12. Apr. 1583 Gemahlin Wilhelms und durch ihn Mutter des Prinzen Friedrich Heinrich): „wer der Mensch mit der widrigen Miene sey?" Wilhelm erwiederte: „derselbe verlange einen Paß, den man jetzt ausfertige." Nicht ahnend, was ihm bevorstand, setzte er sich darauf zur Tafel. Inzwischen bewaffnete sich Gerhard, durchstrich dann den Hof und die Stallung des Palastes, um einen Ausgang zur Flucht zu suchen, und stellte sich hierauf mit einem Mantel über der linken Schulter und den Pistolen unter demselben an die Thüre des Speisesaales. Und als nun der Prinz Mittags um 2 Uhr sich von der Tafel erhoben

den hatte und eben in den Hof gehen wollte, ereilte ihn der Bösewicht und feuerte die eine seiner Pistolen, die mit drei Kugeln geladen war, gegen ihn ab. Die Kugeln fuhren dem Prinzen durch den Leib, und mit den Worten: „Mon Dieu, mon Dieu, aye pitié de moi et de ton pauvre peuple," sank er zur Erde. Er wurde in den Saal, in welchem er eben gespeist hatte, geschafft und starb wenige Augenblicke nachher. Der Mörder, der zu entfliehen suchte, wurde ergriffen, und auf der Folter bekannte er, daß ein Franziskaner zu Dornik, ein Jesuit zu Trier und der Prinz Alexander von Parma sein Vorhaben gewußt und gebilliget hätten. Er wurde unter fürchterlichen Martern, die er jedoch in Hoffnung der Märtyrerkrone standhaft erduldete, am 14. Jul. hingerichtet. Der Prinz aber wurde am 4. Aug. feierlich zu Delft begraben. Lang und innig trauerten um ihn die Vereinigten Niederlande: sie fühlten, was er ihnen gewesen war, und wie viel sie ihm zu verdanken hatten.

---

## IV.

## Don Karlos.

Lange war man gewöhnt, im Don Karlos das schuldlose Opfer der Tyrannei eines unnatürlichen Vaters zu erblicken. Das Schreckliche, daß ein Vater seinen Sohn zum Tode verurtheilen läßt, die herrschende

Vor-

Vorstellung von Philipps Despotensinn, dem jede empörende That zugetraut werden könne, und die rührenden Schilderungen von den letzten Schicksalen des Don Karlos, die von niederländischen und französischen Schriftstellern ausgingen und von unserm geist- und gemüthvollen Schiller so ergreifend dargestellt worden sind, daß sie Abscheu gegen den Vater und Mitleid mit dem Sohne erzeugen mußten: — dieß alles hatte zu jener Gewöhnung hingeführt. Zwar hatten spanische, oder im spanischen Dienste stehende Schriftsteller *) auf die geistige und körperliche Verkrüppelung des Prinzen, auf seinen wilden Jähzorn, auf seine rohen Ausschweifungen und auf die drangvolle Lage des Vaters, entweder sein Leben und die Wohlfahrt des Staates in Gefahr zu setzen, oder seinen Sohn zu verurtheilen, aufmerksam gemacht; aber man trauete ihnen nicht als täuschenden oder getäuschten Parteigängern, und ihre Stimme ward durch die herrschenden Gefühle des Abscheues und Mitleids übertönt. Erst in neueren Zeiten haben die genauen, auf Acten gegründeten Untersuchungen des unparteiischen Llorente **) viele

*) Wir nennen vornehmlich den Jesuiten Famian Strada (de bello Belgico. Dec. I. lib. VII. p. 213 ff. Mogunt. 1651) und den spanischen Hauptmann, der zu Karlos Zeiten im königl. Palaste zu Madrid angestellt war, Ludwig Cabrera (Relatio vitae et mortis Caroli Infantis etc. — ex Hispanica lingua in Latinam conversa ab Adamo Eberto. Mediol. 1715).

**) Johann Anton Llorente, vormals Secretär der General-

viele Angaben jener Schriftsteller gerechtfertiget und wenigstens so viel ausser Zweifel gesetzt, daß Don Karlos den Tod verwirkt hatte, und daß er nicht durch das Inquisitionsgericht, sondern durch ein Gutachten des Staatsrathes, das Philipp bestätigte, verurtheilt wurde. — Demnach finden auch wir uns veranlaßt, in nachstehender Erzählung vornehmlich diesem wahrheitsliebenden Forscher zu folgen.

Don Karlos war zu Valladolid am 8. Jul. 1545 geboren. Seine Mutter, Maria von Portugal, starb vier Tage nach seiner Geburt, und seinen Vater, Philipp II., sah er in seiner Kindheit selten, da dieser theils in England, theils in den Niederlanden lebte. Er erhielt daher seine Erziehung unter der Leitung seiner Tante Maria und deren Gemahls, des nachmaligen Kaisers Maximilian II. Auch nahm sich sein Großvater, Karl V., seiner Erziehung an, doch nicht so, daß er ihn unter seinen Augen aufbilden ließ (er sah ihn erst bei seiner letzten Rückkehr nach Spanien 1556, als Karlos bereits eilf Jahre alt war), sondern nur in so fern, daß er Lehrer für ihn aufsuchte und anordnete. Aber dieß alles war vergeblich. So wie das Aeussere des Prinzen ungefällig war (er hatte das Ansehen eines magern und bleichen Jünglings, der eine Fuß

ralinquisition, Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne, à Paris 1817 — übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Karl Höck. Gemünd, 1819—1821. Th. III S. 154—222.

Fuß war länger, als der andre, und die eine Schulter höher, als die andre), so verschroben war auch dessen Inneres oder Geistiges. Er wollte oder konnte nichts lernen, seine Begriffe waren und blieben verworren, und sein Gemüth öffnete sich nicht den Anregungen zum Guten: von früher Kindheit an zeigte er einen harten, widerspenstigen Sinn, einen unverträglichen Stolz und einen ungestümen Hang zu leidenschaftlicher Hitze und Wildheit. Man bemerkte, wie er als Knabe denen, die ihn ermahnten, in einigen Stücken nachzugeben, antwortete: „Ich bin kein Bogen, daß ich mich von euch sollte biegen lassen;" oder wie er junge Kaninchen, die man ihm zu seiner Unterhaltung von der Jagd brachte, mit eigener Hand erwürgte und einen Gefallen darin zu finden schien, wenn er sie zappeln und sterben sah.

Diese fehlerhaften Anlagen seines Gemüthes verschlimmerten sich mit den Jahren, wie viele Streiche, die von ihm erzählt werden, bezeugen. Als Jüngling schwärmte er bei Nacht auf den Straßen lüderlich umher; war er in Zorn so zerbrach er alles, was ihm in die Hände fiel; seine Bedienung mißhandelte er auf eine unwürdige Weise; einen armen Schuster, der ihm einst ein Paar Stiefeln zu enge gemacht hatte, nöthigte er, die in Stücken geschnittenen und gekochten Stiefeln zu essen. Ja selbst die vornehmsten Personen wurden von ihm mit Mißhandlungen bedrohet, wie namentlich der

Herzog Alba, den er um so bittrer haßte, je mehr er sich durch ihn zurückgesetzt glaubte.

Um ihn zu bessern beschloß sein Vater, ihn auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen. Er sendete ihn daher 1560, nachdem er ihn zuvor (22. Febr. 1560) von den Ständen zum Thronerben hatte erklären lassen, auf die hohe Schule zu Alcala, wo er unter der Leitung geschickter Lehrer und im Umgang mit den talentvollsten Jünglingen, Johann von Oestreich und Alexander von Parma, zu seinem Vortheile sich umbilden und Liebe zu Sprachen und Wissenschaften auffassen sollte. Aber diese wohlgemeinte Absicht wurde nicht erreicht. Der Prinz lernte jetzt so wenig, als vorher, beharrte bei seinen Unsittlichkeiten und brachte sich durch dieselben in Lebensgefahr. Denn als er einst einem schönen Gärtnermädchen nachsetzte, stürzte er die Treppe hinunter und verwundete sich dadurch so sehr am Kopfe, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Nach Angabe des Jesuiten Strada brachte man ihn dadurch wieder zur Genesung, daß man den Leichnam des wunderthätigen Franziskanermöchs Diego über ihn legte; Llorente aber meldet, daß man den berühmten Arzt Vesalius aus Brüssel herbei rief, der ihm die Hirnschale öffnete, um das im Gehirn gesammelte Wasser ausfließen zu lassen.

Im Jahre 1564 kam er an den Hof zurück; aber nicht besser, als er ihn verlassen hatte, ja noch widriger, da die vorige Krankheit seine Begriffsverwirrung ver-

vergrößert und sein Seyn und Wesen verschlimmert hatte. Die Spannung zwischen ihm und seinem Vater nahm daher zu: der Vater wurde dem Sohne abgeneigter, und der Sohn, je mehr er sich zurückgesetzt, in seinen Lieblingswünschen gehindert und von allen Regierungsgeschäften ausgeschlossen sah, um so mehr wider den Vater eingenommen, ja sogar zu verbrecherischen Planen gegen ihn entflammt.

Wie diese verbrecherischen Plane entstanden und worauf sie hinzielten, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Gewöhnlich nimmt man an, daß Karlos mit seiner Stiefmutter, Philipps dritter Gemahlin, in unerlaubten Verbindungen gestanden habe. Allein dieß ist sehr zu bezweifeln. Denn obschon daraus, daß in den Klagen Philipps über seinen Sohn nichts von einem Liebesverständniß zwischen ihm und der Königin vorkommt, kein bündiger Zweifel gegen dasselbe abgeleitet werden kann: Philipp konnte absichtlich gerade diesen Punkt übergehen; so folgt doch so viel daraus, daß die, welche ein solches Liebesverständniß annehmen, nur auf Wahrscheinlichkeitsgründe bauen können. Doch auch solche sind nicht vorhanden. Eine frühe Liebe, sagt man, fand zwischen der Königin und dem Prinzen, dem sie einst verlobt worden war, Statt. Aber wie läßt sich dieses erweisen? Wohl ist es wahr, daß bei den Friedensunterhandlungen zu Chateau = Cambresis anfänglich (1558) eine Vermählung zwischen dem Prinzen Karlos und der Prinzessin Elisabeth von Valois zur Sprache kam; allein

allein der Prinz war damals erst dreizehn Jahre alt, hatte bis dahin die Prinzessin nie gesehen, und schon bei dem wirklichen Abschluß jenes Friedens (3. Apr. 1559) wurde ausgemacht, daß Philipp selbst (damals 32 Jahre alt und seit dem 17. Nov. 1558, wo seine zweite Gemahlin, Marie, Königin von England, gestorben war, Witwer) mit Elisabeth von Valois vermählt werden sollte, was auch am 2. Febr. 1560 im Beiseyn des Prinzen Karlos geschah. Wenn nun dieser späterhin, als er hörte, daß Elisabeth ihm einst zugesagt worden war, sich laut und bitter darüber beklagte, daß die zugesprochene Braut ihm von seinem Vater entzogen worden sey: so konnte diese Klage mehr aus seinem Eigensinne und aus seinem Hasse gegen seinen Vater, als aus einer Liebe gegen die Königin hervorgehen. Eben so wenig läßt sich eine solche Liebe daraus folgern, daß der König seinen Sohn und seine Gemahlin mit Argwohn umlauerte, und daß die Königin (wie der Thürsteher des Prinzen erzählt) bei der Gefangennehmung des Prinzen in Thränen schwamm; denn jenes Umlauern konnte in der argwöhnischen Sinnesart Philipps seinen Grund haben, und diese Thränen konnten aus dem innigen Schmerzgefühle entstehen, das zarte Seelen bei einem verderblichen Familienzwiste ergreift. Und wie konnte endlich der Prinz bei seinem rohen Ungestüm einer zärtlichen Zuneigung fähig seyn? oder wie konnte eine so gebildete und ehrsame Frau, als Elisabeth, einen Prinzen von solchen

Ei=

Eigenschaften lieb gewinnen? Mit Recht mag man also das, was von einem Liebeshandel der Königin und des Prinzen angegeben wird, als eine Erdichtung ansehen. Dagegen gilt es als Wahrheit, daß Karlos an dem Aufstand der Niederländer Antheil nahm und das Leben seines Vaters bedrohete.

Wie es kam, daß er sich der Niederländer annahm, ob bloß aus Widerspruchssucht gegen seinen Vater, oder, wie einige andeuten, aus einer Hinneigung zum Protestantismus, — ist unbekannt. Nur so viel wissen wir, daß er mit mehreren Niederländern, namentlich mit dem Grafen von Egmont und von Montigny, in Verbindung stand, ihre Sache eifrig in Schutz nahm und an die Spitze der Niederländer sich zu stellen suchte. Er wollte daher im Jahre 1565 heimlich zu ihnen entfliehen; aber sein Vorhaben wurde von dem Fürsten von Eboli verrathen und vereitelt. Als dann im Jahre 1567 der Herzog von Alba, ihm von allen Dienern seines Vaters der verhaßteste, sich bei ihm beurlauben wollte, um als Statthalter in die Niederlande zu gehen, gerieth Karlos in solche Wuth, daß er mit den Worten: „Ehe Ihr gehet, will ich Euch durchbohren!“ — seinen Dolch zückte und den Herzog erstochen haben würde, hätte ihn dieser nicht so fest gepackt, daß er sich nicht rühren konnte, und durch sein Rufen Hofbediente herbeigezogen, vor denen der Prinz beschämt zurückwich.

Jetzt erst, als es ihm klar wurde, daß sein Vater

ter ihm nimmer erlauben würde, in die Niederlande zu gehen, scheint in ihm der verruchte Gedanke, denselben zu tödten, aufgestiegen zu seyn. Zu mehreren Personen sagte er: „er wünsche eine Person umzubringen, die er hasse," ohne doch diese Person namhaft zu machen. Eben so erklärte er zu Weihnachten (1567) in der Beichte: „er habe etwas gegen einen Menschen und ruhe nicht eher, bis er ihn umgebracht habe." Da er hierauf weder von seinem Beichtvater, dem Dominikanermönch Diego de Chaves, noch von anderen Mönchen die Absolution erhalten konnte, wendete er sich an den Prior des Dominikanerklosters von Atocha, Johann de Tabor. Dieser fragte ihn: „wen er meine?" Er antwortete: „es sey ein Mann von sehr vornehmen Stande." Als nun der Prior, um ihm sein Geheimniß zu entlocken, fortfuhr: „Sagen Sie, gnädigster Herr, was es für „ein Mann ist; vielleicht ist es möglich, Ihnen die Abso„lution zu ertheilen, je nachdem Sie Genugthuung zu leisten sich vornehmen;" so bezeichnete er den König seinen Vater als den Gegenstand seines Hasses und mordgierigen Planes. Und als dann der Prior mit verstellter Ruhe weiter fragte: „Wollen Ew. Hoheit allein den „König ihren Vater tödten, oder dazu eines Andern sich „bedienen?" — so antwortete er weiter nichts, als daß er bei seinem Vorsatze beharren werde. Auf diese Erklärung wurde ihm die Absolution abermals verweigert; dem Könige aber das Vorgegangene berichtet.

Am 17. Jan. 1568 verlangte der Prinz, um in die

die Niederlande zu entweichen, vom Generalpostmeister des Reichs, Raimund von Taxis, auf die folgende Nacht acht Pferde bereit zu halten. Aber dieser, bekannt mit den in Madrid umlaufenden Gerüchten von dem Vorhaben des Prinzen, ließ ihm zur Antwort geben, daß alle Postpferde abgegangen wären, und begab sich nach Escurial, um das Verlangen des Prinzen dem Könige zu hinterbringen. Jetzt glaubte Philipp nachdrücklich gegen seinen Sohn verfahren zu müssen. Er eilte daher nach Madrid, berieth sich hier mit seinem Staatsrathe und ließ dann in der Nacht des 18. Jan. den Prinzen verhaften. — Ueber die Art, wie dieses geschah, meldet Llorente nach dem Bericht eines Thürstehers, der dabei zugegen war, Folgendes.

In der Nacht um 11 Uhr kam der König in völliger Rüstung mit vielen seines Staatsrathes und seiner Leibgarden in das Zimmer, in welchem der Prinz schlief. Schon hatten Officiere sich dem Bette desselben genähert, ihm Dolch, Degen und eine geladene Büchse weggenommen, als derselbe, von dem Geräusche erwachend, rief: „Wer da?" — Man antwortete: „der Staatsrath ist hier." Er sprang aus dem Bette, um nach seinen Waffen zu greifen; und als er jetzt des Königs ansichtig wurde und bestürzt fragte: „Was wollen Ew. Majestät von mir?" erwiederte dieser: „Du wirst es erfahren!" Der König ließ hierauf die Thüren und Fenster des Zimmers vernageln, befahl seinem Sohne bis auf Weiteres in dem-

sel-

selben zu bleiben und übertrug dem Herzog von Feria die Bewachung und den Staatsräthen Quizeda, Lerma und Mendoza die Bedienung des Prinzen, mit der Weisung, nichts von dem, was der Prinz befehlen werde, zu thun, bevor es ihm, dem Könige, gemeldet und von ihm genehmiget sey *). Bei diesen Worten schrie der Prinz laut: „Ew. Majestät würden besser „thun, mich zu tödten, als gefangen zu halten. Das „ist ein großes Aergerniß für das Königreich! Thuen „Sie es nicht, so werde ich mich umzubringen wissen." Der König antwortete: „Das lasse der Prinz wohl „bleiben, weil solche Handlungen sich nur von Nar- „ren denken lassen." — Der Prinz versetzte: „Ew. „Majestät behandeln mich so übel, daß ich gezwungen „seyn werde, zu diesem Aeusserſten zu schreiten, nicht „als Narr, sondern als Verzweifelnder." — Als nun der König weggegangen war, bemächtigte sich der Herzog von Feria der Schlüssel, Schreibtische und Koffer des Prinzen, ließ dieß alles zum König tragen, schickte des Prinzen Kammerdiener und übrigen Bedienten fort, stellte im Zimmer zwölf Gardisten mit einem Lieutenant auf, noch acht andere an der einen Thüre, die unvernagelt geblieben war, und blieb selbst mit Mendoza und Lerma bei dem Prinzen. In den folgenden Nächten waren immer zwei Kammerherren, die sich von sechs zu sechs Stunden ablöseten, um ihn, deck-

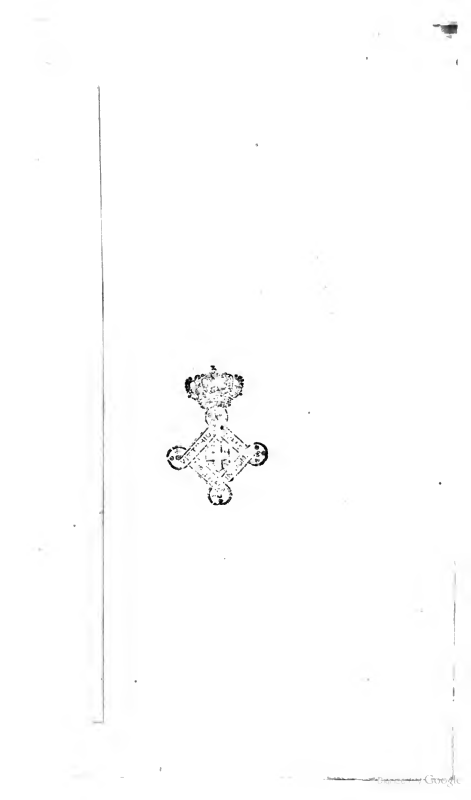
ten

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. V.



Heideloff del. L. Buchhorn sc.

*Verhaftung des Don Karlos.*



ten ihm den Tisch und brachten ihm die Speisen geschnitten. Man ließ ihm kein Messer.

Diese Gefangennehmung des Prinzen konnte kein Geheimniß bleiben, wohl aber konnte viel Zweideutiges und Gehäßiges über sie in Umlauf kommen. Der König that daher gleich am folgenden Tage (19. Jan.) allen seinen Räthen, die er zu sich beschied, kund: „er habe seinen Sohn wegen Sachen, die den Dienst „Gottes und des Königreichs beträfen, verhaftet," und leitete dann, nach einer langen Berathung mit seinem Staatsrathe (am 20. Jan.), einen Prozeß gegen den Prinzen ein, den er des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigte. Zugleich meldete er auch den geistlichen und weltlichen Behörden seines Königreichs, ferner dem Pabste, dem deutschen Kaiser und den angesehensten Gliedern seines Hauses diese Vorgänge, mit dem Betheuern, daß sein Vaterherz von selbigen aufs schmerzlichste ergriffen sey. Der Pabst, die Verwandten des Königs und unter diesen am meisten der biedre Kaiser Maximilian II. verwendeten sich nachdrücklich für den Prinzen; aber vergebens! Philipp beharrte trotz seiner Betheuerungen bei seinem Beginnen, und der Prinz blieb in Gefangenschaft.

Diese fortdauernde Gefangenschaft machte auf Don Karlos einen lebensgefährlichen Eindruck. Anfangs überließ er sich den tobendsten Ausbrüchen seines Zornes; allmählich aber gerieth er in Verzweifelung. Er wollte, wie sehr ihm auch zugeredet wurde, nicht

beich-

beichten, beobachtete kein Maß im Essen und Trinken und brachte dadurch, wie durch seinen unbändigen Zorn, sein Blut in furchtbare Wallung. Im Monat Junius schlug er jedes Nahrungsmittel aus und nahm eilf Tage lang nichts als mit Eis gekühltes Wasser zu sich, wodurch er sich wiederum so sehr schwächte, daß man an der längern Fortdauer seines Lebens zu zweifeln anfing. Als dann der König, von dem Zustande des Prinzen benachrichtiget, ihn besuchte und einige tröstende Worte zu ihm sprach, nahm er wieder Speise zu sich, aber so viel auf einmal, daß sein geschwächter Magen nicht mehr die Kraft hatte, sie zu verdauen, und ein bösartiges Fieber verbunden mit einer Gallenaustretung und Ruhr eintrat.

Inzwischen war der gegen ihn eingeleitete Prozeß in Gang gekommen. König Philipp hatte dazu eine besondere Commission ernannt, bei der er selbst den Vorsitz führte und nach ihm der Cardinal Espinosa, der nicht bloß Präsident des Staatsrathes von Castilien, sondern auch Großinquisitor war, — ein Umstand, der wahrscheinlich die Sage veranlaßt hat, daß Philipp seinen Sohn durch das Inquisitionsgericht habe hinrichten lassen. Von dieser Special-Commission wurde der Prinz nicht verhört, sondern man hielt sich bloß an Zeugen-Aussagen, an Briefe und Papiere, die man bei ihm gefunden hatte, und erklärte in Folge derselben, daß Don Karlos, theils weil er den König seinen Vater habe ermorden, theils

weil

weil er mittelst eines Bürgerkrieges die Souveränität über die Niederlande habe an sich reissen wollen, des Verbrechens der beleidigten Majestät und demnach des Todes schuldig sey. Unter wiederholten Betheuerungen des Vaterschmerzes bestätigte Philipp dieses gegen seinen (damals) einzigen Sohn ausgesprochene Urtheil, „da seinem Reiche kein grösseres Unglück widerfahren könne, als wenn es dereinst von einem Könige beherrscht würde, der aller Bildung, alles Talents und aller Tugend ermangelnd, ein Sklave der Laster und Leidenschaften, besonders zornig, wild und blutdürstig sey." Doch verlangte er, um eine Hinrichtung seines Sohnes zu umgehen, daß es scheinen möchte, als sey dessen Tod durch Krankheit herbeigeführt worden. Man sollte daher den Ausschweifungen des Prinzen im Essen und Trinken, die ihn bald ins Grab stürzen würden, nachgeben und ihn dabei überzeugen, daß sein Tod unvermeidlich, und folglich das Beichten zum Heile seiner Seele durchaus nothwendig für ihn sey.

Um diesem Verlangen des Königes zu entsprechen, deutete der Fürst von Eboli, damals Mitglied jener Special-Commission und Oberaufseher über die Bewachung des Prinzen, dem Arzte desselben, Dr. Olivarez, an, man müsse dem Prinzen die Sterbestunde beschleunigen, aber auch über seine Lage die Augen öffnen und ihn bewegen, sich auf seinen Tod vorzubereiten. Demnach gab Olivarez am 20. Jul. dem Prinzen eine Arznei, nach welcher sich dessen Krankheit verschlim-

schlimmerte, und sagte ihm dann: es sey gut, wenn er sich gefaßt mache, als guter Christ zu sterben und die Sacramente zu empfangen. Jetzt erst (21. Jul.) ließ der Prinz seinen gewöhnlichen Beichtvater, den schon oben erwähnten Diego de Chaves, zusich rufen, beichtete ihm, ließ durch ihn seinen Vater um Verzeihung bitten und empfing von ihm die Sacramente. Philipp antwortete auf das Gesuch des Prinzen: „er verzeihe ihm von ganzem Herzen, gebe ihm seinen Segen und hoffe, daß auch Gott ihm verzeihen werde." Er wollte auch persönlich seinen Sohn besuchen, aber man bemerkte ihm: der Anblick des Vaters möchte die gute Fassung des Sohnes stören. Doch als er in der Nacht vom 23. zum 24. Jul. hörte, daß Karlos dem Tode ganz nahe sey, ließ er sich nicht zurückhalten, sondern ging in das Zimmer des Prinzen, streckte die Arme zwischen die Schultern des Fürsten von Eboli und des Großpriors und gab seinem Sohne, ohne daß dieser es gewahr wurde, den Segen. Heftig weinend ging er wieder weg. Bald darauf starb der Prinz, früh um 4 Uhr, am 24. Jul. 1568, im kaum angetretenen vier und zwanzigsten Jahre seines Alters. Alle äusseren Kennzeichen eines natürlichen Todes stellten sich bei ihm ein, und Philipp konnte sich mit dem Schein eines verzeihenden Vaters umkleiden. Eben deßhalb veranstaltete er auch dem Verstorbenen ein feierliches Leichenbegängniß zu Madrid, wobei jedoch keine Leichenrede Statt finden durfte.

We-

Wenige Monate nachher starb die Königin Elisabeth, am 23. Oct. 1568. Dieses dem Tode des Prinzen so bald nachfolgende Hinsterben ließ einen Zusammenhang beider Todesfälle vermuthen und führte zu der Sage, daß Philipp den Tod der Königin angeordnet habe, um auch an ihr das Liebesverständniß zu bestrafen, das zwischen ihr und seinem Sohne Statt gefunden habe. Doch so wenig man Ursache hat (aus Gründen, die wir oben erwähnt haben) ein solches Liebesverständniß anzunehmen, so wenig kann man auch den schnellen Tod der Königin einer Gewaltthätigkeit Philipps zuschreiben. Sie starb an den Folgen einer zu frühen Niederkunft, die dreizehn Tage zuvor (am 10. Oct.) eingetreten war. Bemerken aber läßt sich dabei, in welchem Rufe Philipp stand, daß man so viel Schreckliches ihm zutrauete.

---

## V.

## Die pariser Bluthochzeit.

Als eine Abscheulichkeit, die die Geschichte Frankreichs und der römisch-katholischen Kirche brandmarkt, ist die pariser Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht des 24. Aug. 1572 zu betrachten. Denn hier erblicken wir ein schaudervolles Hinwürgen vieler Tausende schuldloser und achtungswürdiger Menschen; hier eine Mutter, die jedes bessere Gefühl in

ihrem

ihrem Sohne erstickt, ihn zur Heuchelei, zur Heimtücke, zum Menschenmord beredet; hier einen König, der, dem gemeinsten Frevler gleich, selbst die gesetzliche Ordnung zertritt, die wildesten Leidenschaften seines Volkes aufregt und schonungslos einen Theil desselben durch den andern morden läßt; hier Unterthanen, die, vom Glaubenswahn verblendet, zu Meuchelmördern ihrer Mitbürger sich entwürdigen und, jeder gesetzlichen Schranke entbunden, gleich reißenden Thieren wüthen; hier endlich sehen wir, wie die katholische Kirche voll grimmigen Hasses gegen die protestantische, die Dolche verschärfte, die die Herrschsucht geschliffen hatte, unverholen jenes Blutbad billigte und Freudenfeste zur Feier desselben anordnete.

Vielleicht kann es zweifelhaft scheinen, ob es besser sey, von solchen Abscheulichkeiten zu schweigen, oder zu reden. Denn wahr ist es, sie empören das sittliche Gefühl, sie erscheinen als eine Entweihung der königlichen Majestät, sie nähren den Widerwillen gegen das Pabstthum und können den Glauben an die Menschheit erschüttern. Aber sie stellen auch edle Charactere auf, warnen vor Arglist und Religionshaß, ermuntern zum treuen Festhalten an den Segnungen der protestantischen Kirche, die unter Trübsal und Jammer erkämpft wurden, und führen zur Ehrfurcht und Ergebenheit gegen Fürsten und Herren, die, der Gottheit ähnlich, weise, gerecht und gütig, mit Vatersorge alle ihre Unterthanen umschirmen. Und wie wir überhaupt

haupt das Gute preisen sollen, damit es dankvolle Anerkennung, eifrige Nachahmung und durch beides den schönsten Lohn finde, den Menschen ihm geben können: so sollen wir auch das Böse nicht verschweigen, damit der Abscheu gegen dasselbe rege erhalten werde, und die Furcht vor brandmarkendem Nachruf die schrecke, die edle Beweggründe vom Bösen zurückzuhalten nicht vermögen.

Wenn und durch wen der erste Gedanke der pariser Bluthochzeit aufkam? ob sie das Werk einer plötzlich empörten Leidenschaft, oder die faule Frucht eines lang überlegten und mühsam eingeleiteten Planes war, und ob sie zufällig oder absichtlich ihre gräßliche Ausdehnung erhielt? — das alles läßt sich nicht genau bestimmen. Ihr Entstehen ist mit Dunkelheiten umhüllt. Und wie kann es auch anders seyn? Gräuelthaten, wie diese, schleichen im Dunkeln, ehe sie ans Licht treten; sie werden bei ihrer Entstehung und Verbreitung als Geheimnisse behandelt, und gern sucht jeder, der zu ihrem Hervortreten mitwirkte, seinen Antheil an denselben zu verbergen, um den Fluch derselben von sich auf Andre zu wälzen. Nur so viel läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß die Gräuelthat, von der hier die Rede ist, aus Religionshaß und Herrschsucht hervorging.

Der hartnäckige Widerstand, den die Hugenotten troß aller Niederlagen leisteten, führte die Königin-

Mutter, die seit den Tagen Franz II. die Regierung leitete, Katharine von Medici, eine eben so bigotte, als herrschsüchtige und ränkevolle Frau, zu der Ueberzeugung, daß nicht auf dem Wege offener Gewalt, sondern nur durch listig angesponnenen Betrug die Unterdrückung der Hugenotten bewirkt werden könnte *). Sie ließ daher den dritten hugenottischen Krieg durch einen Frieden endigen (zu St. Germain en Laye, 8. Aug. 1570), der den Hugenotten freie Religionsübung, Wiederherstellung der eingezogenen Güter, Zutritt zu den Staatsämtern, vier Sicherheitsplätze, kurz mehr verwilligte, als sie nach den glorreichsten Siegen hätten fordern können, und vermochte dann ihren Sohn, König Karl IX., den Häuptern der Hugenotten mit Aeusserungen der Freundschaft und Güte

*) Wahrscheinlich ist es, daß der Herzog von Alba bei einer Unterredung zu Bayonne (im Jun. 1565) zuerst diesen Gedanken bei Katharinen erregte. Denn Thuanus (Hist. XXXVI, p. 733) sagt: Ad ultimum in Albaui sententiam itum, qui ita Philippo videri ajebat, ut summa capita decuterentur etc. — Addit Franciscus Lanovius ex Albani ore hanc vocem exceptam, in ranunculis capiendis inutilem operam insumi, salmonum ac majorum piscium piscationi serio incumbendum esse etc. Katharine hatte daher schon nach dem Frieden von Longjumeau, der den zweiten hugenottischen Krieg endigte (1568), die damaligen Hugenotten-Häupter, den Prinzen Ludwig von Condé und den Admiral von Coligny, zu fangen gesucht (Aug. 1568); aber diese, gewarnt, entgingen der drohenden Gefahr durch schleunige Flucht, und der dritte hugenottische Krieg (Sept. 1568 bis Aug. 1570) war Folge dieses Anschlags und seiner Vereitelung.

Güte entgegen zu kommen, um diese dadurch an den Hof und dort in das Verderben zu locken.

An der Spitze der Hugenotten standen damals die bourbonischen Prinzen Heinrich von Navarra (nachmals König von Frankreich) und dessen Vetter Heinrich von Condé *). Aber beide, noch jung und unerfahren, waren mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach Häupter derselben. Ihr eigentliches Haupt oder die Seele aller ihrer Unternehmungen war Caspar von Coligny, geboren 16. Febr. 1517, seit 1552 Admiral von Frankreich. Dieser, seit seinem Aufenthalte in den Niederlanden, wo er nach der Einnahme von St. Quentin (1557) eine Zeitlang als spanischer Gefangener gelebt hatte, dem Protestantismus öffentlich zugethan, vereinigte in sich ungeschminkte Redlichkeit und Frömmigkeit mit den ausgezeichnetsten Feldherrentalenten. Er war tapfer und besonnen in Gefahren, standhaft im Unglück und reich an Hilfsmitteln, um Widerwärtigkeiten zu besiegen oder zu mindern. Er besaß daher das Vertrauen der Hugenotten, die er mit seinem Rathe und unerschütterlichem Muthe leitete, und auf deren Bestehen er den wichtigsten Einfluß hatte. Aber gerade deswegen suchte

 Ka-

*) Heinrich von Condé war der Sohn des Prinzen Ludwig von Condé, dieser, der in der Schlacht von Jarnac (1569) getödtet wurde, Sohn des Prinzen Karl von Bourbon, Herzogs von Vendome, und Bruder Antons, des Vaters Heinrichs IV.

Katharine bei ihrem Hasse gegen die Hugenotten ihn vor allem zu unterdrücken. Darum hatte sie ihm schon zu Noyers im Jahr 1568 Nachstellungen bereitet, darum im Jahre 1569 das pariser Parlament veranlaßt, ihn als einen Beleidiger der Majestät zu ächten und einen Preis von 50,000 Goldgülden auf seinen Kopf zu setzen, und darum ersahe sie ihn auch jetzt als das erste und wichtigste Opfer ihrer Plane.

Auf ihren Rath oder wenigstens mit ihrer Beistimmung sendete Karl IX. am Anfange des Jahres 1571 nach Rochelle, wo damals der Admiral mit den Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé sich aufhielt, Abgeordnete, die den letzten Frieden erneuern, zur Befestigung desselben eine Vermählung zwischen des Königs Schwester Margarethe und dem Prinzen Heinrich von Navarra vorschlagen und den Admiral einladen sollten, zur Verabredung eines Krieges mit Spanien zu Gunsten der Niederländer an den Hof zu kommen. Diese glänzenden Anerbietungen schienen dem Admiral und seinem Anhang anfangs bedenklich: sein heller Verstand sagte ihm, daß solche Freundlichkeit mit dem Haß und Verfolgungsgeiste, den der Hof bisher gegen die Protestanten bewiesen, und mit den fortdauernden Bedrückungen der letzteren im Widerspruche stånden, und ein warnendes Gefühl ließ ihn einen geheimen Plan zu seinem Verderben ahnen. Gleichwohl wünschte er aus Vaterlandsliebe mit dem Hofe in Frieden zu leben, und äusserst willkommen war

ihm

ihm der Gedanke, seine Partei durch jene Vermählung verstärkt zu sehen und seinen Glaubensgenossen in den Niederlanden oder dem Prinzen Wilhelm von Oranien, seinem Freunde, gegen Spanien beistehen zu können. Er suchte daher auf verschiedenen Wegen die wahren Gesinnungen Karls IX. uud seiner Mutter zu erforschen. Aber seine Nachforschungen wurden durch die Arglist des Hofes, dem sie nicht unbekannt blieben, irre geleitet. Er hörte, daß der König den ihn umgebenden Hugenotten Güte und Freundlichkeit bewies, oft und vertraulich über den Krieg gegen Spanien mit ihnen redete und dem Admiral den Oberbefehl in diesem Kriege bestimmte; dann, daß die Guisen aus Unwillen über die Auszeichnung, die den Hugenotten bewiesen würde, sich vom Hofe entfernt hätten, daß die Königin Katharine und der Herzog von Anjou mit eben dieser Auszeichnung unzufrieden wären, und daß der König ganz andre Gesinnung, als letztere, gegen die Hugenotten hegte. Bei solchen Nachrichten ward sein sonst so heller Verstand durch Aussichten, die seinen Wünschen schmeichelten, umnebelt; das Mißtrauen, das er bisher gegen den König gehegt hatte, verschwand; und er begann an die Sinnesänderung desselben zu glauben. Ein abermaliger Beweis, wie leicht auch einsichtsvolle Biedermänner von Arglist und Bosheit umstrickt werden können! Je weiter sie selbst von diesen Entartungen der Menschheit entfernt sind, desto schwerer wird es ihnen, an die Arglist und Bosheit

Andrer

Andrer zu glauben, oder die versteckten Gewebe derselben zu durchschauen.

Nicht länger vermochte es also Coligny, den Einladungen des Königs, dem Zureden seiner Freunde und seinen eignen Wünschen zu widerstehen. Gegen Ende des Sommers 1571 kam er mit einem zahlreichen Gefolge nach Blois, wo damals der Hof sich aufhielt, und wurde mit ungewöhnlichen Freudensbezeigungen aufgenommen. Mit Thränen in den Augen warf er sich dem Könige zu Füßen; aber dieser richtete ihn auf, nannte ihn „Vater" und rief: „Ein erwünschterer Tag ist mir nie erschienen als dieser, an dem ich durch eure Gegenwart den Krieg geendigt und die Ruhe meines ganzen Reichs gesichert sehe! Jetzt habe ich euch, und ihr sollt ferner nicht von meiner Seite weichen *)." Auch die Königin Katharine und des Königs Brüder, die Herzoge von Anjou und Alençon, empfingen ihn mit Freundlichkeiten und Schmeicheleien. Von nun an war er fast immer um den König, und dieser nahm ihn wieder in den Staatsrath auf, gab ihm 100,000 Livres als Ersatz für erlittene Kriegsschäden, überließ ihm einen Theil der Einkünfte seines vor kurzem verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon, söhnte ihn mit den Guisen aus und erlaubte ihm nach einigen Wochen sein Bißthum Chatillon zu besuchen. Als dann Coligny im Novem-

*) Thuanus, lib. XLVIII. pag. 1018.

November desselben Jahres (1571) an den Hof zurückgekehrt war, fuhr der König fort, ihn auf das freundschaftlichste zu behandeln, äusserte gegen ihn ein unbegrenztes Vertrauen, und besprach sich mit ihm vornehmlich über die Vermählung des Prinzen von Navarra, über den Krieg in den Niederlanden und über ein dahin gehöriges Bündniß mit der Königin Elisabeth von England und mit den Protestanten in Deutschland. Wirklich kam auch ein Bündniß mit England zu Stande (19. Apr. 1572), und Gesandte gingen nach Deutschland, um ein ähnliches mit den dasigen Protestanten abzuschließen. Vor allem aber wurde die Vermählung des Prinzen von Navarra mit des Königs Schwester zur Richtigkeit gebracht (11. Apr. 1572). Dieß bewog die Mutter des Prinzen, Johanna, Königin von Navarra, dann den Prinzen selbst, seinen Freund Heinrich von Condé und viele andere hugenottischen Großen an den Hof zu kommen, der sie mit Ehrenbezeigungen empfing und mit ausgezeichneter Freundlichkeit behandelte.

Den Frauen ist bei größerer Zartheit des Gefühls eine größere Regsamkeit des Ahnungsvermögens eigen, als den Männern. Dieß äusserte sich auch bei der Königin von Navarra. Nur mit widerstrebendem Herzen war sie von Rochelle nach Blois gekommen; trübe Besorgnisse erfüllten ihre Seele, als sie den französischen Hof hatte näher kennen lernen; die Freundlichkeit, mit der derselbe ihr und den Hugenotten ent-

gegen

gegen kam, erschien ihr als die Hülle eines schwarzen Verraths; nur mit Mühe konnte sie ihre Empfindungen vor ihrer Feindin, der Königin Katharine, zurückhalten. Und wie gegründet waren ihre Ahnungen! Kaum war sie in Paris eingetroffen, wo sie zur Vermählung ihres Sohnes Vorkehrungen treffen wollte, als sie nach fünftägiger Krankheit plötzlich verschied (8. Jun. 1572). Das Gerücht meldet, daß sie durch Handschuhe vergiftet worden sey. Aber nicht ihr Tod, nicht ihre Ahnungen, nicht die Warnungen seiner Freunde konnten die Verblendung des Admirals verscheuchen. Im blinden Glauben an die Aufrichtigkeit des Königs folgte er dem Hofe nach Paris.

Zu Paris wurde am 18. Aug. 1572 die Vermählung der Prinzessin Margarethe mit dem König von Navarra (diesen Titel führte Heinrich seit dem Tode seiner Mutter) unter großem Gepränge vollzogen und drei Tage lang (19. — 21. Aug.) mit den ausgesuchtesten Lustbarkeiten begleitet. Dabei schien das Vergangene vergessen, und ausgetilgt aller Zwiespalt zwischen den Hugenotten und Katholiken, oder den Bourbons und Guisen, die jetzt an den Hof zurückgekehrt waren. Zwar argwöhnten einige der Hugenotten mitten unter dieser vergnüglichen Ruhe das Nahen eines gewaltigen Sturmes und verließen eiligst Paris; aber der größere Theil von ihnen blieb sorglos zurück. Coligny selbst war von jedem Verdachte so

fern,

fern, daß er die Warnungen, die ihm von vielen Seiten zukamen, mit Unwillen zurückwies.

Und nicht ohne allen Grund scheint sein Glaube an die Sinnesänderung des Königs gewesen zu seyn. Wohl mochte Karl IX. anfangs heucheln, als er den Admiral zum ersten Male in Blois bewillkommte: — er war von Natur zur Heuchelei, wie zum Jähzorn, geneigt, und sein Beichtvater hatte ihm eingeschärft, er werde nie ruhig regieren, so lange er neben seiner Religion eine andere dulde. Auch ging die Rede, er habe nach dem freundlichen Empfang der Königin von Navarra seine Mutter gefragt: „ob er seine Rolle gut gespielt habe?“ worauf Katharine geantwortet habe: „Recht schön aber dieser Anfang werde wenig nützen, wofern er nicht so fortfahre*).“ Allmählich aber gewann der Admiral die Gewalt über ihn, die große Geister über schwache Seelen behaupten. Karl IX. lernte ihn bei fortgesetztem Umgang achten und gab sich ihm so hin, daß selbst Katharine, der päbstliche Gesandte und die Guisen deshalb besorgt zu werden anfingen. Doch bei seiner Geistesschwäche war Karl IX. fester Gesinnungen unfähig; bald gelang es daher seiner Mutter, ihn aufs neue gegen den Admiral einzunehmen. Damit er aber völlig von demselben losgerissen und der ganzen hugenottischen Partei ein Hauptschlag ver-

*) Thuanus lib. LII, pag. 1045. und Memoires de Sully. à Paris 1814. Tom. I. pag. 27.

versetzt würde, sollte der Admiral sterben. Dazn wurde, wie wahrscheinlich ist, zwischen Katharinen, ihrem Lieblingssohn Heinrich und den Guisen ein Plan verabredet und gleich nach Beendigung jener Hochzeitsfeierlichkeiten zur Ausführung desselben geschritten.

Als der Admiral am 22. Aug. Vormitttags 11 Uhr mit einigen seiner Freunde und Diener aus dem königlichen Palaste, dem Louvre, nach seiner Wohnung zurückkehrte, zu Fuß und langsam, indem er ein Schreiben las, wurden aus dem Fenster eines guisischen Hauses mit einem Schuß zwei Kugeln gegen ihn gefeuert. Die eine dieser Kugeln zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, die andere verwundete seinen linken Arm. Seine Begleiter geriethen in schreckenvolle Bestürzung; er aber blieb gefaßt. Er wies auf das Haus hin, aus welchem der Schuß geschehn war, ließ sogleich dem Könige den Vorfall melden, und ging, während dem Mörder vergebens nachgespürt wurde, (derselbe war durch eine Hinterthüre entflohen), von seinen Begleitern unterstützt, ruhig in seine nicht weit entfernte Wohnung. Als einige der Seinigen die Vermuthung äusserten: „Die Kugeln möchten vergiftet seyn;" rief er ihnen zu: „Es wird nichts geschehn, als was Gott beschlossen hat." Gleiche Fassung bewies er auch nachher, da ihm der Finger abgelöset und der Arm aufgeschnitten wurde. Als in diesen Augenblicken der König von Navarra und der Prinz von Condé zu ihm kamen, sagte er:

„Das

„Das ist also die schöne Aussöhnung mit dem Herzoge von Guise, für die der König selbst Bürge geworden ist.“ Viele drangen in ihn, er möchte ungesäumt Paris verlassen; er aber erklärte sich nachdrücklich dagegen, um nicht, wie er sagte, den König durch Mißtrauen zu beleidigen, oder einen neuen Bürgerkrieg zu entzünden.

Der König selbst äusserte ein Benehmen, welches zu der Vermuthung hinführt, daß der Anschlag gegen das Leben des Admirals ohne sein Vorwissen verübt worden war. Eben mit dem Ballspiel beschäftigt, als ihm das Geschehene gemeldet wurde, rief er heftig entrüstet aus: „Werde ich denn niemals ruhig seyn können und täglich neue Händel haben?“ Und dabei blickte er den Herzog von Guise so zornig an, daß dieser sich eiligst entfernte. Zugleich befahl er, daß dem Mörder nachgesetzt würde, verordnete eine Untersuchung des Vorgangs und suchte die Hugenotten, die um ihn waren, zu beruhigen. Nachmittags um 2 Uhr besuchte er den Admiral. Seine Mutter, sein Bruder Heinrich und einige Große begleiteten ihn, vielleicht um ihn nicht aus den Augen zu lassen, oder um eine geheime Unterredung zwischen ihm und dem Admiral zu hindern. Mit Theilnahme in Miene und Worten erschien er vor demselben. „Ihr habt,“ rief er ihm zu, „die Wunde, ich den Schmerz; aber ich „schwöre, daß ich diese That auf eine Art bestrafen „werde, die immer im Andenken bleiben soll.“ Coli-

ny

ny dankte ihm für diese Aeusserung des Wohlwollens, bezeugte ihm Ergebenheit und Vaterlandsliebe, und bat ihn, den Krieg in den Niederlanden nicht aufzugeben und die Hugenotten bei den ihnen zugesicherten Freiheiten zu schützen. — Der König ertheilte dem Pflichteneifer des Admirals große Lobsprüche, und unterredete sich auf dessen Bitten eine Zeitlang mit ihm ins geheim, bis die Königin diese Unterredung unterbrach durch die Bemerkung, daß zu viele Anstrengung dem Kranken schaden könne. Der König wendete sich daher nach einer andern Seite, ließ sich die aus dem Arme geschnittene Kugel zeigen und ermahnte die Diener ihren Herrn treulich zu pflegen. So verstrich eine Stunde, nach deren Verlauf er sich wieder entfernte. Jetzt berathschlagten sich die Häupter der Hugenotten aufs neue, ob sie in Paris bleiben oder sich entfernen sollten. Der Anschlag gegen das Leben des Admirals ließ sie Gefahr ahnen; aber die Aeusserungen des Königs beruhigten sie, und sie beschlossen zu bleiben.

Ganz andre Betrachtungen fanden indessen im Louvre Statt, wo jetzt erst (am 22. und 23. Aug.), wie es scheint, das verruchte Blutbad, das mit dem Namen der pariser Bluthochzeit bezeichnet ist, verabredet wurde. Die Königin nämlich und ihre Partei fühlten, daß durch die Verwundung des Admirals ihre Plane mehr gestört als gefördert worden waren. Sie sahen die Hugenotten aus der Ruhe und Arglosigkeit,

zu

zu der selbige nur mit Mühe gebracht worden waren, aufgeschreckt, und hatten damit nichts gewonnen, da selbst der Admiral nach Aussage der Aerzte bald wieder hergestellt werden würde; sie fürchteten, der Admiral möchte nach seiner Wiederherstellung dem Hofe noch schlimmeres Unheil, als vorher, zufügen, und meinten eine solche Gelegenheit, alle Hugenottenhäupter wie mit einem Schlage zu treffen, möchte nie wieder eintreten. Sie beschlossen daher, den Admiral mit allen Hugenotten zu ermorden. Nur der König von Navarra sollte wegen seiner königlichen Würde und wegen seiner Verwandtschaft mit dem Hofe, und der Prinz von Condé wegen der Fürbitten seines Schwagers, des Herzogs von Nevers, von dem allgemeinen Blutbade ausgenommen werden. Unentschieden war es freilich noch, ob auch Karl IX. diesem Beschlusse beitreten würde: bei dem Wohlwollen, das er für den Admiral aufgefaßt und diesem eben erst geäussert hatte, konnte er leicht andrer Meinung seyn. Aber er war schwach, wankelmüthig, furchtsam, zu jeder Frevelthat geneigt, und daher eben so leicht umzustimmen, als zu dem Abscheulichsten hinzuführen. Das wußte die arglistige Katharine, und ihr und ihren Umgebungen, unter denen der Marschall von Retz genannt wird, gelang es, den König durch Vorspiegelungen der Schrecknisse, die seinem Leben und Ansehn von Seiten der Hugenotten droheten, und der Vorwürfe, die er wegen eines erkalteten Religionseifers auf sich laden würde, dahin

zu

zu bewegen, daß er endlich, wie ein Rasender ausrief: „Weil es denn so seyn muß, so will ich, daß dieser Coligny und mit ihm die ganze Ketzerbrut vertilgt werde, damit keiner übrig bleibe, der mir einen „Vorwurf machen könne."

Nach dieser Zustimmung des Königs (am 23. Aug.) wurde die nächstfolgende Nacht, mit der das Fest des heiligen Bartholomäus begann, zur Ausführung des schrecklichen Vorhabens bestimmt und dazu unter Leitung des Herzogs von Guise Vorkehrung getroffen. Die Truppen des Königs, so wie die katholische Bürgerschaft zu Paris, schon vorher in Gährung gebracht, wurden zum Morde der Hugenotten aufgefordert; Waffen wurden ausgetheilt, die Plätze angezeigt, auf denen sich jeder bewaffnet, mit einem weißen Kreuze auf dem Hute und einem weißen Tuch um den Arm, einfinden sollte, die Zeichen des Ueberfalls verabredet, und daß die Häuser der Katholiken erleuchtet seyn sollten. Als Coligny, auf die Nachricht von bedenklichen Bewegungen der pariser Truppen und Bürger, um Beschützung seiner Wohnung bat, wurde ihm der Oberst der Leibwache, Cosseins, einer seiner ärgsten Feinde, mit ungefähr 50 Mann vom Könige zugesendet. Zugleich erging der Befehl, daß alle Katholiken in der Nähe des Admirals ihre Häuser verlassen und den hugenottischen Edelleuten einräumen sollten; auch wurde der König von Navarra aufgefordert, sich mit seinen Vertrautesten in das Louvre zu begeben, so daß also die Huge-

Hugenotten zu Paris, wie eine zusammengetriebene Heerde, von der Mordgier ihrer Henker leicht getroffen werden konnten.

Merkwürdig ist es, als ein Zeichen von der Macht des Gewissens, daß, als der entscheidende Augenblick nahete, der König wankte, ja auch Katharine und ihre Umgebungen in Angst geriethen. Aber zu spät regte sich in ihnen dieses Gefühl der Menschlichkeit. Schon hatte das Zeichen zum Morden ertönt; schon hatte das Blutvergießen begonnen, und nicht mehr möglich war es, den entfesselten Leidenschaften Schranken zu setzen.

So bald nämlich, nach Mitternacht um 1 Uhr, das Zeichen mit einer Glocke gegeben worden war, hatte sich der Herzog von Guise mit einigen Großen seiner Partei und dreihundert Soldaten nach dem Hause des Admirals begeben, um mit der Ermordung dieses Hauptes der Hugenotten, das Hinwürgen derselben zu beginnen. Als er erschien, befahl Cosseins, im Namen des Königs das Thor zu öffnen. Dieß geschah, und der, der es öffnete, wurde niedergestoßen. Fünf Schweizer, die in dem Innern des Hauses Wache hielten, suchten den weitern Fortgang der Mörder zu hindern. Sie verrammelten die Treppe mit Tischen und Kisten; aber die Mörderbande brach durch diesen Verhack, tödtete die Schweizer und drang nach dem Gemach des Admirals. Dieser, durch den Lärm aus dem Schlafe aufgescheucht, hatte sich aus dem Bette er=

erhoben. Als er nun die Lage der Dinge erkannte, rief er den wenigen, die um ihn waren, zu: „sie möchten sich retten, wenn sie könnten; seine Stunde sey gekommen, und er habe sich schon längst dazu vorbereitet." Sie flohen; er aber lehnte betend sich an die Wand. Da drang, seinen Genossen, dem Italiener Petrucci und dem Franzosen Sarlabour, voraus eilend, ein Deutscher, der im Dienste der Guisen von Kindheit auferzogen war, Namens Beme oder Böhm, mit gezücktem Schwerte herein und schrie dem Admiral zu; „Bist du Coligny?" Unerschrocken antwortete dieser: „Ich bins; und du junger Mensch, solltest Achtung haben für meine grauen Haare!" Doch, ohne zu antworten, stieß ihm Böhm das Schwert durch die Brust *). Dasselbe thaten die inzwischen hinzugekommenen beiden Andern, so daß der Admiral unter vielen Streichen starb. Jetzt rief Böhm dem im Hofe harrenden Herzog von Guise zu: „Das ist vollbracht!" Dieser aber verlangte, um sich hiervon zu überzeugen, daß der Leichnam des Admirals heruntergeworfen werden sollte; und als dieß geschehen war, wischte er, um seiner Freude gewiß zu seyn, das Blut aus dem Gesichte des Todten, trat ihn mit dem Fuße und gab ihn der Wuth des Pöbels Preis.

Unterdessen hatte das Blutbad, mitten unter dem Läuten der Sturmglocken und dem Auflodern der

Fa-

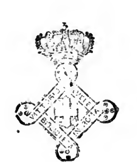
*) Hierher gehört das Kupfer, Taf. VI.

B.V.T.VI.



Heideloff del. 1826 A. Schule sc. Lipsiae.

Ermordung des Admirals von Coligny.



Fackeln und Pechkränze, auch in andern Häusern und Straßen, wo Hugenotten wohnten, begonnen und war mit wachsender Wildheit fortgeschritten. Um das Volk aufzureizen, schrieen die Abgeordneten des Hofes den Bürgern von Paris zu: „Eine Verschwörung des Admirals und aller Hugenotten gegeen das Leben des Königs, der Königin, des Königs Brüder und selbst gegen Heinrich von Navarra sey entdeckt worden; dieser Verschwörung müsse man zuvorkommen; sie möchten also keines der Hugenotten schonen und die Güter derselben als eine rechtmäßige Beute an sich bringen: so wolle es der König!" Und der Marschall Tavannes rief mit Hohngelächter: „Nur immer zu mit diesen Aderlässen; sie sind im August so gesund, als im Mai!" — So aufgeregt fielen die, die anfangs vor dem Blutvergießen zurückgebebt hatten, mit wilder Wuth über ihre Mitbürger. In Straßen und Häusern erhob sich ein furchtbares Morden. Weder Vornehme noch Gemeine, weder Männer noch Weiber, weder Greise noch Kinder wurden verschont; alles, was Hugenott hieß oder war, wurde niedergestochen, oder erschossen, oder aus den Fenstern gestürzt oder in die Seine geschleppt. Nur wenige der Hugenotten leisteten einen vergeblichen Widerstand; die meisten wurden durch das Andringen der Mörder überrascht, von der Uebermacht derselben erdrückt und, wenn sie einer Bande derselben entronnen waren, von einer andern erwürgt. Nirgends gab es für sie Sicherheit,

nicht einmal im Louvre. Auch in diesen Palast des Königs brach das Morden ein, traf hier die Vertrauten und Diener des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, und verfolgte einige bis in das Schlafgemach der neuvermählten Königin. Ja, was diese Auftritte in ihrer ganzen Gräßlichkeit darstellt, der König selbst, er, der Vater seines Volkes seyn sollte, Karl IX., rief nicht nur seiner Garde zu, keines Hugenotten zu schonen, sondern schoß auch mit langen Flinten, die man ihm nach einander laden mußte, unter die Unglücklichen, die, um ihren Verfolgern zu entgehen, über die Seine setzen wollten.

Ehe noch der Tag anbrach, ließ er den König von Navarra und den Prinzen von Condé zu sich rufen. Als sie erschienen, erklärte er ihnen, daß, obschon sie es nicht verdient hätten, ihnen allein unter allen rebellischen Ketzern das Leben geschenkt seyn sollte; dagegen fordere er von ihnen treuen Gehorsam, Abschwörung der Ketzerei und Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche. Sie gaben ausweichende Antworten: der König von Navarra bat um Schonung seines Gewissens und versprach im übrigen Gehorsam; der Prinz von Condé, von hitziger Gemüthsart, antwortete kühner: „er könne von dem Glauben nicht lassen, den er durch Gottes Gnade als den rechten erkannt habe." Darüber wurde der König heftig erzürnt, schalt ihn einen Aufwiegler, einen Hochverräther und eines Hochverräthers Sohn. Endlich gab er beiden Prinzen drei

Tage

Tage Bedenkzeit; und als sie nach Verfluß derselben abermals vor ihm erschienen und abermals zweideutig antworteten, schrie er ihnen unter fürchterlichen Flüchen zu: „Messe, Tod oder Bastille!“ Hierauf erreichte er einen Theil seiner Absicht: die Prinzen entschlossen sich, in die Messe zu gehen.

Drei Tage lang dauerte das Morden in Paris mit der gräßlichsten Wuth; aber noch länger dauerte es, ehe das aufgeregte Volk in die Schranken gesetzlicher Ordnung zurückgebracht werden konnte: nicht bloß Religionshaß, sondern auch Rachgier und Raubsucht setzten dasselbe in Flammen, weshalb auch viele Katholiken, die reich waren oder boshafte Feinde hatten, umgebracht wurden. Darauf entstand auch in vielen Städten und Gegenden des französischen Reiches ein ähnliches Blutbad gegen die Hugenotten. Denn theils schritten benachbarte Orte freiwillig zu Gewaltthaten, theils forderte ein königlicher Befehl (vom 28. und 30. Aug.) zu selbigen auf. Doch hatten einige Statthalter, wie die in der Provence, Dauphiné, Bourgogne und Auvergne den ehrenwerthen Muth, sich diesem königlichen Befehle zu widersetzen. Namentlich schrieb der Befehlshaber zu Bayonne, d'Orthe, an den König: „Er habe unter den Seinigen nur brave Soldaten und gute Bürger, aber keinen Henker gefunden.“

Die Zahl der Ermordeten läßt sich nicht mit Gewißheit angeben: wer wäre auch im Stande gewesen,

 die

die Unglücklichen alle zu zählen, die in jener schaudervollen Nacht und in den darauf folgenden Tagen zu Paris, dann in den Provinzen Frankreichs fielen? Wir müssen uns daher mit Vermuthungen begnügen. Diese berechnen, nach Sully's Angaben, die Zahl der binnen acht Tagen in Frankreich ermordeten Protestanten auf 70,000 *). Eine furchtbare Anzahl, die noch furchtbarer erscheint, wenn man bedenkt, daß alle diese Tausende nicht für irgend einen großen Zweck fielen, sondern die bedauernswerthen Opfer des Religionshaßes, der Herrschsucht, der Anmaßlichkeit, überhaupt der niedrigsten Leidenschaften wurden.

Doch wurde die Absicht, die Karl IX. oder seine Mutter und deren Anhang bei diesem Blutbade hatten, nicht erreicht. Die Zahl der Hugenotten, welche demselben entging, war größer als die, welche demselben erlag. Ihre Partei dauerte fort, und sie erhob sich im Gefühl der erlittenen Unmenschlichkeit bald wieder so drohend, daß Karl IX. schon nach zwei Monaten (am 28. Oct. 1572) aufs neue Schutz und Rückgabe ihrer Güter ihnen zusichern mußte, ohne dadurch einen neuen Krieg im Innern Frankreichs abwenden zu können. Die Prinzen selbst, Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, gingen,

*) Memoires de Sully. Tom. I. p. 54: On fait monter à soixante-dix mille le nombre de protestants massacrés pendant huit jours dans tout le royaume.

gen, so bald sie dem Hofe entrinnen konnten, zur protestantischen Kirche zurück, und die Bourbons wurden nicht, wie die Guisen gewünscht hatten, verdrängt, sondern bestiegen nach einer Reihe blutiger Kriege den französischen Thron. Und so wenig die Urheber der pariser Bluthochzeit ihre Absichten erreichten, so wenig konnten sie auch dem verdienten Abscheu bei der Mit- und Nachwelt entgehen. Freilich wurde in den Hauptsitzen der römisch-katholischen Kirche, zu Rom und zu Madrid, das gräßliche Blutbad mit Jubel vernommen, durch Freudenfeste gefeiert und „ein heilsamer Staatsstreich" genannt; aber in allen andern europäischen Städten und Ländern erregte dasselbe gerechtes Schaudern und Entsetzen; ja selbst in Frankreich wurde es von allen rechtlichen Katholiken verabscheut *), und der biedersinnige Kaiser Maximilian II., der Schwiegervater Karls IX., äusserte unverholen: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; ich würde ihm treulich als Vater abgerathen haben." Auch starb ein großer Theil derer, die zu diesem Blutbade mitgewirkt hatten, eines gewaltsamen und schrecklichen

*) De Thou, damals Präsident des pariser Parlaments, wendete wie sein Sohn, der Geschichtschreiber, dem wir hier größtentheils gefolgt sind, sagt, (lib. LII. pag. 1058), auf die pariser Bluthochzeit die Verse des Statius an:

Excidat illa dies aevo, nec postera credant
Saecula; nos certe taceamus, et obruta multa
Nocte tegi propriae patiamur crimina gentis.

lichen Todes: Karl IX. endigte unter furchtbaren Gewissensqualen (19. Mai 1574), nicht minder auch seine Mutter Katharine (5. Jan. 1589). — Und so bewährte sich auch hier, daß auf dem Wege der Missethat kein Segen reift.

---

## VI.

## Leben und Tod Heinrichs. IV.

Ausgezeichnet war Heinrich IV. schon durch sein Aeusseres, durch seine schöne Gesichtsbildung, seinen edlen, offenen Anstand, sein argloses, freundliches Betragen; aber noch ausgezeichneter war sein Inneres, in welchem alle Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters gleichsam ausgeprägt waren, heller Verstand, unerschrockener Muth, lebhaftes Ehrgefühl, rastlose Thätigkeit, Beweglichkeit der Empfindungen, Gegenwart des Geistes bei unerwarteten Ereignissen, Heiterkeit und Scherz selbst unter Gefahren und Drangsalen. Ja auch in seinen Schwächen, zu denen vorzüglich sein Hang zu Liebeshändeln gerechnet wird, gehörte er den Franzosen an. In einem noch edlern Sinne gehörte er ihnen an durch seinen thätigen Eifer für Frankreichs Heil und Ruhm, durch sein väterliches Wohlwollen gegen seine Unterthanen und durch die umsichtige, rastlose und erfolgreiche Regentensorgfalt, mit der er alle Zweige der Staatsverwaltung um-

umfaßte. Darum preiset auch Frankreich keinen seiner Könige, selbst nicht Ludwig den Heiligen, mit solcher Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung, als Heinrich IV. Selbst in den Zeiten der französischen Revolution, in denen der Königsname verrufen war, wurde sein Andenken geehrt, und noch mehr jetzt, seitdem das Haus Bourbon den französischen Thron, auf welchen er zuerst es führte, von neuem bestiegen hat. Aber auch jeder, der Großes und Gutes zu schätzen weiß, fühlt sich zu diesem großen und guten König hingezogen und verfolgt ihn mit Theilnahme auf der wechselvollen Bahn seines Regentenlebens, auf der er bald als glorreicher Held, bald als wohlmeinender Fürst, erst als Ueberwinder, dann als Vater seines Volkes, zuletzt als Opfer eines blinden Hasses erscheint. Zweckmäßig also ist es, auch hier von ihm zu reden, und in einem kurzen Abriß seines Lebens vorzüglich die Züge aufzufassen, welche die Großartigkeit seines Charakters bezeichnen.

Heinrich IV. war zu Pau in der Provinz Bearn am 13. Dec. 1553 geboren. Sein Vater, Anton von Bourbon, ein Abkömmling Roberts, des ältesten Sohnes Ludwigs des Heiligen, und durch Vermählung König von Navarra, war ein schwacher und unsteter Mann, zwar tapfer im Kriege, aber ohne Selbständigkeit und eben so veränderlich in Liebeshändeln, als in der Religion und Politik; seine Mutter dagegen, Johanna, Erbtochter Alberts, Königs von

von Navarra, war eine vortreffliche Frau, von hellem Verstande, muthvoller Entschlossenheit und innigem Gefühl für Recht und Wahrheit. Sie vornehmlich leitete nach dem frühen Tode ihres Vaters (1555) und ihres Gatten (1562) die Erziehung Heinrichs, ermunterte ihn zur Ertragung großer Beschwerlichkeiten, führte ihm geschickte Lehrer zu, und erfüllte ihn mit Liebe zu dem protestantischen Glauben und mit Widerwillen gegen die Gewaltthätigkeiten der Spanier. Doch mehr noch als die eigentliche Erziehung war das Leben selbst seine Schule, indem es ihn frühzeitig zu Unruhen und Kriegen hinzog, an dem Bösen das Gute ihn lehrte, ihn gewöhnte, den größten Gefahren muthvoll entgegen zu gehen und mit hellem Blick das Nöthige aufzufassen, und ihn so zum Helden und König bildete.

Auf Antrieb des französischen Hofes wurde er, wie in der vorhergehenden Erzählung gezeigt worden ist, mit der Schwester Karls IX., der Prinzessin Margarethe, vermählt und darauf in der furchtbaren Bartholomäusnacht durch die Drohungen Karls IX. zur katholischen Kirche hingetrieben. Aber so wenig als seiner Gemahlin, einer eigensinnigen und ausschweifenden Frau, war er auch der katholischen Kirche zugethan. Dieß merkte der Hof und behielt ihn fast vier Jahre lang unter strenger Aufsicht, gleichsam in einer Art von Gefangenschaft. Während dieser Zeit gab er dem Hange zu wollüstigen Ausschweifungen nach, doch blieb er frei von den übrigen Verderbnissen des schamlosen

losen Hofes: das Edlere und Bessere in ihm behauptete seine Rechte. Als es ihm endlich (1576) gelungen war, während einer Jagd zu entfliehen, trat er öffentlich zur protestantischen Kirche zurück und kämpfte vereinigt mit seinen Glaubensgenossen gegen den feindlichgesinnten Hof.

Die erste große Waffenthat, die er in diesem Kriege verrichtete, war die Eroberung von Cahors in Guyenne (an der Lot), die er unter den drohendsten Gefahren durch ausdauernde Anstrengung erwirkte (1580), und der erste große Sieg, den er über seine Gegner errang (20. Oct. 1587), war in der Schlacht bei Coutras zwischen Bourdeaux und Perigueux. Obschon sein Heer der Zahl nach weit schwächer war, als das Heer der Feinde, das der Herzog von Joyeuse anführte, so entschloß er sich zu dieser Schlacht. Mit richtigem Scharfblick benutzte er die Oertlichkeiten des Schlachtfeldes, mit kurzen, aber eindringenden Worten begeisterte er seine kampfbegierigen Soldaten, und mit dem aufmunterndsten Beispiele heldenmüthiger Tapferkeit leuchtete er ihnen vor. Da sich einige vor ihn stellten, um ihn zu schützen, rief er ihnen zu: „Bei Seite, ich bitte euch, bedeckt mich nicht, ich will mich zeigen!" Er gewann den Sieg. Die königliche Armee wurde völlig geschlagen; sie verlor ihr Geschütz und Gepäck, gegen 5000 Mann und selbst ihren Anführer Joyeuse. Hätte er nur diesen Sieg eben so gut benutzt als errungen! Aber das geschah nicht; wahrschein-

scheinlich wegen jenes Leichtsinnes, mit dem er seinen Liebeshändeln nachhing.

Der Kampf gegen Heinrich III. dauerte also fort bis dieser durch eine Reihe wechselvoller Ereignisse gezwungen wurde, den Guisen oder der Ligue, die ihn mit Absetzung bedrohete, zu entfliehen und sich nebst seinem Anhange mit Heinrich von Navarra zu verbinden (Tours, 3. Apr. 1589). Beide rückten nun mit vereinigten Streitkräften, einem Heere von 30,000 Mann, vor Paris, um diese empörte Hauptstadt zum Gehorsam unter den rechtmäßigen König zurückzuführen. Aber während sie Paris belagerten, wurde Heinrich in seinem Lager zu St. Cloud von einem Mönch, Jacob Clement, getödtet. Dieser, ein Zögling der Jesuiten, war unter dem Vorgeben, er habe dem Könige einen Brief von Wichtigkeit zu überreichen, in dessen Gemach gelangt (1. Aug. 1589) und hatte ihm, während der König den dargebotenen Brief las, ein vergiftetes Messer in den Unterleib gestoßen. Zwar wurde er von dem herbeistürzenden General-Procurator, La Guesle, auf der Stelle getödtet; aber auch der König, der sich das Mordmesser aus dem Unterleibe gezogen hatte, starb bald darauf in der Nacht vom 2. zum 3. Aug.

Jetzt gehörte nach dem Rechte der Geburt, so wie nach dem Ausspruche des Verblichenen dem König Heinrich von Navarra der französische Thron; aber zwischen ihn und diesen Thron drängten sich so viele

viele Hindernisse und drohende Gefahren, daß, nach Sully's Ausdruck*), alles, was Heinrich bis dahin getragen und erlitten hatte, für nichts zu rechnen war gegen das, was ihm bevorstand. Gegen ihn erklärte sich samt der Hauptstadt der größte Theil Frankreichs, geleitet von einem mächtigen Bunde (Ligue), an dessen Spitze einer der Guisen, der Herzog von Mayenne, stand, der Heinrichs Oheim, den alten und schwachen Cardinal von Bourbon, unter dem Namen Karl X. zum König ausrufen ließ (21. Nov. 1589). Gegen ihn erklärte sich ferner der König von Spanien, Philipp II., der den französischen Thron für sich oder seine Tochter zu gewinnen hoffte. Gegen ihn erklärte sich drittens der Pabst, der ihn als einen rückfälligen Ketzer mit dem Banne belegt hatte (10. Sept. 1585.) Und wie sollte er dieser Menge von Feinden begegnen? Mehrere Tausende von denen, die Heinrich III. ihm zugeführt hatte, verließen ihn; andre, die bei ihm blieben, droheten Verrath oder Abfall; ja selbst die Hugenotten, mit denen er so lange gekämpft hatte, wurden mißtrauisch gegen ihn aus Furcht, er werde sie und ihren Glauben verlassen. Und doch überwand er alle Hindernisse und Gefahren! Zu Statten kamen ihm hierbei manche äussere Umstände: er stand vor Paris; ein bedeutender Theil des Heeres, das Heinrich

*) Memoires de Sully, à Paris 1814. Th. 1, 231.

rich III. ihm zugeführt hatte, blieb ihm getreu; der Marschall von Biron, der für den größten unter den damaligen Feldherren Frankreichs galt, erklärte sich für ihn und leistete ihm die wichtigsten Dienste; die Hugenotten ließen sich aufs neue für ihn gewinnen; die Königin Elisabeth schickte ihm Geld und Truppen; auch aus Deutschland erhielt er Truppen; und anderseits fehlte es seinen Gegnern, den Ligisten, an Einheit und Festigkeit der Entschließungen: zwischen dem Herzog von Mayenne und dem König von Spanien herrschte Mißtrauen und Uneinigkeit; und der alte Cardinal von Bourbon oder Karl X. starb schon im folgenden Jahre (10. Mai, 1590). Doch mehr als alle äusseren Umstände trugen die großen Eigenschaften Heinrichs IV. zu seiner Erhebung bei. Durch Klugheit und Tapferkeit wußte er seine Feinde im Felde zu besiegen, durch Großmuth und Leutseligkeit den Geist des Widerwillens und des Mißtrauens zu entwaffnen, und das Vertrauen zu Gott und seiner gerechten Sache gab ihm Muth und Heiterkeit. Als kurz vor dem Treffen bei dem Schlosse Arques unweit Dieppe (21. Sept. 1589), in welchem er zuerst über den Herzog von Mayenne siegte, der Graf Belin als Gefangener zu ihm geführt wurde, und dieser nach dem freundlichen Empfange, mit dem Heinrich ihm entgegen gekommen war, voll Verwunderung bemerkte, daß im Vergleich mit Mayenne's furchtbarem Heere nur wenige Kriegsmacht um den König sey, sagte er:

„Ihr

„Ihr sehet nicht alle; denn ihr rechnet nicht dazu Gott und mein gutes Recht."

Einige Monate nach dem Treffen bei Arques erfocht er den wichtigen und glorreichen Sieg in der Schlacht bei Ivri (an der Eure, 14. März 1590), die dem Herzog von Mayenne, der mit spanischen Hilfstruppen herbei gezogen war, 10,000 Mann und alles mitgebrachte Geschütz und Gepäck kostete. Auch hier entfalteten sich die schönen Eigenschaften Heinrichs aufs deutlichste und rührendste. Vor der Schlacht betete er zu Gott, „seine Waffen zu begünstigen, wenn er zur Ehre des göttlichen Namens und zum Segen Frankreichs sie ergriffen habe; oder ihm das Leben mit der Krone zu nehmen, wenn er zur Zahl der Könige gehören sollte, die Gott in seinem Zorne den Völkern gibt." Dann wendete er sich zu seinen Soldaten. „Kammeraden," sprach er, „wie ihr heute für mein Glück kämpfet, so kämpfe ich für das eurige. Ich will mit euch siegen oder sterben. Behauptet eure Stellung, ich bitte euch. Solltet ihr sie in der Hitze des Kampfes verlieren, so sammelt euch bald wieder; davon hängt der Gewinn der Schlacht ab. Sammeln mögt ihr euch dort auf der Höhe zwischen den drei Bäumen zu meiner Rechten. Und wenn ihr eure Fahnen verliert, so verliert nur nicht meinen weißen Federbusch aus den Augen; ihn werdet ihr immer auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes finden." Wirklich gab er während der Schlacht, die bei der großen

Ue-

Ueberzahl der Feinde lange unentschieden blieb, Proben des unerschrockensten Heldenmuthes; er war überall gegenwärtig, leistete Hilfe, wo die Gefahr am größten war, und drang tief in die feindlichen Haufen ein. Und als endlich die Schlacht gewonnen war, bewährte er wiederum Klugheit und Großmuth. Seine Soldaten hieben ohne Unterschied in die Feinde ein; er aber rief ihnen zu: „Schont der Franzosen, nur die Ausländer macht nieder!" Doch auch gegen die Ausländer bewies er sich gnädig; namentlich ließ er die Schweizer, die sich beim feindlichen Heere befanden, frei abziehen. Als dann der Marschall von Biron, der an diesem Tage die Reserve gedeckt hatte, zu ihm sagte: „Sire, ihr habt heute gethan, was Biron, und Biron, was der König hätte thun sollen;" erwiederte er mit Bescheidenheit: „Man muß Gott loben, denn aller Sieg kommt von ihm."

In Folge dieses Sieges rückte er, nach Eroberung mehrerer kleinern Städte, abermals vor Paris (1590), das damals 300,000 Einwohner umfaßte und von dem Herzog von Nemours mit 8000 Mann besetzt war. Viele riethen ihm sogleich gegen dasselbe anzustürmen; er aber konnte sich nicht entschließen, die Hauptstadt seines Reichs den Schrecknissen einer Erstürmung auszusetzen. Nur die Vorstädte ließ er beschießen und erstürmen, die Stadt selbst schloß er ein, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Aber auch daran hinderte ihn das natürliche Wohlwollen

seines Herzens. Als er von der furchtbaren Hungersnoth, welche durch die Einschließung in Paris entstanden war, Nachricht erhalten hatte, rief er tief bewegt aus: „Ich wundere mich gar nicht, wenn die Häupter der Ligue oder die Spanier diesen armen Leuten „so wenig Mitgefühl bezeigen: sie sind nur ihre Tyrannen; ich aber bin ihr Vater und König, und kann „die Erzählung ihrer Leiden nicht anhören, ohne bis „auf den Grund meines Herzens gerührt zu werden, „und ohne Verlangen, ihnen Hilfe zu bringen *)." Und er ließ es nicht bei Worten bewenden, sondern erlaubte, daß einige tausend Kranke und Schwache, die, um die Zahl der Verzehrer zu mindern, aus Paris vertrieben wurden, freien Abzug erhielten, und daß seine Offiziere und Gemeine den belagerten Parisern Lebensmittel zuführten. So zog sich die Belagerung drei Monate hin. Endlich, als der Herzog von Parma mit 15,000 Spaniern aus den Niederlanden herbeirückte, sahe er sich genöthigt, selbige aufzugeben.

Während sich nun der Krieg weiter fortzog, und weder Waffengewalt, noch Güte und Großmuth seine Gegner beruhigen konnte, ward Heinrich zu der Ueberzeugung hingeführt, daß für die Erlangung des Friedens, für die Befestigung seiner Herrschaft, für das Beste des Staates und selbst für das Heil beider Kirchen eine Religionsveränderung durchaus nothwendig für ihn sey.

*) Mem. de Sully. Tom. I, p. 285 f.

sey. Auch konnte es geschehen, daß bei den Religions=gesprächen, die er damals veranstaltete und fleißig be=suchte, der katholische Glaube in einem andern Lichte ihm erschien, als damals, da er unter den Schreckniss=sen der Bartholomäusnacht zu ihm hingetrieben wor=den war. Sully selbst, ein eifriger Hugenott und Theilnehmer an den Beschlüssen Heinrichs, schreibt in seinen Denkwürdigkeiten (Th. I, S. 444): „Ich würde „mich an der Wahrheit versündigen, wenn ich dem „Argwohn Raum ließ, daß allein Staatsklugheit, „Drohungen der Katholiken, Ueberdruß an den Kriegs=„beschwerden, Liebe zur Ruhe, Verlangen nach Frei=„heit von der Tyrannei der Fremden, ja selbst die „Rücksicht auf das Heil des Volkes, so löblich diese „auch ist, die letzten Entschließungen des Königs be=„stimmt hätten. So weit es mir erlaubt ist, über das „Innere eines Fürsten zu urtheilen, den ich besser, als „irgend jemand, gekannt zu haben glaube, so waren „es wohl Beweggründe dieser Art, die ihm zuerst den „Gedanken einer Religionsveränderung zuführten, und „ich gestehe, daß ich selbst ihm keine anderen eingab, „fest überzeugt, obgleich Calvinist, daß Gott in der „katholischen Kirche nicht weniger geehrt wird, als in „der protestantischen. Aber in der Folge fühlte sich der „König dahin geführt, die katholische Religion als die „weit sicherere zu betrachten. Die Offenheit und Gerad=„heit, die ich immer in dem Character dieses Fürsten „bemerkt habe, läßt mich glauben, daß er eine Ver=

„stel=

„stellung in diesem Punkte während seines übrigen Le-
„bens nicht gut bestanden haben würde." — „Auch ist
„es nicht zu verwundern, daß er, der noch nie über
„Religion so viel hatte reden hören, als in jenen Re-
„ligionsgesprächen, sich auf die Seite hinziehen ließ, die
„man ihm immer als die siegreiche darzustellen suchte."
Troß dieser merkwürdigen Aeusserungen Sully's kann
es zweifelhaft seyn, ob Heinrich von der Wahrheit
des katholischen Glaubens innig überzeugt war, beson-
ders da er selbst, als er gleich nach der Einnahme
von Paris eine Messe hörte, zu seinen Vertrauten
sagte: „Paris ist wohl einer Messe werth." Aber ge-
wiß ist es, daß er sich in einer Lage befand, in der
nicht allein Staatsklugheit und Eigennuß, sondern
auch Vaterlandsliebe und Menschenfreundlichkeit ihn
zum Uebertritt zur katholischen Kirche bewegen mußte.
Er sahe sein Vaterland von einem wilden Kriege ver-
heert, von Ausländern zerfleischt, mit Zerstückelung und
Verwilderung bedroht: wie sollte er wohl gefühllos ge-
gen die Leiden des Vaterlandes bleiben? Liguisten und
Spanier erklärten, sie würden einen Nichtkatholiken
nimmer als König von Frankreich anerkennen, selbst
viele Katholiken seiner Partei waren unzufrieden, daß
er der Ketzerei, wie sie seinen Glauben schalten, so hart-
näckig nachhing: was blieb ihm also übrig, um die Li-
guisten und Spanier zu entwaffnen, die geängsteten Ge-
müther der Seinigen zu beruhigen, ganz Frankreich mit
sich auszusöhnen, als entweder mit der Krone Frank-

reichs zugleich seinen edelsten Entschlüssen zur Rettung und Beglückung dieses Landes zu entsagen, oder zur katholischen Kirche überzutreten? — Er that das Letztere. Zu St. Denys am 25. Jul. 1593 nahm ihn der Erzbischof von Bourges in die katholische Kirche auf und sprach ihn vom Banne los, jedoch nur vorläufig und unter der Bedingung der päbstlichen Bestätigung. Eine große Volksmenge jauchzte ihm fröhlich entgegen, und die Zahl seiner Anhänger vermehrte sich.

Gleichwohl fand er noch immer Widerstand. Der Herzog von Mayenne und der König von Spanien, die nicht so wohl der Religion als eigennütziger Zwecke wegen ihm entgegen waren, setzten den Kampf gegen ihn fort und bewogen den Pabst, ihm die nachgesuchte Lossprechung zu verweigern. Doch er schritt fest und siegreich auf seiner Bahn vorwärts. Da Krönung und Salbung als wesentliche Bezeichnung der rechtmäßigen Könige Frankreichs galt, so ließ er (am 27. Febr. 1594) diese Feierlichkeit an sich vollziehen und zwar zu Chartres, weil Rheims, wo sie sonst vollzogen wurde, noch in den Händen seiner Feinde war. Bald darauf erreichte er ein Hauptziel seiner Wünsche, die Einnahme von Paris, das sich ihm nach mancherlei Unterhandlungen am 22. März 1594 ergab. Noch an demselben Tage zog er daselbst ein, bemächtigte sich des Louvre und hörte die Messe in der Kirche zu Notre-Dame. Ein fröhliches Zujauchzen des Volkes kam ihm von allen Seiten entgegen,

und

und er erhöhete diese Freude durch die kluge und großmüthige Mäßigung, die er bewies. Paris hatte lange und hartnäckig ihm widerstanden; er aber enthielt sich aller Gewaltthätigkeiten und steuerte denen, die dazu geneigt waren, so daß noch am Tage seines Einzuges die Kaufläden wieder geöffnet wurden. Viele seiner tödtlichsten Feinde geriethen hierbei in seine Hände; er aber rächte sich an keinem derselben, vielmehr ließ er sie ungehindert abziehen, wie z. B. die päbstlichen Gesandten und spanischen Truppen, die noch in Paris waren, oder kam ihnen mit Freundlichkeit entgegen, wie z. B. der Herzogin von Montpensier, der Schwester des Herzogs von Mayenne, die öffentlich ihren Haß gegen ihn ausgesprochen hatte. Noch am Abend seines Einzugstages spielte er mit ihr ein Kartenspiel. Für alle Franzosen, die die Waffen gegen ihn getragen hatten, ließ er allgemeine Verzeihung verkündigen. Als mehrere ihn zur Rache aufforderten, erwiederte er: „Meine Siege kommen von Gott, und da „er mir vergibt, obgleich ich es nicht verdiene, so „will ich auch meinen Unterthanen vergeben!" Durch solche Mäßigung gewann er mehr, als er durch rachsüchtige Härte hätte gewinnen können: er gewann Unterwerfung aus Vertrauen, Gehorsam aus Liebe.

Dem Beispiele von Paris folgten die übrigen Städte Frankreichs und die Häupter der Ligue, z. B. die Herzoge von Guise und von Lothringen (1594), der Herzog von Mayenne (1596) und zuletzt (1598)

 der

der Herzog von Mercoeur, mit dessen Unterwerfung die Ligue völlig aufhörte. Mit zuvorkommender Güte und argloser Freundlichkeit kam er diesen seinen ärgsten Feinden entgegen, und namentlich sprach sich in der Art, wie er den Herzog von Mayenne, der an der Spitze der Ligue die härtesten Drangsale und die drohendsten Gefahren ihm bereitet hatte, zu Gnaden aufnahm, das Eigenthümliche seines Wesens so deutlich aus, daß wir uns gedrungen fühlen, diesen Auftritt nach den Angaben Sully's (Th. II., S. 255), der demselben beiwohnte, hervorzuheben.

Nachdem der Herzog von Mayenne die Versicherung erhalten hatte, daß sein früheres Verhalten ungeahndet bleiben sollte, reisete er, um persönlich seine Unterwerfung dem Könige zu bezeigen, von Soissons, seinem gewöhnlichen Aufenthalte, nach Monceaux. Hier traf er den König, der mit Sully allein, Hand in Hand, in der Sternallee des Parks spazieren ging. Er warf sich vor ihm nieder, umfaßte dessen Knie, versicherte ihn seiner Treue und dankte ihm, daß er ihn von dem Stolze der Spanier und der Arglist der Italiener befreit hätte*). Heinrich, der ihm entgegen gegangen war, sobald er ihn kommen sah, umarmte ihn, beeilte sich ihn aufzuheben und umarmte ihn dann von neuem. Darauf führte er ihn mit einer Unbefangenheit, als wäre alles Vergangene nicht vorgefal-

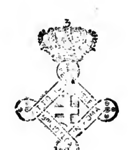
*) Hierher gehört das Kupfer Taf. VII.



Heideloff del. W. Derrient sc.

*Heinrich IV.*

*verzeiht dem Herzog von Mayenne.*



gefallen, durch den Park, und redete mit ihm über die Verschönerungen desselben, ging aber dabei so schnell, daß der Herzog bei seiner Dickleibigkeit, seinen Gichtschmerzen und der Schwüle des Tages nur mit Mühe folgen konnte und vieles litt, ohne zu klagen. Als der König ihn ganz erhitzt und ermattet erblickte, sagte er leise zu Sully: „Wenn ich noch länger mit diesem Dickleibigen spazieren gehe, so bin ich ohne Mühe gerächt wegen aller der Uebel, die er mir zugefügt hat.“ Dann zum Herzoge von Mayenne gewendet, fuhr er fort: „Redet die Wahrheit, mein Vetter, ich gehe ein wenig zu schnell für euch!“ Der Herzog erwiederte, er sey dem Ersticken nahe. „Haltet hier an,“ antwortete der König lächelnd, indem er ihn auf die Schultern klopfte, „denn bei Gott, das ist die ganze Rache, die ihr von mir erfahren sollt.“ Der Herzog von Mayenne, den ein so offenes Wesen tief rührte, strengte sich an, vor dem König nieder zu knien, küßte ihm die Hand und schwur ihm, daß er inskünftige selbst gegen die eignen Kinder ihm dienen würde. „Nun wohl,“ sagte der König, „ich „glaube es, und damit ihr recht lange mich lieben und „bedienen könnet, so gehet ins Schloß, ruhet daselbst „aus und stärket euch, denn ihr habt beides nöthig. „Ich will euch zwei Bouteillen Wein geben lassen, dem ihr, „wie ich weiß, nicht gram seyd. Da ist Rosny (Sully), „dem trage ich es auf, euch zu begleiten und in ein „Zimmer zu führen. Das ist einer meiner ältesten Die-

„ner,

„ner, dem es Freude macht zu hören, daß ihr mir „Liebe und Dienste erweisen wollt." Nach diesen Worten setzte der König seinen Spaziergang fort; Sully aber blieb bei dem Herzog, brachte ihn in eine Laube zum Ausruhen, und ließ ihn dann zu Pferde ins Schloß zurückführen.

Je mehr es Heinrich'n gelang, auf diese und ähnliche Art seine Feinde innerhalb Frankreichs für sich zu gewinnen, desto mehr fühlten sich seine Feinde außerhalb Frankreich, namentlich der Pabst und der König von Spanien, gedrungen, sich mit ihm auszusöhnen. Die Aussöhnung mit dem Pabste hatte der spanische Hof lange hintertrieben; da aber der Pabst bei Heinrichs zunehmendem Glücke fürchtete, seinen Einfluß auf Frankreich zu verlieren, und da Heinrich, um diejenigen zu beschwichtigen, die ihn, den Gebannten, für keinen rechtmäßigen König anerkennen wollten, zu jeder Genugthuung sich bereit erklärte: so kam, noch vor der Aussöhnung mit dem Herzog von Mayenne, die Aussöhnung mit dem Pabste zu Stande. Am 17. Sept. 1595 sprach Clemens VIII. den König Heinrich IV. vom Banne los. Doch geschah dieß nicht ohne demüthigende Ceremonien. Heinrichs Gesandte mußten vor dem Pabste hinknieen, im Namen ihres Königs die Ketzerei abschwören und, während das Miserere gesungen wurde, vom Pabste Ruthenstreiche erleiden. — Die Aussöhnung mit Spanien verzog sich noch einige Jahre, da Philipp II. nicht leicht von einem einmal gefaßten Plane abging und bei

den

den Geldverlegenheiten, in denen Heinrich damals war, schon manchen Vortheil errungen, namentlich Calais und Amiens erobert hatte. Doch da er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich endlich bewegen, unter Vermittelung des Pabstes den Frieden von Vervins zu schließen (2. Mai 1598). Kraft dieses Friedens, dem der von Chateau=Cambresis (vom J. 1559) zu Grunde gelegt wurde, gaben beide einander das zurück, was sie seit diesem letzten Frieden einander entrissen hatten. Nur die Grafschaft Charlois blieb in Philipps Händen; dagegen mußte er seinen herrschsüchtigen Absichten auf Frankreich entsagen. — Jetzt erst, da er seine Feinde ausserhalb wie innerhalb Frankreichs zur Ruhe gebracht hatte, konnte Heinrich seinem sehnlichsten Wunsche, Ordnung und Wohlstand in seinem Reiche wieder herzustellen, volle Befriedigung verschaffen.

Traurig war die Lage, in der sich Frankreich damals befand. So viele Jahre der wildesten Religionskriege hatten dasselbe erschöpft, verwirrt und verwildert. Ackerbau und Gewerbthätigkeit, Handel und Schiffahrt, Künste und Wissenschaften lagen darnieder. Die öffentliche Sicherheit schien gleichsam vernichtet; überall herrschten Gewaltthätigkeiten und Räubereien; der Soldat mißbrauchte seine Waffen; der Adel brüstete sich in stolzer Anmaßung von Rechten und Einkünften, die der Krone gehörten; der Bürger war ohne Nahrung, der Landmann mit Abgaben und Plackereien belastet, der König fast ohne Einkünfte. Aber so groß und ver=

verderblich diese Uebel waren, so fest und ernst war auch der Wille des Königs, sie zu bekämpfen und auszurotten und die Krone, die er errungen hatte, zum Segen Frankreichs zu tragen.

Das Erste und Wichtigste, was ihm in dieser Hinsicht zu thun oblag, war, die noch übrigen Religionsgährungen und mit ihnen einen Vorwand zu bürgerlichen Kriegen zu unterdrücken, wobei er zugleich seine vorigen Glaubensgenossen zufrieden stellen und seinen Verpflichtungen gegen sie nachkommen konnte *). Er erließ daher, so bald der Abschluß des Friedens mit Spanien nicht mehr zweifelhaft war, das berühmte Edict von Nantes (13. Apr. 1598), durch welches er den Hugenotten wiedergab, was ihnen schon der Hof Karls IX. zugestanden, aber seit der Bartholomäusnacht entrissen hatte, nämlich freie Religionsübung, Sicherheitsplätze und Zutritt zu allen Aemtern und Würden. Und trotz alles Widerspruchs, bei dem das Parlament und die Sorbonne zu Paris fast ein Jahrl lang beharrte, setzte er dieses Edict durch. — Eben so beharrlich und kräftig stellte er auch auf andern Wegen die bürgerliche Ordnung her. Er verminderte die Zahl der Soldaten und nöthigte die abgedank-

*) Noch vor seiner Religionsveränderung erklärte er in Rücksicht der Protestanten, wie Sully (Mem. Tom. I, pag. 400) sagt: „Non, je ne saurois jamais les maltraiter, ni leur declarer la guerre, je les aimerai toujours."

dankten zum Anbau wüster Ländereien; er verordnete, daß, ausser den Soldaten im Dienste, niemand Schießgewehr tragen sollte; er verbot die Duelle, reinigte die Straßen von Räubern, verordnete eine pünktliche Rechtspflege, trieb den Bürger zu ehrenden und nährenden Beschäftigungen, verschaffte dem Landmanne die möglichsten Erleichterungen, ermunterte den Adel zur Sparsamkeit und sorgsamen Güterbewirthschaftung, aber nöthigte ihn auch, der Steuerfreiheit und andern Anmaßungen zu entsagen, und suchte insbesondere das Finanzwesen oder die Einkünfte der Krone in Ordnung zu bringen und die königlichen Kassen wieder zu füllen. Und nicht vergeblich waren diese Bemühungen! Das Gewühl der Parteien schwieg, die Wunden vernarbten, die der lange Krieg dem Reiche geschlagen hatte, der Wohlstand kehrte zurück. Der Ackerbau erhob sich, denn der Landmann fühlte sich erleichtert und für einen König begeistert, der sich seiner väterlich annahm und oft erklärte: „er hoffe es noch dahin zu bringen, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe haben sollte." Die Gewerbthätigkeit wurde emporgebracht, da der König den Seidenbau einführte und zu vielen Manufacturen von Seidenwaaren, Spitzen, Tüchern, Leinwand, Spiegeln rc. ermunterte. Der Handel gedieh, da ihm gewährt wurde, was er am meisten bedarf, Freiheit und Schutz. Mit ihm zugleich blühete die Schiffahrt auf: am 1. Jun. 1604 wurde die erste französische Compagnie für den Handel nach

nach Ostindien errichtet. Auch die Wissenschaften und Künste, die durch die lange Barbarei der bürgerlichen Kriege gleichsam verscheucht worden waren, erhielten neues Leben. Die Schulen öffneten sich wieder, die königliche Bibliothek und Universität zu Paris wurden umgestaltet, gelehrte Männer herbeigezogen und durch Besoldungen und Auszeichnungen ermuntert, viele herrliche Bauwerke aufgeführt und besonders Paris vergrößert und verschönert. Dieß alles aber würde dem König nicht möglich gewesen seyn, hätte nicht seine Sorge für die Finanzen einen so glücklichen Fortgang gehabt. Und hier verdient besonders Sully, der wichtigste Rathgeber und Vertraute Heinrichs IV., gepriesen zu werden *). An der Spitze des Finanzrathes,

*) Maximilian de Bethune, Baron von Rosny und (seit 1606) Herzog von Sully, war 1559 zu Rosny von protestantischen Eltern geboren und blieb troß aller Verfolgungen, ja auch troß der Bitten des Königs dem protestantischen Glauben unverbrüchlich treu. In seinem zwölften Jahre (1571) wurde er von seinem Vater, einem angesehenen Edelmann, der Königin Johanne zugeführt und blieb von dieser Zeit an in Diensten ihres Sohnes, Heinrichs IV, Er folgte ihm (1572) nach Paris, wo er durch Glück und Besonnenheit den Schrecknissen der Bartholomäusnacht entging, erhielt von dessen Lehrern Unterricht in der Mathematik, Geschichte und Stilbildung, und diente ihm späterhin als tapferer Krieger und einsichtsvoller Geschäftsmann, besonders im Finanzfache, mit der treuesten Ergebenheit und unverdrossensten Thätigkeit. Mit ganzer Seele hing er ihm an und wurde wiederum von ihm wahrhaft geliebt (Toutes les marques, schreibt er Th. I; S. 291, d'une confiance entiere et pleine de tendresse, je les recus de ce bon prince). Heinrich er-

rathes, der auf sein Angeben errichtet wurde, bewirkte er durch Entfernungen von Diebereien und Mißbräuchen aller Art, durch sorgfältige Aufsicht und Sparsamkeit und durch Beförderung des Ackerbaues (den Ge-

erkannte in ihm den verständigen, für das Beste des Staates eifrigen Staatsmann und den treuen Theilnehmer seiner Leiden und Freuden; er zog ihn daher bei allen Geschäften und Ereignissen zu Rathe, übertrug ihm die schwierigsten Aufträge und vertraute ihm seine geheimsten Gedanken. Und Sully war weit entfernt, dieß Vertrauen zu mißbrauchen, oder durch niedrige Schmeicheleien und Nachgibigkeiten dem König zu liebkosen; vielmehr widersetzte er sich oft dessen Schwächen und drückte seinen Unwillen über dessen Verschwendungen unverholen aus. In seinen Denkwürdigkeiten vom J. 1603 schreibt er (Th. III, S. 365): „J'ai calculé ce que Henri dépensoit ordinairement chaque année en batimens, pour son jeu, pour ses maitresses, pour ses chiens de chasse, et j'ai trouvé, qu'il ne s'en alloit pas en tout cela moins de douze cent mille ecus, somme suffisante pour entretenir quinze mille hommes d'infanterie. Je ne pouvois m'en taire à lui même au hazard de le refroidir à mon egard etc." Noch deutlicher sprach sich der Ernst und die Freimüthigkeit seines Wesens aus, als der König die Schwäche gehabt hatte, seiner Geliebten, dem Fräulein von Entragues, die Ehe zu versprechen (1599). Heinrich zeigte die schriftliche Versicherung hierüber seinem Sully vor, und dieser zerriß das Papier. Hierüber erzürnt, rief Heinrich: „Was untersteht ihr euch zu thun? Ich glaube, ihr seyd ein Narr?" — Ruhig antwortete Sully: „Ja, ich bin ein Narr; aber wollte Gott, ich wäre der einzige in Frankreich." Er zeigte hierauf, weshalb dieses Eheversprechen für den König und das Reich schädlich sey, und Heinrich hatte Geduld genug, ihm zuzuhören, aber nicht Stärke genug, seinem Rathe zu folgen. Er stellte ein zweites Eheversprechen auf und gerieth dadurch in große Verdrüßlichkeiten (Mem. de Sully, Tom. III, 501 ff.). — Späterhin im J. 1607

Gewerbfleiß und das Coloniewesen achtete er zu wenig), daß 200 Millionen an Kronenschulden abgetragen, und ein Schatz von 30 Mill. Livres gesammelt wurde. Vielleicht hätte er noch mehr erwirkt, hätte nicht

J. 1607 als Sully dem Könige wegen eines Liebeshandels, der gefährliche Folgen nach sich ziehen konnte, die nachdrücklichsten Vorstellungen gemacht hatte, gerieth Heinrich in solchen Zorn, daß er ihm bitter antwortete und sogleich mit den Worten wegging: „Das ist ein Mensch, den ich nicht mehr ausstehen kann; „er thut nichts als mir zu widersprechen und das schlecht zu finden, was ich will. Aber bei Gott, ich will ihn Gehorsam lehren; ich will ihn in vierzehn Tagen nicht sehen." Allen Mitanwesenden schien der Fall des Ministers unvermeidlich. Aber schon am andern Morgen um 7 Uhr kam der König, von fünf oder sechs Personen begleitet, zu Sully, um mit ihm über die Befestigung von Calais zu reden. Ohne sich melden zu lassen, ging er in dessen Zimmer. Er fand ihn über Staatssachen beschäftigt, und als er hörte, daß derselbe schon seit drei Uhr für ihn gearbeitet hatte, wurde er noch mehr gerührt. Er ließ die Anwesenden hinausgehen und fing an von Dingen zu reden, auf welche Sully, da er ihnen nicht beistimmen konnte, kaltsinnig antwortete. Darauf sagte der König, indem er ihm leise die Backe strich: „Ach, ihr spielt den Verschlossenen! Ihr seyd noch wegen „des Gestrigen im Zorn! Ich bin es nicht mehr. Umarmt mich „und bleibt der Freimüthigkeit getreu, an die ihr gewöhnt seyd; „denn ich sehe wohl, wenn ihr anders handelt, so würde das ein „Zeichen seyn, daß ihr euch nicht mehr um meine Angelegenheiten „bekümmertet." — Dann fügte er mit der ihm eigenen Offenheit hinzu: „Obschon ich manchmal böse auf euch werde, so will ich, „daß ihr es ertragt; denn ich liebe euch nichts desto weniger. Im „Gegentheil so bald ihr mir in Dingen, die nicht nach euerm „Geschmacke sind, nicht mehr widersprechen würdet, würde ich „glauben, daß ihr mich nicht mehr liebtet" (Mem. de Sully, T. IV. p. 381 ff.). Dieses ehrenwerthe Verhältniß zwischen Sully und Hein-

nicht der König durch seine Schwächen, oder durch seine Liebe zu dem Bauwesen, zu dem Spiele, zu den Weibern und zu Jagdhunden so viele Summen verschwendet. Eben daher geschah es auch wohl, daß Sully zur Erhöhung der Einkünfte den erblichen Verkauf der obrigkeitlichen Bedienungen, namentlich der Gerichtsstellen (der nach dem Namen des ersten Käufers, Karl Paulett, die Paulette genannt wurde) zuließ, obgleich derselbe auf die Verwaltung der obrigkeitlichen Aemter nachtheilig einwirken mußte.

Gegen das Ende seiner Tage hing Heinrich einem riesenhaften Gedanken nach, der gewöhnlich „der große Plan Heinrichs" (le grand dessin de Henri IV.) genannt wird. Er wollte die Macht des Hauses Habsburg brechen und Europa in funfzehn Staaten theilen (den päbstlichen Staat, das deutsche Reich, Frankreich, Spanien, England, Ungern, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Savoyen, Venedig, den italienischen Staat, Holland und Helvetien), die zusammen eine christliche europäische Republik

Heinrich IV. dauerte bis zu des letztern Tode. Der rechtschaffene und einsichtsvolle Minister blieb bei aller Rauheit, die ihm eigen war, und bei allen Verläumdungen, die gegen ihn aufgebracht wurden, am Ruder des Staates. Als aber Heinrich IV. ermordet worden war, und nun die Staatsverwaltung eine verderbliche Umänderung erlitt, wurde Sully erst zurückgesetzt, dann durch ehrenrührige Kränkungen dahin gebracht, daß er seinen Aemtern entsagte und sich vom Hofe gänzlich zurückzog. Er starb im hohen Alter in seinem Schlosse zu Villebon, am 31. Dec. 1641.

publik bilden und einen Gerichtshof aufstellen sollten, der die Bestimmung hätte, sich mit Beilegung aller politischen Streitigkeiten zu beschäftigen und einen ewigen Frieden zu gewähren. Wahrhaft abentheuerlich erscheint dieser Plan, wenn man die Feindseligkeiten, die er aufregen, oder die widerstrebenden Kräfte, die er verbinden sollte, genau erwägt; und unglaublich ist es, daß Heinrich bei seinem hellen Verstande dieß nicht erkannt hätte. Vielleicht irrt man also nicht, wenn man meint, daß die Vergrößerung Frankreichs auf Kosten des Hauses Habsburg das Wesentliche dieses Planes ausmachte, und daß derselbe, nur um andre Mächte für ihn zu gewinnen, mit weltbürgerlichen Ideen umkleidet wurde. Heinrich, scheint es, suchte, nachdem er Frankreichs Wohlstand im Innern wieder erhoben hatte, auch dessen Macht nach aussen wieder zu erheben; aber wie anders konnte dieß geschehen, als wenn er in Verbindung mit andern Staaten das Haus Habsburg erniedrigte, von dessen beiden Linien, in Spanien und Oestreich, Frankreich gleichsam umschlossen und seit langer Zeit befeindet wurde. Um jedoch andre Staaten zur Theilnahme an diesem Vergrößerungsplan zu bestimmen, mußte er ihnen Aussichten theils zu Eroberungen, theils zu einem höhren Aufschwung des gesammten christlichen Europa eröffnen *). Wirklich wurden

*) Daß die Erniedrignng des Hauses Habsburg das Erste oder Wichtigste in Heinrichs großem Plane ausmachte, ergibt sich aus

den Savoyen, die Könige von Schweden, Dänemark, England, die Schweizer, die Holländer und die Protestanten in Ungern, Böhmen, Schlesien, Mähren und Oestreich für Heinrichs Plan gewonnen; selbst der Pabst war für denselben nicht unzugänglich. Alle glaubten durch ihn Eroberungen machen zu können *). Heinrich selbst rüstete zwei Heere aus, von denen das eine nach Italien vorrücken sollte, um die Fürsten dieses Landes samt dem Pabste völlig auf Heinrichs Seite

aus dessen unvorsichtigen Aeusserung am Anfange des Jahres 1610 (Mem. de Sully, V, 60): „que pour le coup, il alloit mettre si bas l'Espagne et toute la maison d'Autriche, qu'elle cesseroit desormais d'être un objet redoutable à la France etc." Sully aber, der deutlich zu erkennen gibt, daß der erste Gedanke dieses Planes von Heinrich IV. und der Königin Elisabeth ausging, bemerkt in Rücksicht seiner (Mem. T. V, p. 47): „Je fis sans peine convenir Henri de tous les inconvéniens qu'il y auroit pour lui, à s'approprier des pays, qui seroient un eternel sujet de jalousie et de haine, et que tout bien pesé, le plus grand, le plus solid avantage, qu'il put se procurer par ses conquêtes, seroit celui d'acquerir, en les distribuant egalement, le droit d'être regardé comme le bienfaiteur et l'arbitre de toute l'Europe." Ueberhaupt läßt sich Heinrichs Plan aus einzelnen Aeusserungen, die Sully'n im 27. Buche seiner Denkwürdigkeiten gleichsam unwillkürlich entschlüpften, besser auffassen, als aus der weitläuftigen Schilderung desselben im 30. Buche, die weder genau belehrend, noch gründlich überzeugend zu nennen ist. — Nach Heinrichs Tode befand sich Sully in einer Lage, in der ihm die Klugheit gebot, manches zu umschleiern oder nur leise anzudeuten.

*) Mem. de Sully. Tom. V. pag. 57.

Seite zu ziehen; das andre aber, bestehend aus 20,000 Mann französischen Fußvolks, 4,000 Reitern und 6,000 Schweizern wurde nach den jülichschen Landen geschickt, deren eben erledigter Besitz schon kriegerische Unruhen in Deutschland veranlaßt hatte. Dieses Hauptheer wollte Heinrich selbst anführen, und schon hatte er für die Zeit seiner Abwesenheit seiner Gemahlin die Regentschaft, ja auch die Krönung zugestanden, schon hatte er den Anfang des Feldzuges für den Mai 1610 beschlossen und schon den Tag seiner Abreise festgesetzt, als er plötzlich ermordet wurde.

Nur ungern hatte er den hartnäckigen Bitten seiner damaligen Gemahlin Marie *) so weit nachgegeben, daß sie Donnerstags den 13. Mai 1610 zu St. Denys gekrönt wurde, worauf Sonntags den 16. Mai ihr feierlicher Einzug in Paris erfolgen sollte: eine

*) Seine erste Gemahlin, Margarethe von Valois, mit der er am 18. Aug. 1572 vermählt worden war, hatte Heinrich wegen ihres schändlichen Lebenswandels verstoßen; und als es ihm gelungen war, durch den Padst von ihr geschieden zu werden (1599), hatte er die Tochter des Herzogs Franz von Florenz, Marie von Medici, geheurathet (1600). Aber auch mit dieser lebte er in widrigen Verhältnissen: seine Ausschweifungen und ihre Geistesbeschränktheit und rachsüchtige Eifersucht traten dem Glücke der Ehe entgegen. — Unter den vielen Geliebten, die er hatte, sind besonders merkwürdig Gabrielle d'Etrées, Herzogin von Beaufort (sie starb 1599) und Henriette von Balzac d'Entragues, die er zur Marquise von Verneuil erhob. Sie starb 1633.

eine innere Ahnung, oder ein Wink von aussen sagte ihm, daß er bei diesen Krönungsfeierlichkeiten sterben würde. Besonders ergriff ihn am Tage seines Todes, Freitags den 14. Mai 1610, eine Angst und Schwermuth, von der er sich nicht losreißen konnte. Unruhig und fast schlaflos hatte er die Nacht zugebracht; Vormittags hörte er in der Kirche der Barfüßer die Messe mit bemerkbarer Gemüthsbewegung; zum Mittag aß er nur wenig. Nach der Mahlzeit wollte er ausruhen, stand aber bald wieder auf, ging, von Bangigkeit getrieben, im Zimmer umher und warf sich von neuem aufs Bette. Da er abermals nicht ruhen konnte, rief er einen Gardeoffizier und fragte ihn: „welch' Zeit es sey?" Dieser antwortete: „Vier Uhr," und setzte hinzu: „Sire, ich sehe Ew. Majestät so bekümmert und niedergeschlagen; es würde besser seyn, Sie genössen der frischen Luft; das würde Sie erquicken." — „Wohlgeredet," antwortete der König: „ich will ins Arsenal und Sully besuchen; er ist unpäßlich und ich habe mit ihm zu reden." Er ließ also einen Wagen zum Ausfahren bestellen und diesen, weil das Wetter schön war und er die Vorbereitungen zum Einzug der Königin in Augenschein nehmen wollte, zurückschlagen. Darauf bestieg er ihn mit mehreren seines Gefolges. Zu seiner Rechten setzte sich der Herzog von Epernon, vor ihn, am linken Wagenschlage, die Marschälle Lavardin und Roquelaure, am rechten der Herzog von Montbazon und der Marquis

de la Force; vorn im Wagen saßen der Marquis von Mirabeau und der Oberstallmeister Liancourt. Nur eine kleine Anzahl von Edelleuten zu Pferde und von Bedienten zu Fuße begleiteten ihn. So trat der König seinen Todesweg an, verfolgt von seinem Mörder, Franz Ravaillac.

Dieser ungefähr 32 Jahr alt, geboren zu Angouleme ums Jahr 1578, von niedriger Herkunft und widrigem Aeussern, erst Schulmeister, dann Betelmönch, dann mit Prozessen beschäftiget, wobei er sein Vermögen verloren und eine Gefängnißstrafe sich zugezogen hatte, war schon zu der Zeit, als Heinrich IV. um den fanzösischen Thron kämpfte, durch die Schmähreden der Ligue und ihrer Geistlichen gegen ihn entflammt worden. Auch nachher, da Heinrich zur katholischen Kirche übergetreten und zur Herrschaft über Frankreich gelangt war, sah er in ihm nur einen Feind des Pabstes und der katholischen Kirche. Sein wüstes Leben, sein böser Sinn und seine wildschwärmerische Verblendung ließ ihn zu keiner Besonnenheit gelangen und eigneten ihn zu einem Werkzeug derer, die dem Könige nach dem Leben trachteten. Zwar hat er vor Gericht behauptet, daß niemand um sein Vorhaben gewußt, und niemand ihn zu selb[illegible]m aufgefordert habe; allein verschiedene seiner unwillkürlichen Aeußerungen, die Eilfertigkeit und Nachläßigkeit, mit der das pariser Parlament die Untersuchung führte, die Mühe, die es sich gab, die Untersuchungsacten zu unterdrücken, und Sullys bedenkliches Schweigen so

wie

wie sein Benehmen nach Heinrichs Tode machen es klar, daß Ravaillac nicht aus eigener Bewegung den König tödtete, sondern vielmehr auf Antrieb einer Hofpartei, die mit Spaniern und Jesuiten in Verbindung stand, und zu deren Theilnehmern selbst die Königin Marie und der Herzog von Epernon gezählt werden. Auch wird von einer Verschwörung geredet, die um 1608 zu Neapel gegen Heinrich IV. entstand, dann in Spanien, Frankreich und Flandern sich weiter ausbildete und Ravaillacs als ihres Werkzeugs sich bediente *). Die Zeit, wo Heinrich zum Krieg gegen den Pabst (so ward dessen Plan gedeutet) abreisen würde, hatte Ravaillac zur Ausführung seines verruchten Vorhabens bestimmt. Schon am Morgen des 14. Mai, als Heinrich die Messe hörte, wollte er, wie er nachher gestanden hat, ihn ermorden; er war daher in die Kirche der Barfüsser ihm nachgeschlichen, aber durch die Dazwischenkunft des Herzogs von Vendome verhindert worden. In den Nachmittagsstunden lauerte er, in einen Mantel gehüllt, am Eingang des Louvre ihm auf, und als er hörte, daß der Wagen

 zum

*) Man sehe die Nachträge zu den Mem. de Sully, Tom. V, 114 und Tom. VI, 110. — Bemerkenswerth ist es auch, daß schon geraume Zeit vor Heinrichs Ermordung das Gerücht von derselben verbreitet war, und er selbst eine lebhafte Ahnung derselben hatte. Wie jenes Gerücht auf eine weitverzweigte und da und dort hervorblitzende Verschwörung hindeutet, so deutet diese Ahnung auf Winke hin, die dem Könige von selbiger gegeben wurden.

zum Ausfahren bestellt würde, murmelte er für sich: „Jetzt habe ich dich! jetzt bist du verloren!" Zwischen den beiden Thoren des Louvre wollte er das Abscheuliche vollziehen; aber er sahe sich abermals verhindert, weil der Herzog von Epernon auf der Seite saß, auf der er den König erwartet hatte. Er folgte daher dem Wagen nach, und fand unterwegs, was er suchte, Gelegenheit zur Ausführung seiner Unthat.

Als der Wagen des Königs in die Straße de la Ferroniere eingelenkt war, mußte er weil in dieser an sich schon engen Straße rechts ein Wagen mit Wein, links ein Wagen mit Heu ihm entgegen kam, Halt machen. Die Begleiter des Königs nahmen einen andern Weg; nur zwei Bediente blieben zurück, von denen der eine sein Knieband befestigte, der andre vorauslief, um der Wagenverwirrung abzuhelfen. Jetzt sprang Ravaillac mit dem einen Fuß auf einen nahen Stein und mit dem andern ins hintere Wagenrad und stieß sein zweischneidiges Messer, daß er bis dahin unter seinem Mantel verborgen gehalten hatte, dem Könige, der sich eben zum Herzog von Epernon hingewendet hatte, zwischen der dritten und vierten Ribbe in den Leib. Der König schrie: „Ich bin verwundet!" Aber in demselben Augenblicke brachte ihm Ravaillac mit der größten Geschwindigkeit einen zweiten Stich bei, der in das Herz des Königs eindrang. Heinrich stieß einen tiefen Seufzer aus und verschied. Einen dritten Stich fing der Herzog von Eper-

Epernon mit seinem Aermel auf. Voll Schrecken und Entsetzen sprangen die, die mit dem Könige im Wagen waren, auf. Einige derselben bemächtigten sich des Mörders, der wohl hätte entfliehen können, hätte ihn nicht das Ungeheure seiner That gleichsam zum Stillstehen gefesselt; die anderen beschäftigten sich mit dem Könige und schrieen: „der König ist todt!“ Auf dieß Geschrei drängte sich das umstehende Volk voll Bestürzung zum Wagen. Der Herzog von Epernon aber rief: „Der König ist nicht todt, sondern nur ohnmächtig,“ ließ den Wagen zumachen und nach dem Louvre zurückfahren. Doch gar bald wurde der Tod des Königs zur schrecklichen Gewißheit, und die tiefste Betrübniß erfüllte Paris, alle patriotische Franzosen und besonders den treuen Sully. Ausser sich vor Schmerz und Schrecken schrie er, als die Nachricht von Heinrichs Ermordung zu ihm drang: „So ist es erfolgt, was dieser arme Fürst geahnet hat! O mein Gott erbarme dich seiner, unsrer und des ganzen Staates! Es ist um Frankreich geschehn, wenn Er todt ist!“ Aber vergebens waren diese Klagen, vergebens die martervolle Hinrichtung Ravaillacs (am 27. Mai 1610): das verwaisete Frankreich konnte seinen Retter und Beglücker nicht wieder erhalten und mußte nun zu seinem Nachtheil empfinden, wie wahr Heinrich geredet hatte, als er im Vorgefühl seines nahen Todes sprach: „Erst wenn ihr mich verloren habt, werdet ihr einsehen, was ich werth war.“

---

## VII.

# Johanna Grey.

Franciska, die älteste Tochter Mariens, der jüngsten Schwester Heinrichs VIII., und Heinrich Grey, späterhin zum Herzog von Suffolk ernannt, waren die Eltern der liebenswürdigen und unglücklichen Johanna Grey, die im Jahre 1537 geboren wurde.

Englische Schriftsteller nennen sie ein Wunder ihrer Zeit, und sie mag diesen Namen verdienen, wenn man die seltene Fülle des Guten und Schönen erwägt, das sich in ihr vereinigte. Denn nicht bloß körperliche, sondern auch geistige Schönheit war ihr eigen, Bildung des Verstandes, Frömmigkeit, Bescheidenheit, und Sanftheit, die einen Hauptzug ihres Characters ausmachte. Der Sitte ihrer Zeiten gemäß, nach welcher auch Frauen, die auf Bildung Anspruch machen wollten, mit den alten Sprachen vertraut seyn mußten, war sie im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen unterrichtet worden, und bei diesem Unterrichte hatte sie eine solche Kenntniß des Griechischen und Lateinischen erlangt, daß sie sich in beiden Sprachen eben so geläufig, als im Englischen, ausdrücken konnte, und eine solche Liebe zur Gelehrsamkeit aufgefaßt, daß ihr die Vergnügungen, zu denen sonst Personen ihres Geschlechtes und Standes hinneigen, ganz gleichgiltig wa=

waren. Plato und Demosthenes waren ihre Lieblingsschriftsteller, aber höher als beide ehrte sie die Bibel, die sie oft und andächtig in der Grundsprache las.

In stiller Eingezogenheit hatte sie ihre Tage verlebt, bis endlich nicht ihr Wille und Betrieb, sondern die Herrschsucht des Herzogs von Northumberland sie zum Throne und Schaffote hinriß.

Der Herzog von Northumberland, vorher Graf von Warwick, hatte nach dem Falle des Herzogs von Sommerset eine solche Höhe erreicht, daß ihm nichts übrig blieb, als den Thron an sein Haus zu bringen. Dieses Ziel seiner Herrschsucht hoffte er durch Johanna Grey zu erreichen, die aus königlichem Geblüte abstammte, bei dem Volke beliebt war, und durch ihre Tugenden seine Ränke rechtfertigen konnte. Er vermählte sie daher mit seinem Sohne Guilford Dudley (Mai 1553), und bewirkte dann durch arglistige Verhandlungen, daß der von ihm geleitete, kränkliche und schwächliche König, Eduard VI., die Verordnungen Heinrichs VIII. im Betreff der Thronfolge umstieß, seine beiden Halbschwestern, Marie und Elisabeth, von selbiger ausschloß und die Lady Johanna Grey zu seiner Nachfolgerin erklärte (21. Jun. 1553). Bald nach dieser Erklärung starb Eduard VI.

Anfangs verheimlichte der Herzog von Northumberland dessen Tod, so wie er vorher die demselben abgedrungene Erklärung verheimlicht hatte: er wollte zuförderst die Prinzessin Marie in seine Gewalt bekom-

kommen und die Stadt London für seine Schwieger-
tochter gewinnen. Aber die Stadt London zeigte sich
parteilos, und Marie, heimlich gewarnt, entging der
Gefahr, die ihr drohete, und rüstete sich zur Behaup-
tung ihrer Rechte. Hierdurch sahe sich der Herzog ge-
nöthigt, am 10. Jul. 1553 mit Ausführung seines
Vorhabens öffentlich hervorzutreten. In Begleitung
des Herzogs von Suffolk, des Grafen von Pembrocke
und andrer Herren vom hohen Adel, ging er an die-
sem Tage nach Durhamhouse, wo damals Johanna
mit ihrem Gemahl sich aufhielt. Daselbst that der
Herzog von Suffolk ihr zu wissen, wie sie, durch die
Verfügungen Eduards VI. im Betreff der Thronfolge,
Königin geworden, und wie der geheime Rath und
die Stadt London bereit sey, sie als solche anzuerken-
nen. Als er dieß gesagt hatte, fiel er mit dem Her-
zog von Northumberland vor ihr nieder, und erzeigte
ihr als Königin von England gebührende Ehrfurcht.

Leicht hatte sich Johanna zu einer Vermählung
mit dem Lord Guilford Dudley bewegen lassen;
dieser, seinem ränkevollen und herrschsüchtigen Vater
ganz unähnlich, glich ihr an Liebenswürdigkeit des
Herzens und Lebens; aber nicht so leicht war sie zur
Annahme der Krone zu bewegen. Ihr zartes Gefühl
erkannte das Näherrecht der Prinzessin Marie, ihrem
bescheidnen Sinne war Herrschsucht fremd, und bei ihrer
Liebe zu den Wissenschaften zog sie das Stillleben des
Gelehrten dem Prunkleben der Könige vor. Sie wei-
gerte

gerte sich daher, den Thron anzunehmen, redete für das Recht der Prinzessinnen Marie und Elisabeth, erklärte ihre Furcht vor einer so gefährlichen und sträflichen Unternehmung und verlangte in dem Privatstande, in dem sie geboren war, zu bleiben. „Wenn ihr,“ schloß sie ihre Rede, „wenn ihr mich aufrichtig liebt, „so werdet ihr mir vielmehr ein ruhiges und sicheres, „obgleich weniger glänzendes Glück wünschen, als einen „erhabenen Stand, der den Anfällen des Sturmes aus„gesetzt ist und einen gewaltigen Sturz nach sich zieht.“ — Sie ahnete, was ihr bevorstand; aber sie war nicht fest genug, ihrem richtigen Gefühle und ihren hellen Einsichten zu folgen, und diese Schwäche war, wie sie selbst bei ihrem Tode äusserte, ihr Unglück und ihre Schuld. Da ihr Schwiegervater, der Herzog von Northumberland, mit Aufmunterungen und Zusicherungen in sie drang, da ihr Vater und ihre Mutter ihr zuredeten, da selbst ihr Gemahl, den sie zärtlich liebte, sie dringend bat, den Thron zu besteigen, gab sie endlich den Wünschen, Bitten und Aufmahnungen der Ihrigen nach.

Damals war es Sitte, daß die Könige Englands die ersten Tage nach ihrer Thronbesteigung im Tower zubrachten. Johanna ward daher nach dieser Festung hingeführt. Im königlichen Prunke, aber mit schwerem Herzen zog sie daselbst ein und mit trüben Ahnungen ihres Schicksals. Die Mitglieder des geheimen Rathes mußten, nach Northumberlands Willen,

len, ihr folgen, und noch an demselben Abend (10. Jul. 1553) wurde Johanna in London als Königin ausgerufen.

Doch in wenig Tagen war ihr Königthum dahin! Die Nation erhob Marien zur Königin, nicht, weil sie dieselbe liebte oder Johannen haßte, sondern weil sie von der Rechtmäßigkeit der Ansprüche Mariens überzeugt und gegen die Ränke erbittert war, mit denen der Herzog von Northumberland diese von dem Throne verdrängt hatte. Schon als Johanna in London als Königin ausgerufen wurde, erfolgte kein Beifallsgeschrei: die meisten beobachteten ein tiefes Stillschweigen, einige bezeigten sogar Mißfallen, und die Strenge, mit der diese bestraft wurden, erregte mehr Unwillen als Furcht. Zu gleicher Zeit strömten der Marie, die sich damals nach Suffolk begeben hatte, von allen Seiten Truppen zu. Vergebens suchte der Herzog von Northumberland sie mit Waffengewalt zu unterdrücken: das Heer, das er gegen sie führte, verließ ihn, er gerieth zu Cambridge in harte Bedrängniß und glaubte sich nur dadurch retten zu können, daß er selbst Marien als Königin ausrief. Indessen hatte der geheime Rath zu London seine Abreise und Verlegenheit benutzt, um aus dem Tower zu kommen, und gleich darauf (am 19. Jul.) Marien als Königin erklärt, die Stadt London zu gleicher Erklärung aufgefordert, und Truppen abgesendet, um den Tower für die neue Königin zu besetzen. Und hierzu bedurfte

es

es keiner Gewaltthätigkeit. Der Herzog von Suffolk, der im Tower zurückgeblieben war, erkannte aus der Lage der Umstände, daß Widerstand vergeblich sey, und forderte daher seine Tochter auf, den Thron wieder zu verlassen, den sie vor neun Tagen auf seinen Rath und auf seine Bitten bestiegen hatte.

Mit der Ruhe eines leidenschaftslosen Gemüths empfing Johanna diese Nachricht, und mit ungeheuchelter Gleichmuth antwortete sie ihrem Vater: „Glauben Sie mir, daß ich mich in diese Nachricht „besser finden kann, als in meine vorherige Erhebung. „Indem ich jetzt den Thron verlasse mit gutem Wil„len, folge ich den Bewegungen meines Herzens. Ich „bemühe mich dadurch die von Anderen begangenen „Fehler zu tilgen, wenn anders so große Fehler durch „freiwilligen Verzicht und aufrichtige Erkenntniß der„selben getilgt werden können."

Aber wie bereitwillig auch Johanna den Thron verließ, so konnte sie dadurch ihre Gegnerin doch nicht versöhnen; vielmehr ging, was sie geahnet hatte, in Erfüllung. Sie ward sogleich mit ihrem Gemahl als Staatsgefangene behandelt. Ihr Vater ward am 28. Jul., ihr Schwiegervater am 25. Jul. in Verhaft genommen; letztrer am 22. Aug. hingerichtet, erstrer auf Bitten seiner Gemahlin, die bei Marien vieles galt, wieder in Freiheit gesetzt (23. Aug.). Johanna aber ward (am 13. Nov.) vor Gericht gezogen, des Hochverraths für schuldig erklärt und zum

Tode verurtheilt. Doch wurde dieses Urtheil für jetzt nicht vollzogen; vielleicht wollte Marie der Verurtheilten schonen, um das Volk, das mit der Jugend und Unschuld Johannens Mitleiden hatte, nicht gegen sich zu erbittern. Auch ließ sie ihr eine mildere Behandlung angedeihen. Doch alle Hoffnung, die Johanna und ihr Gemahl damals hegen mochten, wurde bald zernichtet, als im Anfang des folgenden Jahres (1554) Thomas Wiat, um der verhaßten Vermählung Mariens mit Philipp II. entgegen zu wirken, einen Aufstand angesponnen hatte. Denn als dieser Aufstand, welchem auch Johannens Vater, der Herzog von Suffolk, beigetreten war, bei der Unbesonnenheit oder Voreiligkeit der Verschwornen bald wieder gestillt, Wiat am 6. Febr., und der Herzog von Suffolk am 10. Febr. gefangen genommen worden waren, glaubte Marie nachdrücklicher verfahren zu können, oder ließ sich von ihrem Staatsrathe überreden, daß zur Sicherung ihrer Regierung Johannens Hinrichtung nothwendig sey. Sie beschloß daher jenes Todesurtheil vollziehen zu lassen, und schickte der Lady einen katholischen Geistlichen, den Abt von Westminster Dr. Feckenham, der sie zum Tode vorbereiten und mit der katholischen Kirche aussöhnen sollte. Eine Frist von drei Tagen wurde ihr hierzu gestattet.

Johanna hörte, was ihr bevorstand, mit ruhiger Ergebung. Der Tod war ihr willkommen, und im Gefühl ihrer Unschuld konnte sie ihrem Vater, von dem

dem sie schriftlich Abschied nahm, schreiben: „Mein schuldfreies Blut darf von dem Herrn Barmherzigkeit erflehen.“ Den Dr. Feckenham empfing sie mit sanfter Freundlichkeit und hatte Fassung genug, ihren Glauben gegen ihn zu vertheidigen, wobei sie jedoch äusserte, daß die Erörterung religiöser Streitfragen wohl für Lebende gut seyn könne, aber nicht für Sterbende. Am Abend vor ihrem Tode (11 Febr. 1554) schickte sie ihrer Schwester ein griechisches Testament, mit einem Briefe in griechischer Sprache. „Dieß Buch,“ schrieb sie ihr, „wird dich lehren zu leben und zu sterben.“ — Weiter setzte sie hinzu: „Freue dich mit mir, daß ich bald das Verwesliche ablegen und das Unverwesliche anziehen werde.“ — „Gott schenke dir Gnade, in seiner Furcht zu leben und im wahren christlichen Glauben zu sterben.“ — „Verleugne nie die Wahrheit, um ein armseliges Leben zu verlängern, so wird dich Gott auch nicht verleugnen.“ — „Lebe wohl und setze dein einziges Vertrauen auf Gott.“ — Am Tage der Hinrichtung (12. Febr.) bat ihr Gemahl, ihr das letzte Lebewohl sagen zu dürfen. Marie ertheilte ihm hierzu Erlaubniß, aber nicht Johanna: sie fürchtete, ein mündlicher Abschied würde die Standhaftigkeit schwächen, die ihr nahes Ende erfordere; und, setzte sie hinzu, die Trennung daure nur noch einen Augenblick, bald würden sie sich auf einem Schauplatze wiederfinden, wo Tod und Unglück sie nimmer treffen, noch ihre Seligkeit stören würden.

Doch

Doch als ihr Gemahl zum Blutgerüste geführt wurde, trat sie zum Fenster ihres Gefängnisses, um ihm das letzte Lebewohl nachzurufen. Aus eben diesem Fenster sahe sie seinen enthaupteten Leichnam nach der Kapelle im Tower abführen. Auch diesen Anblick ertrug sie mit Standhaftigkeit! Und als sie dann hörte, wie muthvoll er gestorben wäre, fühlte sie sich gleichsam begeistert, so daß sie in diesen erschütternden Augenblicken folgende drei Sätze (den ersten in griechischer, den zweiten in lateinischer, den dritten in englischer Sprache) in ihr Gebetbuch einzeichnete: „Wenn sein gewaltsam getödteter Körper vor menschlichen Richterstühlen gegen mich zum Beweis dalieget, so wird sein seliger Geist vor dem Throne Gottes meine Unschuld vertheidigen." — „Ein Richterspruch der Menschen hat seinen Körper entseelet, aber die göttliche Barmherzigkeit wird seiner Seele gnädig seyn." — „Verdient meine Schuld Strafe, so mag Jugend und Unerfahrenheit mich entschuldigen. Gott und die Nachwelt werden mir Gnade widerfahren lassen."

Etwa eine Stunde nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie zum Blutgerüste im Tower hingeführt. Dr. Feckenham begleitete sie; aber sie achtete nicht seiner Reden, sondern sah unverwandt auf ihr Gebetbuch, das sie in den Händen hielt. Als sie das Blutgerüste bestiegen hatte, bedurfte sie einiger Augenblicke, um sich zu erholen. Dann grüßte sie die Umstehenden mit ruhiger Miene, nahm Abschied von Dr. Feckenham, dem

sie

sie für seine gütigen Gesinnungen dankte, und hielt eine kurze Rede an die anwesenden Zeugen ihres Todes. Nicht klagte sie über ihr Schicksal, sie erkannte vielmehr das Verfahren gegen sich für rechtmäßig, weil sie gefehlt habe, wenn auch nicht aus Ehrsucht, doch aus Ehrerbietung gegen ihre Eltern, und schloß damit, daß sie alle Anwesende aufforderte mit ihr und für sie zu beten. Nach diesen Worten k ieete sie nieder und betete. Als sie sich wieder erhoben hatte, gab sie ihren Dienerinnen zum Andenken ihre Handschuhe und ihr Schnupftuch, und dem Commandanten des Towers, Johann Gate, der sie gleichfalls um ein Andenken bat, ihr Gebetbuch, in welches sie das oben Angeführte eingezeichnet hatte. Hierauf befahl sie ihren Dienerinnen sie zu entkleiden und ihr die Augen zu verbinden. Der Nachrichter bat sie knieend um Verzeihung: sie hatte ihm nichts zu verzeihen, ersuchte ihn aber, hurtig ein Ende mit ihr zu machen. Mit verbundenen Augen nahete sie sich nun dem Blocke, kniete an demselben hin, streckte den Kopf vorwärts und rief: „Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ In demselben Augenblicke wurde ihr Kopf mit Einem Streiche von ihrem Körper getrennt. — So starb Johanna in der Blüthe ihrer Jahre, wie von dem Strahlenkranze einer Heiligen umflossen, ein rührendes Beispiel der Sanftmuth und Gottergebenheit bei unverschuldeten Leiden!

---

VIII. Ma=

## VIII.

## Maria Stuart.

Maria Stuart, lange Zeit mit den härtesten Vorwürfen belastet, oder als Gattenmörderin, als wollüstige Buhlerin und als Störerin der öffentlichen Ruhe Englands verschrieen, hat in neueren Zeiten eifrige Sachwalter gefunden. Besonders haben die Engländer Johann Whitaker (1787) und Georg Chalmers (1822) sich ihrer Vertheidigung angenommen und dazu alles das aufzufinden und zusammenzustellen gesucht, was zur Tilgung jedes Fleckens, der auf ihrem Leben haftet, dienen konnte. Menschenfreundlich und ehrenwerth ist ein solches Streben zu nennen; denn menschenfreundlich und ehrenwerth ist es, einer gekränkten Unschuld sich anzunehmen und eine niedergetretene Ehre aufzurichten. Doch darf dieß Streben nicht in parteiische Vorliebe ausarten, weil dann die Wahrheit eben so, wie auf dem entgegengesetzten Wege verletzt wird. Dieß aber scheint bei den genannten Vertheidigern Mariens der Fall zu seyn. Von ihnen wird jede Begebenheit so gefaßt, daß sie einen Schatten auf Elisabeth und ein Licht auf Marien wirft; alles, was letzterer zur Last gelegt werden kann, gemildert und verwischt, dagegen das Wirken Elisabeths und ihres Ministers Burleigh mit den gehässigsten Farben dargestellt, und diesen beiden ein unglaubliches Gewebe der abscheulichsten Bosheiten zugeschrie-

geschrieben. Ein solches Verfahren macht mißtrauisch gegen die Wahrheitsliebe jener Vertheidiger und setzt die Unbefangenheit ihrer Untersuchungen und die Richtigkeit ihrer Resultate in Zweifel. Eben daher mögen wir bei der hier folgenden Erzählung nicht ihren Deutungen, Lobsprüchen und Anschuldigungen folgen, sondern uns nur an offenkundige Thatsachen halten und das als Dunkelheit bezeichnen, was nie zu völliger Klarheit erhoben werden kann.

---

Maria Stuart, geboren den 7. Dec. 1542, war seit ihrem ersten Seyn von Widerwärtigkeiten umgeben. Ihr Vater, der König Schottlands, Jacob V., Neffe des englischen Königs Heinrichs VIII., starb schon sieben Tage nach ihrer Geburt und hinterließ ihr einen Thron, der von innen durch Parteiungen erschüttert und von aussen durch England mit Verlust der Selbständigkeit bedrohet wurde. Ihre Mutter, Marie, Tochter des Herzogs Claudius von Guise, eine eifrige Katholikin, war wegen ihrer Geburt und wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich verhaßt; nur unter vielem Widerspruch der schottischen Großen behauptete sie die Mitvormundschaft über die unmündige Tochter, ja auch, als sie die Regentschaft erhielt (1558), konnte sie bis an ihren Tod (10. Jun. 1560) nicht viel ausrichten. Zugleich hatte sich, noch in Mariens zartester Kindheit, ein Streit über ihre Ver-

mählung entsponnen. Ihr Großoheim, Heinrich VIII., wollte sie, um Schottland an England zu bringen, mit seinem Sohne Eduard VI. vermählen, und nach Heinrichs Tode (1547) suchte der Führer seines Sohnes, Herzog von Sommerset, diese Vermählung mit Gewalt zu erzwingen; aber der größere Theil des schottischen Adels war, aus Furcht England unterthan zu werden, dagegen und bewirkte, daß die junge Königin mit dem Dauphin verlobt und nach Frankreich gebracht wurde (1548). So geschah es, daß Maria an dem französischen Hofe erzogen wurde, an dem zwar feine Bildung, aber auch Leichtsinn, Sittenverderbniß und blinde Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche herrschte; und unverkennbar ist es, daß dieses alles auf ihren Character und ihr nachmaliges Betragen einwirkte. Noch nicht sechs Jahre alt war sie, als sie an den französischen Hof kam, und noch nicht sechzehn Jahre alt, als sie mit dem damaligen Dauphin und nachherigen Könige Franz II., der ein Jahr jünger war als sie, vermählt wurde (am 24. Apr. 1558).

Wenige Monate hernach (am 17. Nov. 1558) bestieg Elisabeth den englischen Thron. Ihr Erbrecht war zweifelhaft, besonders in den Augen eifriger Katholiken, da der Pabst die Ehe zwischen ihrer Mutter Anna Boleyn und Heinrich VIII. für ungiltig und hiermit sie für ein uneheliches Kind erklärt hatte. Ward aber sie, was der Pabst aus mehreren Ursachen und auf mehreren Wegen zu bewirken suchte, von dem engli=

englischen Throne ausgeschlossen, so war die nächste Erbin deßselben Maria Stuart, die Enkelin Margarethens, der ältesten Schwester Heinrichs VIII. Maria Stuart ward daher von den Katholiken in England als rechtmäßige Königin anerkannt und nahm zum Zeichen ihrer Ansprüche auf Englands Thron, mit ihrem Gemahl Franz II. den Titel und das Wappen von England an. Dieß konnte Elisabeth nicht gleichgiltig ertragen. Doch nicht bloß ihr Herrscherſinn, auch ihre Eitelkeit fühlte sich durch Marien gekränkt, da diese mehr als sie durch bezaubernde Schönheit und Anmuth herrorstrahlte. Und so erhob nun zwischen beiden Königinnen jener unselige Hader, dem endlich Maria unterlag.

Die nächste Veranlassung ihrem Hasse gegen Marien Befriedigung zu verschaffen, fand Elisabeth in der damalige Lage Schottlands. Hier hatte in den Zeiten Jacobs V. die Reformation Eingang und Fortgang gefunden, ein wilder Eiferer für dieselbe, Johann Knox, ein Schüler Calvins, war daselbst aufgetreten, und ein großer Theil des Volkes hatte sich zu der neuen Lehre bekannt. Maria aber, geleitet von ihrem Oheim, dem Cardinal von Guise, hatte von Frankreich aus die Unterdrückung der Reformation anbefohlen (Mai 1559). Darüber geriethen die bedrängten Protestanten in Aufruhr und suchten zu ihrer Rettung den Beistand der Königin Elisabeth. Diese verband sich mit ihnen (27. Febr. 1560), trieb die

Hilfsvölker, die aus Frankreich nach Schottland gesendet worden waren, in die Enge und errang den Vertrag von Edinburg (6. Jul. 1560), der zwischen ihnen und dem französischen Heere abgeschlossen wurde. Kraft desselben sollten englische und französische Truppen Schottland räumen, Franz und Maria für alle Zeiten den Titel und das Wappen Englands aufgeben, und die im Aufruhr gewesenen Schotten Verzeihung erhalten. Diesem Vertrage, der der Königin Elisabeth Sicherung ihres Thrones, eine Partei in Schottland, und damit Aussichten zur Unterdrückung Mariens und Schottlands gewähren sollte, widersprach Maria, weil sie eben so wenig geneigt war, ihrer Gegnerin Vorschub zu leisten, als ihre Ansprüche auf den englischen Thron aufzugeben.

Bald darauf erzeugte der Tod ihres Gemahls Franz II. (5. Dec. 1560) eine wichtige Veränderung in ihrem Leben und in ihren Verhältnissen zu ihrer Gegnerin. Jetzt nicht mehr Königin von Frankreich und von ihrer Schwiegermutter, der Königin Katharina von Medici, angefeindet, fehlte es ihr eben sowohl an Macht, Frankreichs Kräfte zur Unterstützung ihrer Plane in Schottland zu gebrauchen, als an Vorwand, von ihrem Königreiche entfernt zu bleiben. Sie entschloß sich daher, nach Schottland zurückzukehren, wohin auch der Tod ihrer Mutter und die Bitten ihrer Unterthanen sie riefen. Am 25. Jul. 1561 verließ sie Frankreich, aber mit schwerem Herzen: die

Ah=

Ahnung bevorstehender Leiden mochte ihr Innerstes durchschauern! Lieb war ihr Frankreich geworden, wo sie heitere Tage verlebt, ansprechende Sitten und Nahrung für ihren Geschmack an Wissenschaften und weiblichen Geschicklichkeiten gefunden hatte; und widrig mußte ihr Schottland erscheinen, wo die rohen Sitten eines trotzigen und unbändigen Volkes und der wüthige Eifer reformirter Prediger mit Widerstand, Aufruhr und wilden Angriffen auf ihren Glauben sie bedrohete. Sie konnte daher ihre Augen von der französischen Küste nicht wegwenden, und als dieselbe endlich ihr entschwand, rief sie schmerzvoll aus: „Lebe wohl Frankreich! Lebe wohl! Dich werde ich nimmer wiederschauen!"

Am 19. Aug. 1561 kam sie glücklich in Schottland an, freundlich bewillkommt von ihren Unterthanen. Aber gar bald rechtfertigten sich ihre trüben Ahnungen! Kaum würde die starke Hand eines kräftigen Mannes die unbändigen und unbeständigen Schotten gezügelt haben; noch weit weniger konnte dieß ein Weib, wie Maria. Durch ihre Erziehung in Frankreich und durch ihr festes Beharren bei dem Katholicismus war sie in Sitte und Glauben ihrem Volke fremd geworden. Zwar war sie mild und nachsichtig, munter und freundlich in ihrem Betragen; aber ihre Milde und Nachsicht wurde von den eigenwilligen Großen als Schwäche gemißbraucht, und ihre Munterkeit und Freundlichkeit galt den reformirten Glaubenseifrern als

leicht-

leichtsinnige und sündige Eitelkeit. Zwar machte sie keinen Versuch zur Wiederherstellung des Pabstthums, vielmehr bewilligte sie die Ausübung des reformirten Glaubens und legte die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände der Reformirten; aber daß sie selbst bei dem katholischen Glauben beharrte und in ihrer Hauskapelle von katholischen Priestern, die sie aus Frankreich mitgebracht hatte, die Messe halten ließ, war den reformirten Geistlichen ein Gräuel, die deshalb, was sie mit Geduld ertrug, Schmähreden über sie häuften und das Volk gegen sie aufwiegelten. Und dabei fehlte es ihr an treuen Rathgebern. Sie hatte keinen Freund, auf den sie sich stützen konnte: die Großen, die ihr zur Seite standen, suchten nur den eignen Vortheil und verleiteten sie zu schädlichen Maßregeln. Mit ihrer Nachbarin Elisabeth lebte sie in gespannten Verhältnissen. Zwar führte sie nach dem Tode ihres Gemahls nicht mehr Wappen und Titel von England; aber weil sie fortfuhr dem edinburger Vertrage zu widersprechen und das Verlangen äusserte, durch das englische Parlament, im Falle Elisabeth keine Nachkommen bekäme, zu deren Thronfolgerin erklärt zu werden: so fuhr auch Elisabeth fort, sie anzufeinden und ihr überall Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen zu stellen. Nur äusserlich zeigte sich in den ersten Jahren (1561 — 1564) ein gutes Vernehmen zwischen beiden: ihre Streitigkeiten ruheten und sie standen mit einander in einem freundschaftlichen Brief-

wech-

wechsel; aber die innere Abneigung und Widrigkeit dauerte fort. Elisabeth arbeitete im Stillen der Maria entgegen und wußte die Vorgänge in Schottland so zu gestalten oder zu benutzen, daß sie auf den Untergang ihrer Gegnerin rechnen konnte.

Ohne auf den Widerspruch Elisabeths und auf die Meutereien feindseliger Großen, an deren Spitze ihr Halbbruder, der ränkevolle Graf von Murray, stand, zu achten, vermählte sich Maria (29. Jul. 1565) mit ihrem Vetter Heinrich Darnley, Sohn des Grafen Lenox (geb. 1546), der nach ihr der nächste Thronerbe Englands war und wie dadurch, so auch durch Jugend und Schönheit sie an sich zog. Auf ihren Antrieb wurde er zum König und Mitregenten ausgerufen und die ihm entgegenstehende Partei aufsäßiger Großen zurückgeschlagen. Doch bald sahe sie ein, wie sehr sie sich in ihm betrogen hatte, oder wie wenig sein schönes Aeussere mit seinem Innern zusammenstimmte. Er war ein roher, geistloser Mann, veränderlich, jähzornig, herrschsüchtig, dem Trunke und der Wollust ergeben. Ihre Liebe zu ihm verwandelte sich daher in Widerwillen und Verachtung. Hierüber aufgebracht sann er auf Rache und unbedachtsam, wie er war, ließ er sich zum Werkzeuge derer brauchen, die sich wider ihn und Marien verschworen hatten. Sie spiegelten ihm vor, daß David Rizzio, ein Piemonteser, der seit 1561 aus Italien nach Schottland gekommen war, erst als Sänger, dann als Geheim-

schrei-

schreiber und Rathgeber in Mariens Diensten und bei ihr in großer Gunst stand, aber, als übermüthiger Fremdling dem schottischen Adel äusserst verhaßt war, seine Gemahlin gegen ihn aufgebracht habe; sie entbrannten ferner seine Eifersucht durch Vorspiegelung eines Liebesverständnisses zwischen Rizzio und Marien, und brachten es dadurch so weit, daß er in die Ermordung Rizzio's willigte und diese, um seiner Gemahlin wehe zu thun, auf die brutalste Weise vollziehen ließ. Zu einer Zeit, als Maria ihrer Entbindung nahe war und eben mit Rizzio, der Gräfin von Argyle und einigen Hofleuten das Abendessen einnahm (9. März 1566), trat er in ihr Zimmer und setzte sich an ihre Tafel. Bald nach ihm drangen die Verschwornen bewaffnet herein, erklärend, daß sie es mit Rizzio zu thun hätten. Dieser floh, als er Gefahr ahnete, hinter den Rücken der Königin; aber einer der Verschworenen stach über deren Schulter nach ihm, und die übrigen schleppten ihn an die Thüre des Zimmers, wo sie ihn mit vielen Stichen tödteten. Die Königin selbst wurde als Gefangene behandelt. Entsetzen und Erbitterung ergriff sie; gleichwohl behielt sie Besonnenheit, und verbesserte dadurch ihre Lage. Sie wußte ihren Gemahl und den Grafen Murray von den Verschworenen zu trennen und erstern durch verstellte Freundlichkeit für sich zu gewinnen, daß er mit ihr nach dem Schlosse Dunbar zog. Hier sammelte sie ein Heer, mit dem sie nach Edinburg zurückkehrte und die Verschwor-

schworenen vertrieb. Doch fanden diese in England Schutz und bald darauf Gelegenheit, nach Schottland zurückzukehren.

Am 19. Jun. 1566 wurde Maria von einem gesunden Prinzen, dem nachherigen Könige Schottlands und Englands Jacob I. entbunden. Aber dieses glückliche Familienereigniß stellte die Eintracht zwischen ihr und ihrem Gemahl nicht wieder her. Sie konnte seinen Antheil an Rizzios Ermordung nicht vergessen, und er war erbittert, daß er von ihr verächtlich behandelt und von der Regierung ausgeschlossen wurde. Beide sahen sich daher nur selten, und obschon sie zu Zeiten ausgesöhnt schienen, so lebten sie doch in gespannten Verhältnissen, bis er durch einen geheimnißvollen Tod weggerafft wurde. Am 10. Febr. 1567 früh um zwei Uhr wurde das Haus, in welchem er sich befan. , durch Pulver in die Luft gesprengt, und sein Leichnam am andern Morgen in dem angränzenden Garten gefunden. Als seinen Mörder nannte laut das Gerücht den Grafen Bothwell, einen Mann schön von Gestalt, lüderlich von Sitten und jedes Verbrechens fähig. Und dieser Mann stand seit Rizzios Tode mit der Königin in gutem Vernehmen, erhielt durch sie nach Darnleys Ermordung schützenden Beistand und wurde drei Monate darauf, nachdem er von seiner Gemahlin geschieden war, ihr Gemahl. Als nämlich am 24. April 1567 Maria von Stirling nach Edinburg zurückkehren wollte, wurde sie von

Both-

Bothwell und dessen Reisigen überfallen und auf das Schloß Dunbar geführt, hier als eine Gefangene behandelt und durch Bitten, Drohungen und gewaltsame Entehrung dahin gebracht, daß sie Bothwell'n am 15. Mai 1567 heurathete.

Die Veranlassung zu diesen Vorgängen, die den dunkelsten Punkt im Leben der Maria Stuart ausmachen, wird von verschiedenen Schriftstellern verschiedentlich geschildert. Sonst gab man an, daß Maria Darnleys Mord eingeleitet oder wenigstens bewilliget und befördert, hierauf aus sinnlicher Zuneigung zum Grafen Bothwell ihre Entführung mit ihm verabredet, als freiwillige Gefangene bei ihm auf dem Schlosse Dunbar in Unehre gelebt, dann, um ihren Ruf wieder herzustellen, ihn geheurathet habe. Jetzt gibt man an, daß sie bei allen diesen Vorgängen ganz unschuldig sey; daß Darnleys Ermordung von Elisabeth und Burleigh mit den schottischen Rebellen Murray, Morton, Lethington rc. verabredet, daß auf deren Anstiften Darnleys Mord und das Anzünden der Pulvermine von Bothwell, den man durch Aussichten auf Mariens Hand reizte, übernommen, daß dann, um Marien zu vernichten, die Beschuldigung des Mordes auf sie gewälzt und, um dieser Beschuldigung Nachdruck zu geben, sie zur Vermählung mit Bothwell gezwungen worden sey. Es ist uns unmöglich zu bestimmen, welche Angabe die richtige ist. Die Frevel, die hier verübt wurden, wurden mit einem schwer zu lüftenden Schleier umzogen,

so

so daß selbst die damalige Zeit das Wahre schwerlich erkennen konnte, und die Vertreter beider Angaben haben gefließentlich nur das, was für ihre Meinung zeugen konnte hervorgehoben, und dagegen zu unterdrücken gesucht, was derselben entgegen war. Mariens Briefe und Lieder an Bothwell, die vorzüglich zur Begründung ihrer Schuld angeführt werden, mögen, wie man in neueren Zeiten befriedigend gezeigt hat, unecht oder erlogen seyn; aber daraus folgt nicht, daß sie von allem Antheil an den ihr vorgerückten Vergehungen frei war und in engelreiner Unschuld lebte. Wie läßt sich auch dieß von einer Fürstin erwarten, die an dem Hofe einer Katharine von Medici erzogen war, die das Beispiel der ränkevollen Elisabeth vor sich sah und den ungeschlachtigen Adel Schottlands um sich hatte? Gewiß ist es, daß bei obigen Vorgängen der Schein gegen sie ist, daß die öffentliche Stimme sie des Mordes und der Buhlerei beschuldigte, und daß sie selbst da schwieg, wo es darauf ankam, ihre Unschuld zu vertheidigen. Aber eben so gewiß ist es auch, daß obige Vorgänge von ihren Feinden benutzt wurden, um ihr nach einander Achtung, Thron, Freiheit und Leben zu entreißen.

Ihr Betragen nach Darnleys Tode, besonders ihre Vermählung mit dessen Mörder erbitterte das schottische Volk, das ohnehin durch die reformirte Geistlichkeit gegen sie entzündet war. Um so leichter wurde es daher ihren Gegnern, sie immer gehäßiger

zu

zu machen und einen Krieg gegen sie zu erregen (Jun. 1567). Anfangs wollte sie Gewalt mit Gewalt zurücktreiben, und schon schien es bei Carberyhil (in der Nähe von Edinburg), wo die beiderseitigen Heere zusammentrafen, zur Schlacht zu kommen, als sie, das Mißliche ihrer Lage erkennend, — denn ihre eignen Leute waren nicht sehr geneigt, für sie zu fechten, — einen Vergleich mit ihren Gegnern abschloß (15. Jun. 1567), kraft dessen diese Unterwürfigkeit versprachen, wofern sie den Grafen Bothwell von sich entfernte. Sie war dazu bereit. Hierauf floh Bothwell erst nach dem Schlosse Dunbar, dann, geächtet, von Schottland nach den nördlichen Inseln und kam endlich unter manchen Abenteuern nach Dänemark, wo er gefangen genommen wurde und nach acht Jahren in Geistesverwirrung und Armuth starb. Maria aber ward nach Edinburg, dann auf das Schloß Lochleven gebracht, vielen Beschimpfungen Preis gegeben und als Gefangene behandelt. Denn die Verschworenen hielten nicht den mit ihr geschlossenen Vergleich, sondern rissen alle Gewalt an sich und zwangen sie (24. Jul. 1567), die Regierung ihrem Sohne abzutreten. Dieser, kaum ein Jahr alt, wurde darauf zum König gekrönt (29. Jul.) und dem Grafen Murray (22. Aug.) die Regentschaft übergeben. Aber der Stolz und Eigenwille, mit dem er sie verwaltete, erregte Gährungen gegen ihn. Während derselben fand Maria Gelegenheit ihrem Gefängniß zu entfliehen (2. Mai

Mai 1568) und Truppen an sich zu ziehen, an deren Spitze sie ihre Verzichtleistung und die Krönung ihres Sohnes als ungiltig widerrief und dem Grafen Murray befahl, die Regentschaft nieder zu legen. Allein es gelang ihr nicht, sich zu behaupten. Ihre Truppen wurde bei dem Dorfe Langside in der Nähe von Glasgow geschlagen (13. Mai 1568) und sie sahe sich zur Flucht genöthiget. Aber wohin sollte sie fliehen? — Nach Frankreich? Dort, wo sie einst als Königin geglänzt hatte, mochte sie nicht als eine Entthronte und Flüchtige erscheinen. Nach England? Dort herrschte Elisabeth, die schon so viele Beweise feindseliger Gesinnungen ihr gegeben hatte, und vor der ihre Freunde sie warnten. Doch sie war an der englischen Grenze, rückwärts konnte sie nicht, und die Annäherung ihrer Verfolger bedrängte sie. Sie überschritt daher am 16. Mai 1568 die Grenze Englands und bat ihre Hauptfeindin um gastfreundliche Aufnahme und um Schutz und Beistand gegen ihre Unterthanen.

Der Königin Elisabeth kam dieses Ereigniß willkommen. Hatte sie seither schon in der Stille an dem Verderben ihrer Nebenbuhlerin gearbeitet, und Adel und Geistlichkeit zur Empörung gegen sie ermuntert, so fand sie nun Gelegenheit selbige völlig zu unterdrücken, vielleicht auch ganz Schottland an sich zu bringen. Ihr erstes Vorhaben ging dahin, Marien in Gewahrsam zu halten und als Vorwand hierzu

den

den übeln Ruf zu benutzen, in den sie gekommen war. Sie antwortete daher auf Mariens Bitte um persönliche Zusammenkunft: sie könne sie nicht eher vor sich lassen, als bis sie sich wegen der ihr vorgeworfenen Theilnahme an Darnleys Ermordung gereiniget habe. Dann verlangte sie, Maria sollte sich einer Untersuchung unterwerfen, und forderte zugleich die Schottländer auf, ihre Klagen vorzubringen. Lange sträubte sich Maria gegen diese Zumuthung, da sie als unabhängige Fürstin keinem Gerichte unterworfen werden könne. Doch endlich ließ sie sich durch die gleißnerischen Versprechungen Elisabeths bestimmen, Gesandte zu der Untersuchung (oder Conferenz) abzusenden, die von englischen Abgeordneten erst (im Oct. 1568) zu York, dann (im Nov.) zu Westminster gehalten wurde. Nach einigen Zögerungen klagte hier Murray (26. Nov.) sie als Mörderin ihres Gemahls an und legte als Beweise seiner Anklage die schon oben erwähnten Briefe und Lieder vor. Elisabeth nahm diese ohne Untersuchung als gegründet an und forderte von Marien, sich gegen diese Anklage zu vertheidigen. Aber die Gesandten der letztern, die gegen das Verfahren vergebens protestirten, verlangten, daß ihre Königin in Gegenwart der Vornehmen des englischen Adels und der auswärtigen Gesandten von Elisabeth gehört werden möchte. Maria selbst wies jede Anforderung, sich zu vertheidigen, beharrlich zurück. — Wohl muß es als ehrenwerth anerkannt werden, königliche Rechte mit königli=

königlichem Sinne zu vertheidigen, und Mariens Aeusserung, mit der sie den Vorschlag Elisabeths, der schottischen Krone zu entsagen und in England zu bleiben, zurückwies: „Meine letzten Worte sollen die Worte einer Königin von Schottland seyn," — hat etwas Großartiges. Doch auch die Wahrheit hat ihre Rechte, und auch Könige sind es sich schuldig, ihren Ruf zu bewahren und den angetasteten zu reinigen. Das aber that Maria nicht und schärfte eben dadurch den Verdacht gegen sich. Denn nicht genug war es, daß sie sich vor Elisabeth rechtfertigen wollte, sie mußte sich auch vor den Augen der Welt rechtfertigen, da sie öffentlich und nicht ohne Wahrscheinlichkeit großer Vergehungen beschuldiget wurde. Indessen läßt sich zu ihrer Vertheidigung bemerken, daß die Untersuchung, vor welche sie oder ihre Abgeordneten gezogen wurden, ein eitles Gaukelspiel war, voll Ränke und Schurkereien. Sie wurde angestellt, nicht um Mariens Unschuld zu bewähren, sondern um ihre Gefangenhaltung zu beschönigen, und Elisabeth war nicht gewilliget, hier ein Urtheil zu sprechen, sondern den Streit unentschieden zu lassen, um desto mehr Schottland und dessen Königin von sich abhängig zu machen. Sie brach daher, so bald es ihr gutdünkte (im Jan. 1569), die Untersuchung ab, erlaubte dem Grafen Murray als Regent nach Schottland zurückzukehren und ließ Marien in strengern Gewahrsam nehmen. Von Carlisle hatte sie sie schon am 16. Jul. 1568 nach Bolton in York-

sire

sire bringen lassen, jetzt (26. Jan. 1569) ließ sie sie nach Tutbury in Straffordsire unter die Aufsicht des Grafen Shrewsbury bringen, und späterhin nach andern festen Schlössern und unter noch strengere Aufsicht. Dabei setzte sie die Verhandlungen mit ihr fort, um einen Vorwand zur Fortdauer ihrer Gefangenhaltung zu haben und durch denselben Frankreich und Spanien, die sich für sie verwendeten, zu beschwichtigen. Marien wieder loszugeben, war nicht ihr Plan; sie war schon zu weit gegangen, um nicht von Unrecht zu Unrecht verleitet zu werden.

Inzwischen hatte die Liebenswürdigkeit Mariens, ihr langes und bitteres Leiden und ihr festes Beharren bei dem katholischen Glauben eine große Zahl von Anhängern in und ausser England ihr zugewendet, die darauf ausgingen, sie zu befreien und ihre Gegnerin wenigstens zu beschränken. Einer der ersten und vornehmsten derselben war der Herzog von Norfolk, damals der angesehenste Lord in England, jung, reich, von einnehmender Bildung und gefälligen Sitten. Hingerissen von Mariens Schönheit, wollte er sie heurathen und trat deswegen mit Murray und einem Theil des englischen Adels in Unterhandlungen. Aber sein Vorhaben wurde der Elisabeth verrathen, und diese ließ ihn (Oct. 1569) in den Tower gefangen setzen. Nach einiger Zeit stellte sie ihn wieder in Freiheit. Da er aber bald darauf an einer Verschwörung, die von päbstlichen und spanischen Geschäftsträgern zur Entthro-

thronung Elisabeths eingeleitet worden war (1571), Antheil genommen hatte, wurde er aufs neue gefangen genommen (Sept. 1571) und am 2. Jun. 1572 hingerichtet. Aber damit wurden die Meutereien, die die Umtriebe des Papstes und der Katholiken in und ausser England erregten, nicht erstickt. Noch viele Verschwörungen und Empörungen entstanden, die zunächst auf Mariens Befreiung und weiterhin auf die Wiederherstellung des Katholicismus in England abzielten. Doch wurden sie insgesammt bei der Wachsamkeit Elisabeths und ihres Burleighs entdeckt und vereitelt, und dienten dazu, Elisabeths Regierung zu befestigen, Mariens Gefangenschaft zu verschärfen und ihren Tod herbeizuführen.

Vornehmlich war dieß der Fall bei der Verschwörung, die im Jahre 1586 von dem Seminarium zu Rheims, in welchem die ärgsten Anschläge gegen Elisabeth als verdienstlich empfohlen wurden, ausging. Anton Babington, ein junger Edelmann und schwärmerischer Anhänger der katholischen Kirche, stellte sich an die Spitze der Verschworenen mit dem Vorhaben, Elisabeth zu ermorden, Marien aber zu befreien und auf den Thron Englands zu erheben. Ob Marie in diese Verschwörung sich verwickelte, ist ungewiß. Einige sagen, sie habe, von Frankreich aus gewarnt, keinen Antheil an derselben genommen: sie selbst betheuerte dieß noch kurz vor ihrem Tode. Andre aber behaupten, Babington habe sie von seinem Vor-

haben unterrichtet, und sie habe dasselbe gebilliget. Angenommen, daß diese Behauptung wahr ist, so ist doch aus derselben kein Verbrechen Mariens abzuleiten. Bei der Widerrechtlichkeit und Arglist, mit der Elisabeth gegen sie verfuhr, und bei den Kränkungen und Quälereien, die sie seit achtzehn Jahren zu leiden hatte, ist sie wohl zu entschuldigen, wenn sie sich berechtiget glaubte, jedes Mittel zur Erlangung ihrer Freiheit oder zur Wiederherstellung ihrer königlichen Würde zu versuchen. Aber in den Augen Elisabeths galt eine solche Entschuldigung als unstatthaft, und schon die Vermuthung, daß Marie an jener Verschwörung Antheil habe, diente ihr zum Anlaß oder zur Beschönigung eines gewaltsamen Verfahren. Als nämlich Babingtons Verschwörung entdeckt, und ein Briefwechsel zwischen Marien und Babington, der jedoch von ihren bestochenen Schreibern Nawe und Curl herrühren soll, aufgebracht war, scheute sich Elisabeth nicht, zu den härtesten Maßregeln zu schreiten. Sie ließ sogleich (25. Sept. 1586) Marien nach dem Schlosse Fotheringay in Northamptonsire in enge Gewahrsam bringen, Geld und Papiere ihr wegnehmen und ihre schon genannten Schreiber als Gefangene nach London abführen, wo diese aussagten, daß sie auf Mariens Befehl Babingtons Briefe beantwortet hätten. Hierauf wurden im englischen Staatsrathe Untersuchungen gegen Marien beschlossen, und fünf und vierzig Bevollmächtigte ernannt, um über „Marien,

Toch-

Tochter und Erbin Jacobs V., vormals Königin von Schottland und verwitwete Königin von Frankreich" zu richten. Man bezeichnete sie mit diesem Titel, wie schon früher (1572) im englischen Parlamente geschehen war, um anzudeuten, daß sie nicht im Besitze der Rechte einer unabhängigen Königin sey.

Am 11. Oct. 1586 kamen die ernannten Bevollmächtigten nach Fotheringay, wo sie Marien im Namen der Königin von England vor sich ladeten. Anfangs weigerte sie sich dieser Ladung zu folgen: sie fand es unrecht und sonderbar, daß sie, eine Königin, einem Verhör vor Unterthanen und, da sie nie den Schutz der Gesetze Englands genossen, den Bestimmungen derselben sich unterwerfen sollte. Gleichwohl ließ sie sich endlich bewegen, (14. Oct.) vor den Bevollmächtigten zu erscheinen. Hier wurde sie vornehmlich angeklagt, daß sie an Babingtons Verschwörung Theil genommen, sie gewußt, gebilligt, unterstützt und Mittel zur Ausführung derselben angegeben habe. Begründet wurde diese Anklage auf Babingtons Geständnisse, auf die Aussagen der Schreiber Nawe und Curl und auf die Briefe, die diese in Mariens Namen geschrieben haben sollten. Aber Babington war bereits hingerichtet, die Schreiber Mariens wurden ihr nicht gegenüber gestellt, und die Briefe, die gegen sie zeugen sollten, waren von ihr weder geschrieben noch unterzeichnet. Alle diese Umstände faßte Marie mit richtigem Blicke in ihrer Antwort auf und entwickelte dar-

daraus das Verläumderische der gegen sie erhobenen Beschuldigung. Einen Briefwechsel mit Babington geführt, oder an dessen Verschwörung Antheil genommen zu haben, leugnete sie durchaus. Ueberhaupt führte sie ihre Selbstvertheidigung — ein Anwalt wurde ihr nicht beigegeben — mit Würde, Muth und Gewandheit.

Zwei Tage lang dauerten diese Verhandlungen; aber die Entscheidung erfolgte erst zu London, wohin die Bevollmächtigten am 16. Oct. zurückkehrten. Hier wurde bei einer Sitzung im Saale der Sternkammer auf das Zeugniß jener beiden Schreiber, die ihre Aussagen beschwören mußten, das Todesurtheil über Marien ausgesprochen (25. Oct.), und dieser Ausspruch (27. Oct.) vom Parlamente bestätigt, mit der Bitte an die Königin Elisabeth, ihn öffentlich bekannt machen und sogleich vollstrecken zu lassen, da ihr wie dem Reiche fortdauernd Gefahr drohe, so lange Marie noch am Leben sey. Auch das Volk gab seine Beistimmung zu erkennen. Nur Elisabeth äusserte unerwartete Bedenklichkeiten und zögerte mit Vollstreckung eines Urtheils, das sie selbst veranlaßt hatte.

Vieles konnte sie ermuntern zu dem Aeussersten zu schreiten. Hielt sie Marien fortdauernd gefangen, so mußte sie auch, wie seither, fortdauernd in Angst und Unruhe leben; gab sie Marien los, so hatte sie die Rache derselben zu fürchten und dereinst, wenn Marie ihre Thronfolgerin wurde, den völligen Umsturz

aller

aller Einrichtungen, die sie in England getroffen hatte; ließ sie aber Marien hinrichten, so war sie von allen diesen Aengsten befreit. Furcht von aussen konnte sie davon nicht zurückhalten. Sie brauchte England nicht zu fürchten; denn das englische Volk war ihr jetzt mehr als vorhin, mit Liebe zugethan und forderte Mariens Tod. Sie brauchte Schottland nicht zu fürchten; denn dort war die Partei Mariens niedergedrückt und Mariens Sohn Jacob durch seinen Liebling Grey, den Elisabeth für sich gewonnen hatte, gegen seine Mutter eingenommen; auch wurde er durch Aussichten auf den Thron Englands und besonders durch die Parlaments-Erklärung beschwichtigt, „daß das Urtheil über Marien der Ehre und den Rechten Jacobs auf keine Weise Eintrag thun sollte." Sie brauchte Frankreich nicht zu fürchten; denn dieses Reich war durch innere Zwietracht zerrüttet, und arger Streit herrschte dort zwischen König Heinrich III. und den Guisen, Mariens Stammvettern. Nur Spanien war zu fürchten: von dort her drohete Philipp II. mit Rache, und schon verbreitete sich das Gerücht von seiner Rüstung gegen England. Aber gerade dieser Umstand mußte die Elisabeth bestimmen, Marien, die bei Philipps Angriffen ihr doppelt gefährlich werden konnte, eiligst hinrichten zu lassen. — Doch trotz aller dieser Ermunterungen mußten auch viele Bedenklichkeiten sich ihr aufdringen. Sie sahe ein, wie viel sie durch ihr unredliches und ungerechtes Verfahren gegen Marien

in

in der öffentlichen Meinung verlieren mußte; wie man ihr zum Vorwurf machen konnte, daß sie die Rechte der Gastfreundschaft und Verwandschaft, der Großmuth und Gnade ihrer Leidenschaftlichkeit hingeopfert habe. Sie fürchtete ferner die königliche Würde, die ihr so theuer war, daß sie nicht einmal gegen Philipp II. ungeziemende Ausdrücke ertragen konnte, durch Mariens Hinrichtung zu verletzen. Ja vielleicht waren es auch Regungen des Gewissens, die in diesen entscheidenden Augenblicken in ihr erwachten. Aber sie war zu weit gegangen, um mit Schicklichkeit und Sicherheit zurücktreten zu können, und es blieb ihr nichts übrig als den Schein zu retten, oder der Welt vorzugauckeln, daß sie der Stimme ihres Volkes, nicht der ihres Herzens folge.

Als die oben erwähnte Parlaments-Erklärung ihr vorgelegt wurde, äusserte sie Betrübniß, betheuerte, daß sie nicht wisse, wozu sie sich entschließen solle, und forderte dann das Parlament auf, ihr zu zeigen, wie sich mit dem Leben der Marie ihre eigene Sicherheit vereinbaren lasse. Als hierauf das Parlament versicherte, daß dieß unmöglich sey, hielt sie sich gerechtfertiget, und nun konnten weder die Vorstellungen des Königs Jacob, noch die Königs Heinrich III. sie von ihrem Entschluß zurück bringen. Am 6. Dec. 1586 ließ sie der unglücklichen Marie das Urtheil ankündigen, doch die Vollstreckung desselben aufs neue verschieben. Zwar wünschte sie fortdauernd den Tod ihrer

rer

rer Feindin, aber sie wünschte auch mit der Befriedigung ihres Hasses den Ruhm der Großmuth zu vereinigen oder den Vorwurf der Gewaltthätigkeit von sich auf Andre zu schieben. Gern hätte sie gesehen, wenn die damaligen Wächter Mariens, die Ritter Paulet und Drury, selbige durch Gift oder auf andre Art heimlich hingerichtet hätten: sie ließ ihnen dazu deutliche Winke zukommen; aber diese, zwar harte, aber ehrliche Männer, weigerten sich einen Meuchelmord zu begehen. Nun begann sie ein unwürdiges Spiel mit dem Staatssecretair Davison. Als dieser auf ihren Befehl das Todesurtheil ihr vorgelegt hatte (1. Febr. 1586), unterschrieb sie es unbedenklich und befahl ihm dasselbe zum Kanzler zu bringen, damit das große Siegel Englands darunter gesetzt würde. Am folgenden Tage aber ließ sie ihm sagen: er möchte die Vollziehung ihres vorigen Befehls eine Zeitlang verschieben; und als er zu ihr kam, ihr zu melden, daß das Todesurtheil bereits besiegelt sey, schalt sie ihn wegen seiner Eilfertigkeit, doch befahl sie ihm nicht, die Vollziehung abzusagen, sondern klagte nur über Paulets und Drurys Weigerungen, und daß Marie noch nicht ums Leben gebracht worden sey. Davison, hierdurch in Verlegenheit gesetzt, wendete sich an den versammelten Staatsrath. Dieser, mit Elisabeths wahrer Gesinnung vertraut, nahm die Vollstreckung des unterschriebenen und besiegelten Todesurtheils auf sich, und beauftragte die Grafen Shrewsbury, Kent rc. mit dem-

sel-

selben nach Fotheringay zu gehen und Marien hinrichten zu lassen.

Indessen hatte Marie Zeit gehabt, sich auf ihren Tod vorzubereiten. Langjähriges Leiden hatte sie geläutert. Nicht mehr so unstet und leidenschaftlich als vorher, war sie voll Güte, Sanftmuth und Gottergebenheit und stand am höchsten, da sie am tiefsten erniedrigt wurde. Ohne Widerrede und ohne Kleinmuth hatte sie (am 6. Dec. 1586) ihr Todesurtheil vernommen: sie hatte nur um den Beistand eines katholischen Priesters gebeten, dann in einem Briefe an Elisabeth (19. Dec.) um öffentliche Hinrichtung, um Absendung ihres Leichnams nach Frankreich, um Ablieferung ihrer Vermächtnisse an ihre Diener und um deren Entlassung nach Frankreich; aber jener Beistand eines katholischen Priesters war ihr verweigert worden, und auf diesen Brief hatte sie keine Antwort erhalten. Jetzt, als am 7. Febr. 1587 die Abgesandten des Staatsrathes zu ihr kamen, um ihr zu melden, daß sie am nächsten Morgen um 8 Uhr hingerichtet werden sollte, erklärte sie, daß ihr der Tod willkommen sey, und betheuerte noch einmal, mit der Hand auf der Bibel, daß sie an Babingtons Verschwörung keinen Antheil genommen habe.

Als sich die Abgesandten wegbegeben hatten, ließ sie sich ihr Abendessen bringen, um sich zu stärken. Sie aß wenig, blieb heiter und tröstete ihre Diener, die bitterlich weinten. Nach dem Essen überlas sie das

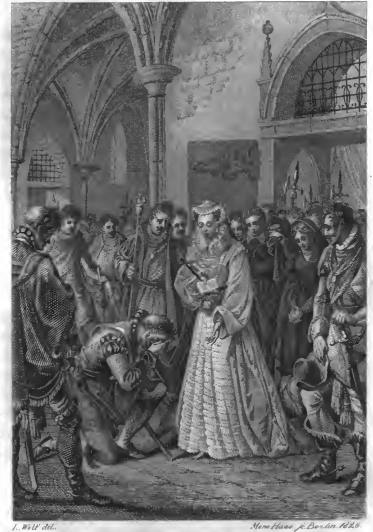
Ver-

Verzeichniß ihrer Habseligkeiten, bestimmte, was jedem ihrer Diener davon zu Theil werden sollte, schrieb an ihren Beichtvater, den sie um seinen Segen bat, an den Herzog von Guise und an den König von Frankreich, denen sie ihre Diener empfahl, und ging dann zur gewohnten Zeit zur Ruhe. Nach vier Stunden stand sie wieder auf, brachte den übrigen Theil der Nacht in Andachtsübung hin und genoß dabei eine vom Pabst geweihete Hostie, die sie sich schon längst verschafft hatte, ahnend, daß man ihr in ihren letzten Augenblicken den Beistand eines katholischen Priesters und die Ausübung katholischer Kirchengebräuche nicht gestatten würde. Gegen Morgen kleidete sie sich so prachtvoll an, wie sie es an festlichen Tagen zu thun gewohnt war. Dann rief sie ihre Diener zusammen und vertheilte unter sie, was sie noch an Geld und Kleidern besaß. Darauf beschäftigte sie sich abermals mit Beten. Um 8 Uhr erschien der Sheriff der Grafschaft Northampton, um sie in den zu ihrer Hinrichtung bestimmten Saal abzuholen. Sie folgte ihm mit der Würde einer Königin und mit der Ergebung einer Märtyrerin. Ihr Haar war mit einem langen Schleier bedeckt, am Gürtel hing der Rosenkranz, in der Hand trug sie ein Crucifix und ihr Gebetbuch. Vor dem Saale empfingen sie die Grafen von Kent, Shrewsbury und andre Edeln. Auch ihr treuester Diener, der Haushofmeister Andreas Melwill, war daselbst. Im tiefsten Schmerze warf er sich weinend

nend ihr zu Füßen *). Sie umarmte und tröstete ihn. „Klage nicht," sagte sie zu ihm; „freue dich vielmehr deine Königin nun bald von ihren Leiden erlöset zu sehen!" Dann trug sie ihm auf, ihren Unterthanen zu bezeugen, daß sie im festen Glauben an ihre Religion und mit unveränderter Liebe gegen Schottland und Frankreich gestorben sey, und ihrem Sohne zu versichern, daß sie nichts gethan habe, was seinem Reiche, seiner Ehre oder seinen Rechten nachtheilig seyn könnte. Von Melwill wendete sie sich an die Grafen Kent und Shrewsbury und bewog sie, daß Melwill, ihr Arzt und noch einige ihrer Diener und Dienerinnen sie zur Hinrichtung begleiten durften. Darauf ging sie mit festem Schritte dem Blutgerüste entgegen, das am äussersten Ende des Saales errichtet war. Ihr Muth wankte nicht, als sie es bestieg. Das Todesurtheil wurde vorgelesen; sie hörte mit Nachdenken zu. Als aber der Dechant von Peterborough in sie drang, sich zur protestantischen Kirche zu bekehren, unterbrach sie ihn mehrmals, bis endlich selbst der Graf von Kent mit Unwillen ihn abrief. Sie kniete dann nieder, betete eine Zeitlang, erhob sich wieder, küßte das Crucifix und segnete mit demselben die Umstehenden. Der Nachrichter bat sie knieend um Verzeihung; sie antwortete: „Ich verzeihe allen, die meinen Tod gewünscht oder herbeigeführt haben."

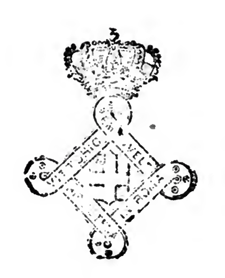
Nach-

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel VIII.



J. Wolf del. Meno Haas sc. Berlin. 1826.

*Maria Stuart auf ihrem Todeswege.*



Nachdem sie Schleier und Oberkleid mit Beihilfe ihrer Dienerinnen abgelegt hatte, umarmte sie diese noch einmal und gab ihnen durch Winke zu verstehen, daß sie nicht weinen sollten. Sie ließ sich dann die Augen verbinden und legte mit den Worten: „O mein Gott, laß mich nicht zu Schanden werden," ihr Haupt auf den Block. Zuletzt rief sie: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!" Da wurde ihr Haupt mit einem oder, wie andre sagen, mit zwei und drei Hieben vom Körper getrennt. Jetzt schrie der Dechant von Peterborough: „So müssen alle Feinde der Königin Elisabeth umkommen!" Nur der Graf von Kent sagte dazu, Amen! Die übrigen schwiegen; die tiefste Rührung hatte alle ergriffen.

Elisabeth empfing die Nachricht von Mariens Tode mit Aeusserungen des größten Erstaunens und Zornes. Sie war oder schien ganz ausser sich, brach dann in Thränen, Klagen und Drohungen aus. Ihren Staatsräthen machte sie die ärgsten Vorwürfe, schalt sie Mörder der Marie und entfernte sie auf einige Zeit aus ihren Augen. Und um Einen für Alle büßen zu lassen, oder um die Welt und den Sohn der Hingerichteten wenigstens durch Ein Opfer zu versöhnen, verurtheilte sie den Staatssecretair Davison, als habe er ihren Willen überschritten, zu einer Geldstrafe von 10,000 Pf. St. und zu immerwährender Gefangenschaft. Aber vergebens war ihre Verstellung! Sie konnte mit derselben nicht blenden; Mitwelt und Nachwelt

welt machen ihr den Vorwurf, daß sie mit dem ungerechtesten Verfahren gegen Marien die schnödeste Heuchelei verbunden habe. Dagegen hat Mariens Schicksal, verherrlicht durch den Glanz eines frommen und würdevollen Todes, das menschliche Gefühl in Anspruch genommen und wird es in Anspruch nehmen, so lange noch die Geschichte von ihr redet und die Dichtkunst ihr Andenken feiert.

---

## IX.

## Elisabeth und Robert Graf von Essex.

Vieles hat Elisabeth zur Emporbringung Englands beigetragen, aber nichts zur Fortbildung seiner Verfassung oder seiner Freiheit; vielmehr suchte sie den Freiheitssinn ihrer Unterthanen zu unterdrücken, und erlaubte sich die auffallendsten Gewaltthaten. Sie ließ, wen sie wollte, gefangen setzen und hinrichten; sie rief das Parlament zusammen, nicht, um demselben Antheil an der Gesetzgebung und Regierung zu gestatten (Verhandlungen über Staats- und Kirchensachen verbot sie), sondern um durch dasselbe neue Geldzuflüsse zu bekommen, und führte in demselben eine überaus stolze Sprache. Kurz der Geist ihrer Regierung war ein despotischer, ohne Achtung für die Rechte und Freiheiten der Nation. Freilich kam Volk

und

und Parlament mit Unterwürfigkeit ihr entgegen, auch das Beispiel ihres Vaters und Großvaters konnte sie zu einem despotischen Verfahren bestimmen; aber der eigentliche Grund hierzu lag in ihrem Character.

Sie war mit herrlichen Anlagen ausgestattet, besaß einen durchdringenden Verstand und viele gelehrte Kenntnisse, zeigte eine ungemeine Wachsamkeit und Thätigkeit in Regierungsgeschäften, konnte freundlich und anmuthig im Umgang seyn, und sich mäßigen, wo es ihr nöthig schien. Aber nicht mit Unrecht ist sie in England selbst „ein Heinrich VIII. im Frauenrocke" genannt worden. Sie war, wie ihr Vater, eitel, stolz, herrisch; mehr zum Mißtrauen als zum Vertrauen, mehr zum Zorne als zum Wohlwollen, mehr zur Härte als zur Güte, mehr zur Heuchelei und Falschheit als zur Wahrheit und Offenheit geneigt, und jeder Tücke fähig, wenn sie dabei den Schein retten konnte. Und doch konnte sie über die Herrscherin das Weib nicht verleugnen! Sie war voll Einbildungen auf ihre Schönheit, suchte in den kostbarsten und manchfaltigsten Kleidern zu glänzen, verlangte, daß jedermann sie knieend anredete, gestattete, daß ihr die ausschweifendsten Schmeicheleien gesagt wurden, und haschte, je älter sie wurde, desto mehr nach dem Scheine jugendlicher Schönheit und Munterkeit. Um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, oder um nichts von ihrer Herrschaft aufzuopfern, wollte sie sich nicht vermählen, obschon das Volk sie oft dazu aufforderte, und vierzehn

zehn Fürsten und Herren genannt werden, die sich um ihre Hand bewarben. Gern prunkte sie mit dem Titel „der jungfräulichen Königin," und sah es ungern, wenn ihre Diener oder Dienerinnen sich verheuratheten. Gleichwohl gab sie sich, wie erzählt wird, ihren Begierden hin und lebte mit vielen ihrer Günstlinge in anstößiger Vertraulichkeit. Der letzte derselben war Graf Essex, von dem hier um so mehr geredet werden muß, je mehr sich bei dessen Leben und Sterben viele von den Eigenthümlichkeiten der Elisabeth deutlich aussprechen.

Robert Graf von Essex, geboren 1567, war ausgezeichnet durch Gaben und Verdienste, schön von Gestalt, voll jugendlichen Feuers und brennender Ruhmbegierde, zwar leicht reizbar, wild aufbrausend und hochfahrend, aber auch offen, redlich und großmüthig und dabei tapfer, beredt und mit vielen gelehrten Kenntnissen geschmückt. Schon bei seinem ersten Erscheinen am Hofe hatte er Eindruck auf das Herz der alternden Königin gemacht; doch erst seit dem Tode des Grafen von Leicester (4. Sept. 1588) gelangte er zur Stelle eines begünstigten Lieblings und damit zu wichtigem Einfluß. Bei seiner Kampf- und Ruhmbegierde nahm er vorzüglich an kriegerischen Unternehmungen Antheil. Am meisten zeichnete er sich bei der Eroberung von Cadix aus (1. Jul. 1596). Vornehmlich auf seinen Betrieb hatte sich Lord Howard (nachheriger Graf von Nottingham) zum Angriff

auf

auf diese feste und reiche Stadt bewegen lassen; während des Angriffs hatte er, trotz des Befehls der Königin, daß er von jeder persönlichen Gefahr zurückbleiben sollte, die rühmlichsten Beweise heldenmüthiger Tapferkeit gegeben, und nach dem glücklichen Ausgang des Angriffs hatte er mit der ihm eignen Großmuth das Blutvergießen gehemmt und die Gefangenen menschenfreundlichst behandelt. Mit Jubel wurde er daher bei seiner Rückkehr empfangen; selbst die Königin zollte ihm Bewunderung und gab ihm im Aufwallen ihrer Liebe zu ihm einen Ring mit dem Bedeuten, daß, würde er jemals in Ungnade fallen, er diesen Ring ihr zusenden und dann die Rückkehr ihrer vorigen Gnade erwarten sollte. Sie hatte Ursache seinen hochfahrenden Geist zu fürchten; denn gerade bei diesem Geiste vermochte er nicht zu der Unterwürfigkeit sich herabzulassen, die sie von jedem ihrer Diener und selbst von ihren Lieblingen zu fordern und zu erhalten gewohnt war. Oft reizte er durch stolze Eigenwilligkeit ihr Mißfallen. Besonders war dieß der Fall, als er sich im Jahre 1590 ohne ihre Erlaubniß mit der Witwe des Philipp Sidney, einer Tochter des Ministers Walsinghams, vermählte; nur ihre Liebe siegte damals über ihren Zorn, und sie vergab ihm einen Schritt, den sie schon bei mehreren Andern aufs härteste geahndet hatte. Indessen suchte sie, je eigenwilliger und aufbrausender er war, desto mehr ihn in Schranken zu halten: sie trat daher oft seinen Wünschen entgegen und gestattete

ihm

ihm nie ein völliges Uebergewicht über seine Nebenbuhler. Gleichwohl konnte sie nicht verhüten, daß es einst zwischen ihm und ihr zu einem Auftritte kam, bei welchem eben so wohl sie ihre Würde, als er alle Klugheit und Unterthanenpflicht vergaß.

Es war im Jahre 1598, als er sich in der Rathsversammlung über die Wahl eines Befehlshabers in Irland mit ihr stritt. Weder durch Gründe noch durch freundliches Zureden konnte er seinen Willen durchsetzen. Dieß reizte seinen Ungestüm und uneingedenk alles Wohlstandes und aller schuldigen Ehrfurcht kehrte er der Königin mit einem verächtlichem Lächeln den Rücken zu. Hierüber heftig erzürnt, gab sie ihm eine Ohrfeige mit den Worten: „Da gehe hin und laß dich hängen!" Eine Kränkung wie diese setzte den Grafen in Flammen. Er schlug mit der Hand an seinen Degen und schwur, während der Großadmiral Howard sich eiligst zwischen beide warf, nicht von Heinrich VIII. würde er eine solche Kränkung ertragen! Schäumend vor Wuth stürzte er hierauf aus dem Palaste und verschloß sich in seine Wohnung. Vergebens schrieb ihm sein Freund, der Kanzler Egerton, er möchte ohne Aufschub in tiefer Demuth die Verzeihung seiner Königin suchen, und nicht einen Streit unterhalten, der dem Unterthanen nicht gezieme und dem Vaterlande nachtheilig sey; Essex antwortete, daß er die erlittene Beleidigung nicht verschmerzen könne. Aber auch Elisabeth konnte seine Entfernung

nung nicht ertragen! Sie that die ersten Schritte zu einer Versöhnung, die, man weiß nicht bestimmt wie? im kurzen zu Stande kam, räumte ihm seine vorigen Stellen wieder ein und ließ ihn dann so mächtig, als vorher, am Hofe erscheinen. Doch wurde, wie es scheint, das vorige Vertrauen nicht völlig wieder hergestellt, und bald traten Vorgänge ein, die noch unglücklicher, als vorige, für beide ausschlugen.

Im folgenden Jahre hatte es Graf Essex erlangt, daß er zum Statthalter von Irland und damit zum Bekämpfer des dasigen Aufstandes ernannt wurde (12. Mai 1599). Ein Heer von 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Mann zu Pferde wurde ihm übergeben, und man erwartete um so mehr von ihm, je mehr man auf seine Einsicht und Tapferkeit baute, und je mehr er selbst das Benehmen der früheren Statthalter getadelt hatte. Aber er täuschte alle Erwartungen. Durch Unvorsichtigkeit stürzte er sein Heer ins Verderben; mit dem Anführer der Empörer, Tyrone, unterhandelte er, statt ihn zu besiegen, und voll Verblendung oder Uebermuth setzte er sich über die Befehle seiner Königin hinweg. Dieß alles erbitterte die Königin, und unverholen gab sie es ihm zu erkennen, doch mit dem Befehle, daß er noch länger in Irland bleiben sollte, wozu sie ihm eine Verstärkung an Mannschaft zusendete. Er aber, fürchtend ihre Gnade bei längerer Entfernung gänzlich zu verlieren, ließ sich von seinem Ungestüm abermals zu einer Tollkühnheit verleiten. Trotz jenes Befehls der Kö-

nigin kehrte er (29. Sep. 1599) eiligst zurück, drang mit unaufhaltsamer Hast in ihr Schlafzimmer, fiel vor ihr, die eben aufgestanden war, nieder, küßte ihr die Hand und sagte ihr die süßesten Schmeicheleien. Einen Augenblick siegte seine Kühnheit! Die Königin, durch den Anblick ihres Lieblings überrascht, sah und hörte ihn mit Wohlgefallen. Aber als nach seinem Weggang der Zauber seiner Persönlichkeit vor ihren Augen verschwunden, und das Andenken an seine Vergehungen in ihr zurückgekehrt war, hielt sie es für nothwendig, seine Vermessenheit zu strafen und seinen Stolz zu demüthigen. Sie kündigte ihm daher, als er am Abend dieses Tages ihr abermals aufwartete, gefänglichen Haft an, ließ ihn vor ihrem Staatsrathe verhören und übergab ihn dann dem Kanzler Egerton zur Verwahrung. Er betrug sich gemäßigt, weil er durch Unterwürfigkeit sie wieder zu gewinnen hoffte. Da aber dieß nicht sobald erfolgte, stürzte ihn der Gram über den Verlust ihrer Gnade und über den Sieg seiner Feinde in eine Krankheit die seinem Leben Gefahr drohete. Als dieß die Königin erfuhr, erwachte in ihr die vorige Liebe. Sie sendete ihm Aerzte und stärkende Speisen, und ließ ihm sagen: sie selbst würde ihn besuchen, wenn es ihre Ehre litte. Dieses Zeichen von Wohlwollen trug zu seiner Genesung bei. Nun aber flüsterten seine Feinde ihr zu: seine Krankheit sey nur Verstellung gewesen, um ihr Mitleiden anzuregen; und sie wurde ihm aufs neue ab-

abgeneigt, erlaubte ihm zwar in seinem Hause zu wohnen, jedoch unter Aufsicht und fern von allen Geschäften und aller Gesellschaft.

Zwei Monate darauf wurde er abermals vor dem Staatsrathe verhört. Harte Vorwürfe wurden ihm gemacht, er bestritt sie nicht, sondern legte unter vielen Zeichen der Reue ein Geständniß seiner Fehler und Thorheiten ab. „Nur eins," setzte er hinzu, „behalte er sich vor, nämlich daß sein treues und unbeflecktes Herz immer das Verlangen gehegt habe, der Königin aufs beste zu dienen." Dieß Bekenntniß und die ausdrucksvolle Beredsamkeit, mit welcher er es vortrug, rührte viele seiner Richter zu Thränen. Doch wurde entschieden, daß er auf seine Stelle verzichten und in seinem Hause, wie vorher ein Gefangener, erwarten sollte, was die Gnade der Königin über ihn verfügen würde. Elisabeth genehmigte dieses Urtheil, und obschon sie ihm bald darauf (im Aug. 1600) die Freiheit wieder gab, so verbot sie ihm doch bei Hofe zu erscheinen. Er begab sich auf den Landsitz seines Oheims, voll Hoffnung auf die völlige Rückkehr der Gnade der Königin.

Doch vergebens war sein Hoffen! Elisabeth erlaubte ihm nicht, sie wieder zu sehen, und als er in tiefer Unterwürfigkeit um Wiedererneuerung des ihm früher verwilligten Alleinhandels mit süßen Weinen nachsuchte, wies sie dieß Nachsuchen mit der krän-

kenden Aeußerung zurück: „Einem unbändigen Pferde müsse man den Hafer verkürzen."

Hierdurch gerieth des Grafen stolzer Geist aufs neue in die heftigste Wallung. Er sprach verächtlich von der Königin, äusserte, daß ihr Geist eben so zusammen geschrumpft sey, als ihr Körper, und sann auf Aufruhr. In Verbindung mit mehreren Edeln, selbst mit dem schottischen König Jacob, und im Vertrauen auf den Beistand des Volkes wollte er den Palast einnehmen und die Königin nöthigen seine Feinde aus dem Staatsrathe zu entfernen, deren verkehrtes Benehmen, wie er sagte, den ganzen Staat bedrückte. Aber sein Anschlag wurde verrathen und vereitelt, der Aufstand des Volkes, auf den er gerechnet hatte, unterblieb, und er mußte sich nach vergeblicher Gegenwehr in seinem eignen Hause gefangen geben. Nun wurde er nach dem Tower gebracht und am 18. Febr. 1601 von einer Jury von fünfundzwanzig Pairs des Hochverraths angeklagt und schuldig erklärt. Mit Ungestüm hatte er sich anfangs vertheidigt und harte Beschuldigungen auf seine Richter zurück gewälzt; dann, als das „schuldig" ausgesprochen war, nur für das Leben seiner Freunde, nicht für das seinige gebeten: denn für dieses, setzte er hinzu, sey er nicht ängstlich besorgt. Doch bei Annäherung seines Todes zur Religion, für die er immer Gefühl gehabt hatte, zurückgeführt, suchte er durch ein reumüthiges Geständniß Vergebung, wenn auch nicht in dieser, doch

doch in einer andern Welt zu finden. Nicht mehr stolz, trotzig und hochfahrend, folgte er dem Zureden des Geistlichen, der um ihn war, gab selbst des Hochverraths sich schuldig und wurde bei seiner offenherzigen Reue zum Verräther an seinen Freunden.

Ueber diese Bekenntnisse des Grafen, so wie über das Urtheil seiner Richter gerieth Elisabeth in Angst und Unruhe. Die verschiedenartigsten Empfindungen kämpften in ihr: sie wünschte ihren Liebling gerettet und scheuete sich ihn frei zu sprechen; sie gedachte seiner Vergehungen, aber auch der herrlichen Eigenschaften, die er besaß, und der Ergebenheit, die er einst ihr bezeigt hatte; ja vielleicht mochte auch der Vorwurf sie quälen, daß sie selbst durch harte Behandlung ihn zum Aufruhr gereizt habe. Immer hoffte sie, er werde ihre Gnade anflehen, und als ein Zeichen hiervon ihr den Ring zusenden, von dem wir oben geredet haben. Da aber diese Zusendung nicht erfolgte, da Essex eben deßhalb als ein Ungebändigter ihr erschien, der trotzig ihre Gnade verschmähte, und da einer seiner Anhänger einen Anschlag gemacht hatte, sie zu nöthigen, ihn loszugeben: da erhob sich ihr Zorn aufs neue, sie unterzeichnete den schon zurückgenommenen Todesbefehl, und er wurde am 25. Febr. 1601 enthauptet.

Aber Elisabeths Ruhe war mit seinem Tode dahin! Weder Regierungsgeschäfte noch Vergnügungen konnten sie zerstr[illegible]n; oft und mit Thränen redete sie von ihm und [illegible]e seine Unbesonnenheit. Dazu kam

kam ihr Aerger über die Verzeihung, die das Rebellenhaupt Tyrone in Irland ertrotzt hatte, und über den Briefwechsel, den bei dem Verfall ihrer Gesundheit mehrere ihrer Hofleute mit dem König Jacob als ihrem wahrscheinlichen Thronfolger unterhielten. Doch aufs tiefste wurde sie durch folgenden Vorfall erschüttert.

Die Gräfin von Nottingham, dem Tode nahe, ließ sie um einen Besuch bitten, weil sie ihr etwas zu entdecken habe, das auf ihrem Herzen laste. Die Königin kam zum Bette der Sterbenden. Da zog diese einen Ring hervor und sagte: „diesen Ring habe ihr Graf Essex nach seiner Verurtheilung zukommen lassen mit der Bitte, ihn als ein Zeichen, daß er um Gnade flehe, der Königin zu überreichen; aber aus Gehorsam gegen ihren Gemahl, einen Feind des Grafen Essex, habe sie ihn zurückbehalten; dieß möge ihr die Königin vergeben." — Und dieser Ring war gerade derjenige, den Elisabeth als Unterpfand fortdauernder Liebe dem Grafen Essex gegeben, und auf dessen Zusendung sie so sehnlich geharret hatte. Schrecken und Abscheu ergriff sie, und überwältiget von diesen Empfindungen, schüttelte sie die sterbende Gräfin, rief ihr zu: „Gott verzeihe euch, ich kann es nicht," und eilte in ihren Palast zurück.

Hier überließ sie sich ganz ihrer Verzweifelung. Sie weigerte sich Arzeneien und Nahrungsmittel zu nehmen, saß oder lag bei Tag und Nacht auf dem Fußboden ihres Zimmers, ohne Schlaf, mit starrem

Blicke,

Blicke, hartnäckig schweigend oder seufzend und stöhnend. So brachte sie fast vierzehn Tage zu. Und als sie nun dem Tode immer näher kam, traf noch ein anderes Weh ihr brechendes Herz. In den Tagen ihrer Gesundheit und Wohlfahrt hatte sie sich gescheuet, einen Nachfolger zu ernennen; oft, wenn man sie darum bat, hatte sie geäussert; „sie zu nöthigen, einen Nachfolger zu ernennen, sey so viel als ihr Leichentuch vor ihren Augen ausbreiten." Jetzt aber drangen ihre ersten Minister in sie, sich zu erklären, und sie ernannte den schottischen König Jacob, den Sohn jener Maria Stuart, der sie Freiheit und Leben geraubt hatte. Welche Empfindungen mußten bei dieser Ernennung ihr Herz durchbeben? Sie erlag denselben. Wenige Stunden darauf starb sie, am 24. März 1603 im siebzigsten Jahre ihres Lebens und im fünfundvierzigsten ihrer Regierung.

---

## X.

## Oliver Cromwell
## und
## die Hinrichtung Königs Karl I.

Nicht mit Stillschweigen können wir vor einem so merkwürdigen Mann, wie Cromwell war, vorübergehen, aber auch nicht ausführlich sein inhaltreiches

ches Leben schildern. Dazu gehören besondere Schriften. Uns ist es genug die vornehmsten Lebensumstände desselben hervorzuheben und dabei deutlich zu machen, wie er aus dem Dunkel des Privatstandes zu königlicher Gewalt und Würde emporkam, oder auf welchen Wegen es ihm gelang, seinen König um Thron und Leben zu bringen, das Parlament zu unterdrücken und Englands Oberherr zu werden.

Oliver Cromwell, geboren den 25. Apr. 1599 in dem Flecken Huntingdon, war der Sohn adeliger, aber wenig bemittelter Eltern. Sein Vater hieß Robert Cromwell, seine Mutter Elisabeth, Tochter des Ritters Stewart oder Stuart; beide lebten in beschränkten Umständen auf eine anständige Art und ernährten eine zahlreiche Familie besonders durch Bierbrauerei. Aber ihre stille und einfache Lebensweise entsprach nicht dem Character ihres berühmten Sohnes. Von Kindheit äusserte dieser Spuren eines unruhigen und ehrsüchtigen Geistes; schon als Knabe soll er geträumt haben, er werde einst der größte Mann in England werden. Auf der Universität Cambridge, die er 1616 bezog, that er sich weder durch Fleiß und Fortschritte noch durch gutes Betragen hervor, und als er nach zwei Jahren zurückkam, machte er seiner Mutter (sein Vater war früher gestorben) durch seine unordentliche Lebensweise vielen Kummer. Statt sich mit dem Studium der Gesetze zu beschäftigen, gab er sich der Spielsucht, Trunkenheit und Wollust hin

und

und verschwendete dabei im kurzen den größten Theil des ihm zugefallenen Erbtheils.

Aber plötzlich fühlte er sich zu einer völligen Lebensänderung bewogen, vielleicht weniger durch die Dürftigkeit, in die er sich gestürzt hatte, als durch den Einfluß der Puritaner, mit denen er in Verbindung gerathen war. Er ließ ab von seinen Ausschweifungen, nahm ein stilles, ernsthaftes Wesen an und heurathete eine verständige Frau, Elisabeth, die Tochter des Ritters Bouchier. Dabei hatte er das Glück, nach dem Tode seines Oheims Thomas Stewart ein Gut auf Ely zu erben, das ihm jährlich vier- bis fünfhundert Pfund einbrachte. Doch mit eben der Leidenschaftlichkeit, mit der er vorher wilden Ausschweifungen nachgehangen hatte, hing er nun Religionsschwärmereien nach. Er fand sich oft in den Versammlungen der Puritaner ein, unterstützte abgesetzte oder verjagte Prediger, ließ sie in seinem Hause Vorträge halten und hielt selbst mit seinen Hausgenossen früh und abends lange Betstunden. Hierüber aber wurden die nöthigen Landarbeiten versäumt, und er kam in seinen Vermögensumständen abermals so zurück, daß er mit dem Gedanken umging, England zu verlassen und sein Glück in Amerika zu versuchen. Nur eine königliche Verordnung gegen Auswanderungen (1637) hinderte ihn, dieses Vorhaben auszuführen.

Als Staatsbürger machte er sich zuerst im Jahre 1638 bemerklich durch den Widerstand, den er einem an-

angesehenen Lord, dem Grafen Bedford, bei der Austrocknung von Morästen, die dieser vornehmen wollte, entgegensetzte. Er gab vor, diese Austrocknung sey den Eigenthumsrechten Andrer nachtheilig, hintertrieb sie und kam hiermit in den Ruf eines kräftigen Mannes, der da, wo Andre schwiegen, Widerstand leisten könne. Es gelang daher seinen und seiner Freunde Bemühungen, daß er von Seiten der Stadt Cambridge zum Mitglied des Parlaments, das im Nov. 1640 anhub, ernannt wurde, — eine Ernennung, die als der Anfangspunkt seiner nachmaligen Größe zu betrachten ist.

Als er in das Parlament gekommen war, erregte er anfangs kein Aufsehn. Zwar schlug er sich sogleich zur Partei derer, die gegen den König auftraten, und eiferte heftig und frei gegen Mißbräuche in der Kirche und im Staate; aber seine Reden waren verworren und verriethen keinen festen Plan. Er selbst äusserte damals: „Ich kann zwar anzeigen, was ich nicht haben will, aber nicht, was ich haben will." Doch gelangte er durch den Widerstand, den er dem Könige allerwärts entgegensetzte, zu einer gewissen Bedeutsamkeit, so daß er zu allen Berathschlagungen der Puritaner gezogen wurde und dadurch eine genaue Kenntniß von der Lage der Dinge und von den Charactern der Männer, die vorzüglich auf dieselbe einwirkten, erhielt. Von dem Gedanken, sich die Oberherrschaft über England anzueignen, war er damals gewiß weit entfernt: wie hätte er auch, da noch ein König mit einem mächtigen

gen Anhang an der Spitze stand, da erst das Parlament anfing sich dem Könige zu widersetzen, und da viele hochangesehene Männer ihn überstrahlten, diesen Gedanken fassen können? Wahrscheinlich ging damals sein Streben nur dahin, sich aus der Dunkelheit emporzuarbeiten, und einer der einflußreichen Männer zu werden. Das Mittel aber, das er hierzu ergriff, war einerseits festes Anschließen an das Parlament, besonders an die Religionsschwärmer in demselben (die Independenten), die sich einer noch höhern Heiligkeit beflieſſen als die Puritaner, und andrerseits unablässliches Hinarbeiten auf Erregung eines innern Krieges. Darum nahm er gegen den König Partei und eiferte für die Rechte des Parlaments oder der Nation; darum drang er auf die Ausfertigung der Remonstranz, einer Schrift voll Beschwerden über des Königs Regierung, die am 22. Nov. 1641 vom Parlamente an das Volk gerichtet wurde; darum bestand er auf die Bill, durch welche dem Parlamente die Gewalt über den Gebrauch der Miliz übergeben werden sollte (28. Febr. 1642), — eine Bill, welche den Ausbruch des innern Kriegs, durch diesen den Umsturz der damaligen Verfassung Englands und mit demselben Cromwells Erhebung herbeiführte.

Gleich beim Beginnen des innern Kriegs, in der Mitte des Jahres 1642, nahm er an demselben Theil, und obschon er noch nie Kriegsdienste gethan hatte, entwickelte er doch bald die ausgezeichnetsten Feldherrnta-

talente. Zuerst sammelte er im Auftrag des Grafen von Essex, eines der Befehlshaber der Parlamentsarmee, zu Cambridge einen Reiterhaufen, der bald zu einem Regimente anwuchs und von ihm zu pünktlicher Kriegszucht, aber auch zur ausgelassensten Schwärmerei hingeführt und dadurch der gesetzwidrigsten Unternehmungen fähig gemacht wurde. An der Spitze dieses Regiments verrichtete er kühne und glückliche Thaten und trug namentlich zu dem wichtigen Siege bei Marstonmoore (unweit York, 2. Jul. 1644) vieles bei. Hierdurch zu Ansehn gelangt, suchte er die zu entfernen, die im Commando über ihn standen und zur Partei der Puritaner oder Presbyterianer gehörten. Er klagte daher noch im Jahre 1644 den Grafen von Manchester, unter dem er eben als Generallieutenant gedient hatte, im Parlamente an: derselbe habe die Gelegenheit, den König völlig zu unterdrücken verabsäumt; dann, als der Graf von Manchester die Gegenklage aufbrachte: „Cromwell gehe damit um, die Armee zum Widerstande gegen das Parlament wie gegen den König zu verhetzen," bewog er die Prediger, daß sie bei einem allgemeinen Bußtage (im Dec. 1644) auf allen Kanzeln gegen die Parteiungen im Parlamente und gegen die Selbstsucht derjenigen Parlamentsglieder eiferten, die die wichtigsten Civil- und Militärstellen an sich gerissen hätten. Hierauf lobte er im Parlamente den Eifer dieser Prediger, als sey er das Werk göttlicher Eingebung, drang auf Befolgung ihrer

rer Weisungen und erbot sich selbst, seine Stelle im Heere abzugeben, um mit ungetheilter Thätigkeit dem Parlamente dienen zu können. Auf solche Art erwirkte er die sogenannte Abdankungs= oder Selbstverleugnungs=Verordnung (3. Apr. 1645), kraft deren die Mitglieder beider Häuser von allen Befehlshaberstellen bei der Armee, so wie von allen Staatsämtern ausgeschlossen wurden. Demnach wurden die Grafen von Manchester, von Essex und andre ihrer Generalstellen entsetzt, und Thomas Fairfax zum Oberanführer der Parlamentsarmee ernannt. Cromwell aber wußte es durch seine Anhänger dahin zu bringen, daß er neben seiner Parlamentsstelle seine Stelle als Generallieutenant behielt. Zwar hatte er damit nur die zweite Stelle in der Armee; aber gerade diese sagte ihm damals mehr zu als die erste, weil sie ihm Gelegenheit verschaffte, hinter einem fremden Namen seine Absichten zu verbergen, und weil Fairfax ein Mann war, der sich gänzlich von ihm leiten ließ und bei großer Tapferkeit und Redlichkeit nicht Entschlossenheit genug besaß, sich dem zu widersetzen, was er als Unrecht erkannte.

Jetzt schon hatte Cromwell einen der wichtigsten Schritte zu seiner Erhebung gethan. Er hatte das Heer in Händen; die Vorschläge, die er durch Fairfax oder in dessen Namen aussprechen ließ, leiteten dasselbe; und immer höher stieg bei demselben sein Ansehn durch die Thaten, die er mit demselben ausführte. Denn

nun

nun gelang es ihm, erst den König zu entwaffnen (was in Folge seines entscheidenden Sieges bei Naseby, 14. Junius 1645, geschah), dann auch das Parlament zu unterdrücken, wozu ihm dieses gewissermaßen selbst die Veranlassung darbot.

Nachdem nämlich der König von den Schotten, zu denen er geflohen war, an die Abgeordneten des Parlaments (30. Jan. 1647) ausgeliefert und auf das Schloß Holmby in der Grafschaft Nordhampton gebracht worden war (16. Febr. 1647), wollte das Parlament, um unabhängig vom Heere zu herrschen, dasselbe theils abdanken, theils nach Irland schicken, ohne doch den noch rückständigen Sold demselben auszuzahlen. Darüber wurde das Heer gegen das Parlament erbittert; es bestürmte dasselbe mit Gegenvorstellungen, sprach sich dann die oberste Staatsgewalt zu und errichtete ein Militär-Parlament, das aus einem Kriegsrath der vornehmsten Officiere, gleichsam einem Oberhause, und einem Rathe der Agitatoren oder Ausschusse der Unterofficiere und Gemeinen, gleichsam einem Unterhause, bestand. Dieß alles geschah auf Cromwells Betrieb, ohne daß es dem Parlamente anfangs bekannt wurde. Denn lange Zeit täuschte er dasselbe durch die unterthänige Sprache, die er gegen dasselbe führte, durch die Nachrichten, die er demselben von allem, was bei dem Heere vorging, ertheilte und durch die Versicherung: die Soldaten wären dem Parlamente durchaus ergeben, sie würden fechten und nicht fechten, wie

wie es demselben gefiel, und dürsteten nur nach dem Ruhme, für Werkzeuge Gottes in der gerechten Sache des Parlaments angesehn zu werden. Als dann die Soldaten sich offenbar gegen das Parlament auflehnten, stellte er sich, damals in London, höchst entrüstet, bestritt selbst die Vorstellungen, die sie an das Parlament gelangen ließen, und klagte über die Bosheit seiner Feinde, die ihn den Soldaten verdächtig gemacht hätten, so daß er nichts mehr über sie vermöchte, ja von ihnen bedroht würde. Und als endlich sein betrügerisches Verfahren entdeckt und schon der Tag bestimmt war, an dem er deshalb zur Strafe gezogen werden sollte, flüchtete er, hiervon benachrichtigt, eiligst von London zum Heere und begann mit Hilfe desselben den offenen Kampf gegen das Parlament.

Diesen Kampf fing er damit an, daß er sich durch einen seiner Officiere des Königs bemächtigte (3. Jun. 1647) und ihn aus einem Gefangenen des Parlaments zu einem Gefangenen des Heeres machte. Sodann rückte er mit dem Heere gegen London. Darüber gerieth das Parlament in große Verlegenheit: was sollte es dem meuterischen Heere entgegenstellen, da es selbst vom Volke, welches mit der drückenden Parlaments-Regierung unzufrieden war, keinen Beistand erwarten konnte? Es trat daher mit dem Heere in Unterhandlungen. Aber die Forderungen des letztern stiegen immer höher und erregten zuletzt, selbst unter dem Pöbel der Hauptstadt einen Aufstand. Dieß benutzend rückte

rückte das Heer in London ein (6. Aug. 1647), stellte daselbst die öffentliche Ruhe wieder her, entriß aber auch den seitherigen Gewalthabern alle Macht. Denn alle Parlamentsglieder, die zur Partei der Presbyterianer gehörten, wurden verjagt oder gefangen genommen, ihre Stellen aber mit Independenten, die schon das Uebergewicht im Heere hatten, besetzt, so daß nun, statt des Parlaments, das Heer, in beiden aber die Independenten herrschten und mit diesen Cromwell, der die Independenten leitete.

Nachdem er auf solche Weise einer der obersten Gewalthaber in England geworden war, wendeten sich seine Unternehmungen zunächst wieder gegen den König. So lange es zweifelhaft gewesen war, ob das Heer, oder das Parlament die Obergewalt behaupten würde, hatte er den König, der als Gefangener dem Heere folgen mußte, mit Schonung, ja mit Merkmalen der Hochachtung behandelt und Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, um in Nothfällen einen Anlehnungspunkt an ihm zu finden. Nun aber, da er das Parlament dem Heere unterworfen hatte, wurde ihm das Daseyn des Königs hinderlich und drohend. War jetzt schon, wie nicht unwahrscheinlich ist, sein Streben auf die Oberherrschaft gerichtet, so mußte er fühlen, daß selbige, so lange der König lebte, nicht zu erlangen war; und war er noch nicht so weit in seinen Planen gekommen, so mußte er sich doch überzeugen, daß bei Lebzeiten des Königs die Gewalt, die er bereits be-

saß,

saß, keineswegs gesichert war. Denn noch immer bestand eine Partei, die dem Könige zugethan war und bei dem Mitleiden, das das Volk mit dessen Unglück hatte, leicht einen Aufstand erregen, oder die Wiedereinsetzung desselben erzwingen konnte. Aber was sollte er in Rücksicht des Königs unternehmen? Sollte er ihn aus England verjagen? Das konnte nur dazu dienen, ihn im Auslande Mittel zur Wiedererlangung der verlornen Herrschaft auffinden zu lassen. Oder sollte er ihn heimlich umbringen? Das mußte alle Abscheulichkeit eines Meuchelmords auf ihn laden. Am räthlichsten schien es ihm, ein Verfahren einzuleiten, welches bei aller Ungerechtigkeit oder Vermessenheit den Schein der Gerechtigkeit haben und wenigstens den Vorwurf des Königsmordes von ihm auf Andre bringen konnte. Hierzu benutzte er die Flucht, die der König, vielleicht auf Cromwells Veranstaltung, am 11. Nov. 1647 unternommen hatte. Als nämlich der König, ohne gehörige Vorkehrungen und nur von drei seiner Anhänger begleitet, aus Hamptoncourt entflohen und auf der Insel Wight wieder ergriffen worden war, berief Cromwell eine Officier-Versammlung nach Windsor, um über das Schicksal desselben zu rathschlagen. Und hier wurde beschlossen, den König vor Gericht zu fordern und wegen seiner schlechten Regierung bestrafen zu lassen. Um diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen, suchte Cromwell den König so gehäßig als möglich zu machen. Er ließ daher die Pre-

diger gegen ihn eifern, ließ ihm Forderungen vorlegen, die derselbe, ohne sich zu entehren, nicht bewilligen konnte, erklärte dann, Gott habe des Königs Herz verhärtet, und erwirkte eine Parlaments=Verordnung vom 15. Jan. 1648, laut deren fernerhin keine Schreiben oder Befehle vom Könige angenommen, und diejenigen als Staatsverräther bestraft werden sollten, die ohne Erlaubniß des Parlaments mit ihm in Verbindung treten würden.

Aber neue Schwierigkeiten entstanden durch die Königlichgesinnten in Schottland und England. Erbittert durch die Schmach, die dem Könige widerfuhr, und nicht geneigt, sich einer Soldatenregierung zu unterwerfen, von der sie verächtlich behandelt wurden, rüsteten sich die Schottländer zu einem Einfall in England; eben so erhoben sich auch in Wales und den nördlichen Gegenden Englands zahlreiche Haufen gegen die Gewalthaber, und ein Theil der Flotte verließ voll Ingrimm gegen letztere die englischen Häfen und schiffte nach Holland zum ältesten Sohn des unglücklichen Königs. Auf solche Weise entstand abermals ein innerer Krieg (Mai 1648), in welchem Viele, die vorher gegen den König gekämpft hatten, für ihn die Waffen ergriffen. Doch allen diesen Vertheidigern des Königs fehlte es an Uebereinstimmung der Gesinnungen und Plane. Dagegen wußte Cromwell rasch und kraftvoll ihnen zu begegnen. Zuerst wendete er sich gegen Wales und brachte dasselbe zur Ruhe (Jul. 1648);

1648); dann zog er gegen die Schottländer, schlug ihre verschiedenen Haufen, trieb sie aus dem nördlichen England, das er damit zugleich entwaffnete, und drang selbst in Schottland ein, wo er neue Siege erkämpfte (Aug. 1648).

Doch während er mit der Armee von London entfernt war, hatte das Parlament neuen Muth gefaßt, sich der Soldatenregierung zu entziehen. Viele seiner vertriebenen Mitglieder waren zurückgekehrt, die Verfügungen vom 15. Jan. 1648 zurückgenommen und auf's neue Unterhandlungen mit dem Könige angeknüpft worden. Aber während diese bei den ausschweifenden Forderungen des Parlaments und dem entschlossenen Widerstreben des Königs, besonders in Religionssachen, zwei Monate lang nutzlos hingezogen wurden, gewann Cromwell Zeit, Schottland zur Ruhe zu bringen und an der Spitze seines siegreichen Heeres nach England zurückzukehren. Sogleich ließ er durch den Rath der Officiere das Parlament auffordern, die Unterhandlungen mit dem Könige aufzuheben und selbigen zur Bestrafung für so viel vergossenes Blut öffentlich vor Gericht zu fordern; dann ließ er, um dieser Aufforderung Nachdruck zu geben, nicht nur das Heer gegen London anrücken, sondern auch den König abermals zu einem Gefangenen des Heeres machen und auf das Schloß Hurst in der Nähe von Windsor bringen. Bei diesen Vorgängen zeigte das Parlament anfangs ehrenwerthen Muth. Es wies die

Forderungen des Heeres zurück, machte demselben wegen der abermaligen Gefangennehmung des Königs verdiente Vorwürfe, und ging damit um, Generale und Officiere wegen ihrer gewaltsamen Anmaßlichkeit für Verräther zu erklären. Aber kräftiger im Reden als im Handeln, mußte es der Uebermacht des Heeres erliegen. Nachdem dasselbe am 2. Dec. 1648 in London eingerückt war, „reinigte es das Parlament“ (6. Dec.), das heißt, es schaffte den größten und beßten Theil der Deputirten, die von der Partei der Presbyterianer waren, aus demselben hinweg und ließ in demselben nur etwa funfzig bis sechzig Deputirte, Leute vom niedrigsten Pöbel, die zu den wüthigsten und entschlossensten Independenten gehörten.

Nicht länger säumte nun Cromwell zum Aeusfersten und Abscheulichsten zu schreiten. Der Augenblick war ihm günstig! Niedergedrückt war der bewaffnete Anhang des Königs in England und Schottland, niedergedrückt auch das Parlament; jener war jetzt so erschöpft, daß er keinen Widerstand leisten, und dieses so herabgewürdigt, daß es als Werkzeug zur Hinrichtung des Königs dienen konnte. Und so geschah es! Auf seinen Betrieb beschloß das Parlament (2. Jan. 1649), einen hohen Gerichtshof aufzustellen, der den König verurtheilen sollte. Cromwell selbst ward ein Mitglied dieses Gerichtshofes, nahm aber die Stelle des Vorsitzenden nicht an, sondern überließ diese dem Rechtsgelehrten Bradshaw: er suchte auch hier, so

viel

viel als möglich hinter dem Verstecke zu handeln, oder die Schuld des Schrecklichen, das er veranlaßte, Andern zuzuschieben. Am 20. Jan. 1649 wurde dieß Blutgericht unter vielen Gebeten und andern Feierlichkeiten in Westminsterhall eröffnet. Der gefangene König, der einige Tage vorher nach London gebracht worden war, wurde vor dasselbe geführt und daselbst angeklagt, „daß er, dem bei seiner Annahme zum Kö„nig von England eine eingeschränkte Gewalt anver„traut worden sey, in der bösen Absicht, eine unein„geschränkte und tyrannische Regierung einzuführen, auf „verrätherische und boshafte Art wider das Parlament „und das Volk, das von jenem repräsentirt werde, „Krieg erregt habe und daher als Tyrann, Ver„räther, Mörder und öffentlicher Feind des gemeinen „Wesens belangt werde."

Mit Ruhe vernahm dieß der König. Obschon man ihm alle äusserlichen Zeichen der königlichen Würde abgenommen hatte, so hatte man doch das innere Gefühl seiner Würde ihm nicht rauben können. Mitten unter den ärgsten Mißhandlungen hatte er, gestärkt durch die Tröstungen der Religion, die Majestät eines Königs behauptet, und auch jetzt betrug er sich mit der Würde, die Erhabenheit der Seele, nicht Stolz ist. Aufgefordert, sich gegen die erhobene Anklage zu rechtfertigen, erwiederte er: „er könne das Gericht, vor welches man ihn gezogen habe, da es gegen alle Staatseinrichtung sey, nicht anerkennen; selbst die

ganze

ganze Macht des Staates, wenn sie auch frei und vereinigt wäre, habe kein Recht, ihn vor Gericht zu fordern, da seine Würde von Gott sey. Wollte man ihn auf eine andere Art dazu auffordern, so würde er die Unschuld seines Betragens und die Gerechtigkeit seines Vertheidigungskrieges deutlich erweisen; aber hier könne und dürfe er sich nicht rechtfertigen, um nicht als ein Verräther der Staatsverfassung zu erscheinen." — Dagegen bemerkte der Vorsitzende: „seine Richter wären Abgeordnete des Volkes, der einzigen Quelle aller gesetzmäßigen Gewalt; er müsse also dieß Gericht anerkennen und sich verantworten." König Karl aber beharrte bei seiner Erklärung und nicht bloß in der ersten, sondern auch in den zwei folgenden Sitzungen dieses Gerichtshofes. Darauf wurde in der vierten Sitzung (am 27. Jan. 1649), nach Abhörung einiger Zeugnisse, das Urtheil ausgesprochen: „daß Karl Stuart, nachdem er, wegen Hochverraths und andrer Verbrechen öffentlich angeklagt, sich immerfort geweigert habe, zu antworten, für überführt zu achten sey, und als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind der Nation enthauptet werden solle."

Schon als die Anstalten zum Proceß des Königs getroffen wurden, hatten sich Frankreich, Holland, Schottland und Karls Gemahlin und Kinder für ihn verwendet. Jetzt, da das Todesurtheil über ihn ausgesprochen war, traten mehrere Edle unter den Engländer

ländern auf, die für ihn sprachen und mit hochherzigem Sinne sich als die Schuldigen aller Vergehungen, die dem Könige aufgebürdet würden, angaben. Aber vergeblich waren alle diese Verwendungen, vergeblich selbst das Mitleiden des eingeschüchterten Volkes! Die vielen Tausende von Soldaten, die in und um London lagen, und deren wilde Schwärmerei durch Betstunden und Predigten unterhalten wurde, unterstützten das abscheuliche Vorhaben. Sie selbst aber wurden vornehmlich von Cromwell getrieben, der eigenhändig das Todesurtheil unterschrieb, mehreren Obersten, die mit ihrer Unterschrift zögerten, heftig drohete und doch dabei äusserte: „nicht er verlange die „Hinrichtung des Königs, sondern das Heer; er habe „gebetet und gefastet für den König, habe aber keine „Veränderung für ihn erhalten können; der Rath der „Officiere habe mit ihm zu Gott gerufen, aber es sey „beschlossen, der König müsse sterben."

Nur drei Tage wurden dem Könige gestattet, sich zum Tode vorzubereiten. Er brachte sie in ruhiger Ergebung, größtentheils mit Lesen und Beten hin. Am 29. Jan. wurden seine noch in England anwesenden Kinder, die Prinzessin Elisabeth und der Herzog von Glocester, zu ihm gelassen. Er nahm von ihnen rührenden Abschied, trug der Prinzessin auf, die Königin seiner beständigen Liebe und Treue zu versichern, und ermahnte den Prinzen, seinen jüngsten Sohn, nie zum Nachtheil der älteren Brüder die Krone anzunehmen.

men. Am folgenden Tage, seinem Todestage (30. Jan. 1649), stand er früh auf, ließ sich sorgfältig ankleiden und bereitete sich durch Andachtsübungen zu seinen letzten Augenblicken vor. Darauf folgte er mit muthvoller Entschlossenheit denen, die ihn zur Hinrichtung abholten. Als er das Blutgerüste, das vor dem königlichen Palaste Whitehall errichtet war, betreten hatte, wollte er das Volk anreden; aber er sahe sich auf allen Seiten von Soldaten umringt, so daß seine Stimme nicht bis zum Volke dringen konnte. Er sprach daher zu den Wenigen, die ihn umgaben, betheuerte nochmals seine Unschuld, vergab allen seinen Feinden und sprach den Wunsch aus, daß die ganze Nation sich wieder vereinigen und ihrem rechtmäßigen Könige, seinem ältesten Sohne, sich unterwerfen möchte. Der Bischof Juxon, sein Beistand in den letzten Stunden seines Lebens, ermahnte ihn zur Standhaftigkeit. Ruhig erwiederte er: „Ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen, bei der keine Unruhen Statt finden." Mit diesen Worten legte er sein Haupt auf den Block. Zwei verlarvte Männer waren als Nachrichter um ihn geschäftig. Der eine hieb ihm mit Einem Streiche den Kopf ab; der andre hielt den abgeschlagenen Kopf in die Höhe und rief: „Dieß ist der Kopf eines Verräthers!" — Jammer und Abscheu erfüllte das anwesende Volk bei diesem Auftritte des Entsetzens; aber unter der Zuchtruthe eines wildschwärmenden Heeres wagte es nicht, seine Ge=

Gefühle laut werden zu lassen. In der Stille betrauerte es den König, der seine Leiden mit so hoher Würde getragen hatte und mit einem so standhaften und versöhnlichen Gemüthe gestorben war.

Nur Cromwell mochte sich mit seinen vertrautesten Freunden der Hinrichtung des Königs erfreun, da sie ihn zur Oberherrschaft hinführte. Zwar wurde England jetzt in eine Republik umgewandelt, die durch das Parlament regiert werden sollte; aber die Regierung des Parlaments war eben so nichtig oder gehaltlos, als der Name Republik. Denn dem entwürdigten Parlamente wurde ein Staatsrath beigegeben, der mehr als jenes vermochte, und Mitglied dieses Staatsraths wurde Cromwell. Sodann wurde er auch, als Fairfax, niedergedrückt von später Reue über allzu große Nachgibigkeit, freiwillig das Commando niedergelegt hatte (1650), Oberbefehlshaber aller Truppen in England und damit eigentlicher Lenker der Republik, die nur durch die Waffen des Heeres bestand. Mit vielerlei Gewaltthätigkeiten, aber auch mit Kraft und Glück leitete er sie. Er ließ die vornehmsten Anhänger des Königs hinrichten; er unterdrückte die Aufstände, welche die Königlichgesinnten in Irland, Schottland und England erregt hatten (1649—1651); er trieb den Prinzen von Wales, der als König Karl II. nach Schottland und von Schottland nach England gekommen war, durch wiederholte Niederlagen nach Frankreich zurück; er bedrängte die Holländer, die den

Stuarts

Stuarts Unterstützung gewährten, theils durch die Navigationsacte theils im offenen Seekampfe und nöthigte sie, die Ueberlegenheit Englands anzuerkennen. — Doch wir mögen hier nicht wiederholen, was wir bereits im ersten Abschnitte dieses Bandes S. 108 erzählt haben. Unserm Vorhaben getreu, verweilen wir nur bei der Art, wie Cromwell Protector oder anerkanntes Oberhaupt der Republik wurde.

Während des Krieges mit den Holländern (1651 — 1654) suchte das Parlament, unter dem Vorwande die Lasten des Volkes zu mildern, in der That aber um Cromwells Gewalt zu schwächen oder aufzuheben, eine Verminderung des Landheeres zu bewirken. Aber Cromwell'n entging der Zweck dieses Vorhabens nicht und, begierig seine Macht zu befestigen und zu erweitern, faßte er den Entschluß, dieses sogenannte langwierige oder Rumpf-Parlament aus einander zu treiben. Aber schwierig war dieses Unternehmen, nicht, weil es ihm an Macht zu selbigem fehlte, sondern weil er durch dasselbe den Vorwurf einer offenbaren Verletzung der Volksrechte sich zuziehen konnte. Um es zur Ausführung zu bringen, fing er damit an, daß er das Parlament gehäßig machte, über die Anmaßlichkeit und drückende Herrschaft desselben, so wie über den ärgerlichen Lebenswandel der Parlamentsglieder klagte, dann das Verlangen anregte, daß die Heiligen herrschen oder die Regierungsgeschäfte in den Händen kluger und frommer Leute seyn möchten. Nach

sol-

solchen Einleitungen ließ er durch den Rath der Officiere dem Parlamente andeuten, es möchte auseinander gehen, damit auch Andre zur Regierung der Republik gelangen könnten. Aber das Parlament verwarf diesen Antrag mit Unwillen, suchte seine Fortdauer zu behaupten und stellte dazu Berathschlagungen über Ergänzungswahlen an. Dieß hörte Cromwell, als er eben mit seinen Officieren über die neue Einrichtung der Republik redete, und Zorn und Herrschsucht trieb ihn an, das Parlament sogleich durch einen Gewaltstreich zu überraschen (20. Apr. 1653). Mit dreihundert Soldaten zog er eiligst gegen dasselbe. In Westminsterhall angelangt, ließ er einen Theil seiner Soldaten an der Thüre des Parlamentsaales, einen andern an den Vorplätzen; er selbst begab sich in die Versammlung und hörte anfangs den Verhandlungen über die Ergänzungswahlen ruhig zu. Nach einer Weile rief er den Generalmajor Harrison herbei und sagte ihm: „er halte das Parlament jetzt reif zur Aufhebung." Harrison antwortete: „Sir, „das Werk ist wichtig und gefährlich; überlegt es „ernstlich, ehe ihr es anfangt." — „Ihr habt Recht," erwiederte Cromwell und saß wieder eine Zeitlang stille, bis die obwaltende Berathschlagung ihrem Ende nahete. Da sagte er abermals zu Harrison: „Jetzt ist es Zeit, jetzt muß ich's thun!" Mit diesen Worten stand er auf, hieß dem Sprecher schweigen und ergoß sich in die schmählichsten Vorwürfe gegen das

Par-

Parlament und dessen Glieder. Einige schalt er Trunkenbolde, andre Unzüchtige und Ehebrecher, noch andre ungerechte Leute, deren Lebenswandel sich für das Bekenntniß des Evangeliums nicht schicke; allen aber warf er vor, daß sie für das gemeine Beste nichts thäten; sondern nur für die Sache der Presbyterianer sorgten. Da einige Parlamentsglieder gegen ihn sich erhoben, trat er mitten in den Saal und rief: „Kommt, ich will diesem Geschwätz ein Ende machen!" Dabei stampfte er mit dem Fuße. Und als auf dieses Zeichen seine Soldaten herbeikamen, rief er dem Parlamente zu: „Macht euch fort! Macht ehrlicheren Leuten Platz! Ihr „seyd kein Parlament mehr; ich sage es Euch, Ihr „seyd kein Parlament mehr! Der Herr hat nichts mehr „mit Euch zu thun; er hat andre Werkzeuge erwählt, „sein Werk auszuführen." Während jetzt Harrison den Sprecher ergriff und abführte, befahl er einem der Soldaten das Scepter wegzunehmen, und sagte dann wieder zu dem Parlamente: „Ihr seyd es, die Ihr „mich hierzu genöthigt habt! Ich habe den Herrn Tag „und Nacht gebeten, er möchte mich lieber tödten, als „mich nöthigen dieß Werk zu thun." Und nun befahl er den Soldaten, alle Parlamentsglieder aus dem Saale wegzutreiben, ging zuletzt selbst hinaus und ließ die Thüren zuschließen. Mit ähnlicher Gewaltthätigkeit hob er am Nachmittage desselben Tages (20. Apr. 1653) auch den, dem Parlamente ergebenen Staatsrath auf.

Ver-

Vergebens waren die Klagen der verjagten Parlamentsglieder; Cromwell begegnete ihnen mit den härtesten Gegenklagen und beschwichtigte die Nation durch Verminderung der Abgaben und durch Aufstellung eines neuen Parlaments. Durch den Rath der Officiere, gegen den er noch immer Ergebenheit heuchelte, setzte er (am 4. Jun. 1653) ein neues Parlament ein, aber ein solches, das sich nicht behaupten konnte. Es bestand größtentheils aus unwissenden, schwärmerischen Handwerkern, die wohl lange Gebete und Predigten halten konnten, aber nichts von Regierungsgeschäften verstanden, und Kirche und Staat mit der ärgsten Zerrüttung bedroheten. Bald wurde daher dieses Parlament bei allen Parteien lächerlich und verächtlich, und bald ließen sich einige aus demselben, die es fühlten, daß sie der übertragenen Gewalt nicht gewachsen wären, bereitwillig finden, dieselbe in Cromwells Hände zurückzugeben; die übrigen wurden durch Cromwells Soldaten vertrieben (12. Dec. 1653). Hiermit war, wie es hieß, die höchste Gewalt aufs neue an den Rath der Officiere zurückgekommen, und nun schien es Cromwell'n an der Zeit, als Beherrscher Englands öffentlich aufzutreten. Er bewog daher den Rath der Officiere zu dem Beschluß (15. Dec. 1653), daß er unter dem Titel „Beschützer des gemeinen Wesens" die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte übernehmen und diese (laut eines Regierungsplans, den sein General Lambert entwor-

fen oder vorgetragen hatte) neben einem Staatsrath von 13 bis 21 Personen ausüben sollte. Dieß Vorhaben wurde sogleich zur Ausführung gebracht. Am folgenden Tage (16. Dec.) wurde Cromwell unter vielen religiösen Feierlichkeiten zu Westminsterhall als Protector eingesetzt, und damit zum Oberherrn von England, Schottland und Irland erklärt, — zwar dem Titel nach nicht König, aber der Wirklichkeit nach mächtiger, als je ein König von England gewesen war.

Er regierte, wie schon oben angedeutet worden ist, mit Kraft, Umsicht und Mäßigung, und gelangte zu großem Ansehn in und ausser England. Dennoch konnte er den Freiheitssinn der Engländer nicht unterdrücken, und nur durch die strengste und arglistigste Wachsamkeit gelang es ihm, die Verschwörungen, die gegen ihn angesponnen wurden, zu entdecken und zu vereiteln*). Am schwierigsten wurde ihm die Leitung des Heeres, auf welchem seine Macht beruhete. Denn obschon er durch strenge Zucht, durch Vermehrung des Soldes und durch das Gewicht seines Kriegstalents und

*) Wie in unsern Tagen Napoleon, so fand auch Cromwell nöthig, eine geheime Polizei einzusetzen. Sein Schreiber Thurloe war damit beauftragt. Die Gehilfen desselben mengten sich unter der Gestalt der Königlichgesinnten, oder der Presbyterianer oder der Independenten in alle Gesellschaften und suchten alle Geheimnisse auszuforschen. S. Cromwells Leben in den Britannischen Biographieen, herausgegeben von Baumgarten. Halle 1754. Th. 1, S. 127.

und gebieterischen Characters dasselbe im Gehorsam erhielt, so trat doch der Geist der Schwärmerei, den er früherhin in demselben gehegt und genährt hatte, jetzt seiner Herrschaft entgegen. Hatte das Heer ihn vorher als einen von Gott Begeisterten oder Begünstigten betrachtet (was vorzüglich seiner Erhebung zu Statten gekommen war), so fing es jetzt an, mißtrauisch gegen ihn zu werden und betrachtete seine Herrschaft als unvereinbar mit dem Reiche Christi, zu dessen Herbeiführung er so oft ermahnt hatte. Besonders laut und nachdrücklich erklärte sich das Heer gegen den Vorschlag des Parlaments, daß ihm der Königstitel ertheilt werden möchte, und gerade dieß bewog ihn einen Titel auszuschlagen (8. Mai 1657), der seiner Ehrsucht schmeichelte, und öffentlich zu erklären, daß er unter dem Titel eines Königs die Regierung mit gutem Gewissen nicht annehmen könne. Doch benutzte er die Ergebenheit, die das Parlament ihm bezeigte, um die früher nur durch das Heer ihm zuerkannte Würde jetzt durch die Repräsentanten des Volkes sich zuerkennen zu lassen. Er ließ daher durch das Parlament sich unter vielen Feierlichkeiten von neuem als Protector einsetzen (26. Jun. 1657) und zugleich einen neuen Regierungsplan (die unterthänige Bitte genannt) aufstellen, durch welchen er unter andern auch das Recht erhielt, seinen Nachfolger zu ernennen.

Bei dem allen aber war seine Lage nichts weniger als beneidenswerth. Denn während er mit der

Last

Last der öffentlichen Geschäfte bedrückt war, sahe er sich auf allen Seiten von Gefahren bedroht. Die Zahl seiner Feinde mehrte sich, in der Armee nahm sein Einfluß ab, seine Anhänger geriethen unter einander in Streit, selbst ein vorzüglicher Beförderer seiner Größe, der General Lambert, verließ ihn, er konnte zu keiner Partei Vertrauen haben, und die vielen Verschwörungen, die sich gegen ihn entspannen, ließen ihn fürchten, daß irgend ein Zufall seiner Regierung ein Ende machen könnte. Er gerieth dadurch in Angst, Mißtrauen und Argwohn; seine Stimmung wurde immer düstrer. Hatte er anfangs gleich einem milden Fürsten zu regieren gesucht, so trieb ihn nun Mißtrauen und Argwohn zur Härte und Gewaltthätigkeit; war er vorher auf den Schlachtfeldern dem Tode kühn entgegengetreten, so schreckte ihn nun die Angst vor Meuchelmördern. Er lebte das schaudervolle Leben eines Tyrannen! War er zu Hause, so erschreckte ihn Gesellschaft und Einsamkeit; erschien er öffentlich, so hatte er zahlreiche Wachen, Pistolen und Dolche bei sich und einen Panzer unter seinem Kleide; reisete er, so geschah es schnell und eilfertig, unter bewaffneter Bedeckung und so, daß er Tag und Stunde der Abreise verbarg, einen andern Rückweg nahm und immer seine Schlafstellen änderte. Deutlich ward es also auch an seinem Beispiele, daß eine Größe, die durch Sündlichkeiten erlangt wird, zur Ruhe und Freudigkeit des Lebens nicht hinführen kann.

Als endlich die geliebteste seiner Töchter, Elisabeth (geb. 1630), Gemahlin des Ritters Cleypoole, aus Kummer über die Hinrichtung ihres Lehrers und Freundes, des ehrwürdigen Gottesgelehrten Dr. Hewett (8. Jun. 1658), um dessen Erhaltung sie vergebens gebeten hatte, gestorben war (6. Aug. 1658), ergriff ihn eine Traurigkeit, die im Verein mit der Angst, die ihn schon früher gepeiniget hatte, sein Lebensende beschleunigte. Er bekam ein langsames Fieber, das bald in ein dreitägiges überging. Anfangs täuschte er sich oder Andre mit der Hoffnung der Wiedergenesung; auch die Prediger, die er zum Gebete in seinem Palaste versammelt hatte, versicherten, er werde wieder aufkommen. Doch bald nahm seine Krankheit so zu, daß die Nähe seines Todes nicht zu bezweifeln war. Jetzt schickte der Staatsrath Abgeordnete an ihn, damit er seinen Nachfolger im Protectorate ernennen möchte. Diese fanden ihn fast bewußtlos und nicht im Stande, gehörig zu antworten. Sie fragten ihn daher bloß: ob er seinen Sohn Richard zu seinem Nachfolger ernenne? Dieß bejahete er. Bald darauf starb er an eben dem Tage, den er immer für den glücklichsten in seinem Leben gehalten hatte, am 3. Sept. 1658, in einem Alter von 59 Jahren. Ein glänzendes Leichenbegängniß mit königlicher Pracht wurde ihm zu Ehren angestellt *).

*) Die Sage meldet, daß Cromwell, wie er noch lebend aus Furcht einstiger Mißhandlungen befohlen habe, von seinen Freunden heim-

 lich

Es ist schwer über ihn zu urtheilen: Haß und Schmeichelei haben die Nachrichten über ihn entstellt; er selbst hat bei scheinbarer Offenheit sorgfältig sein Inneres versteckt und gefließentlich die Maske angenommen, die den jedesmaligen Umständen anpaßte; ja auch der Glanz seines Glückes und die Größe der Vortheile, die er der Macht und Schiffahrt Englands zuführte, hat das Urtheil über ihn bestochen. Nicht ohne Schein von Glaubwürdigkeit ist er daher von Einigen als der schamloseste Heuchler und abscheulichste Bösewicht, von Andern als ein ausserordentlicher, durch große Talente hervorragender Mann, der zum Herrscher geboren war, geschildert worden. Gewiß ist es, daß er, obschon sein Aeusseres nicht hervorstechend war (er hatte ein unfreundliches Ansehn und eine unangenehme Stimme), große und ausgezeichnete Fähigkeiten besaß, besonders scharfsichtige Beurtheilungskraft, muthvolle Entschlossenheit, standhafte Thätigkeit und rastlose Wachsamkeit; gewiß ist es auch, daß er mit diesen

lich auf dem Schlachtfelde von Naseby beerdigt worden sey, und daß der Sarg, den man bei seinem Leichenbegängniß in der Westminsterabtei beisetzte, nicht seinen, sondern Karls I. Leichnam enthalten habe. Dieß sey entdeckt worden, als Cromwells Leichnam auf Befehl Karls II. im Dec. 1660 an den Galgen gehenkt werden sollte. Denn da habe es sich gezeigt, daß an dem Körper, den man für Cromwells Körper hielt, der Kopf angenähet, und daß der Sarg Karls I. leer gewesen sey. — Wir können nicht bestimmen, in wie weit diese Sage gegründet ist; nur so viel scheint gewiß, daß sein Körper vor dem prächtigen Leichenbegängniß, das ihm zu Ehren veranstaltet wurde, begraben war.

sen Fähigkeiten arglistige Heuchelei vereinigte und eine schlaue Gewandheit Andre zu durchschauen und ihre Schwächen zu seinem Vortheile zu benutzen. Wahrscheinlich aber ist es, daß heiße Ehrsucht die Quelle aller Abscheulichkeiten war, die ihm vorgeworfen werden; wahrscheinlich ferner, daß er, obgleich er die Religion oft zum Vorwand oder Schleier seiner Absichten mißbrauchte, doch von religiösen Vorstellungen und Gefühlen ergriffen war, und seine Handlungen durch den glücklichen Ausgang, den ihnen die Vorsehung gegeben hatte, gerechtfertigt glaubte.

In seinem Privatleben war er ohne Prunk, mäßig und keusch, bald ernst, bald lustig, oft den strengsten Religionsübungen hingegeben, oft auch den gemeinsten Scherzen. Selbst in den Zeiten, in denen er als Protector den königlichen Palast zu Whitehall bewohnte, hatte sein häusliches Leben den Anstrich des Klösterlichen. Musik und Dichtkunst liebte er, auch bewies er Achtung für Künste und Wissenschaften und gewährte ausgezeichneten Gelehrten Unterstützung; doch waren seine gelehrten Kenntnisse beschränkt. Sogar an der Geschicklichkeit, sich leicht und fließend auszudrücken, fehlte es ihm: seine Reden waren ermüdend lang, dunkel, verworren, aber immer verwebt mit den damals aufgeregten Religionsschwärmereien und eben dadurch, wie Volksreden seyn müssen, ihren Zeiten angemessen, oder den damals herrschenden Vorstellungen und Gefühlen entsprechend.

Fast unwillkührlich wird man von ihm zu Napoleon hingeführt. Denn obschon beide in vielen Stücken von einander verschieden sind und namentlich auch darin, daß Cromwell eine Revolution, wenn auch nicht herbeiführte, doch forttrieb und leitete, Napoleon aber einer andern Grenzen setzte: so sind sie doch in ihren Fähigkeiten, in ihrem Emporstreben und in der Kräftigkeit ihrer Regierung einander ähnlich, und es zeigt sich bei beiden deutlich, daß gleiches Streben zu gleichen Mitteln hinführt, die nur durch die Verschiedenheit der Zeiten und Umstände verschiedentlich sich gestalten.

---

## XI.

## Gustav Wasa's Thronbesteigung.

Gustav Wasa, geboren zu Lindholm in Upland am 12. März 1490, war der Sohn Erich's, eines schwedischen Reichsrathes, der väterlicherseits aus dem Hause Wasa und mütterlicherseits aus dem Hause Sture abstammte, zwei Häusern, die mit den alten Königen Schwedens verwandt und durch Vaterlandsliebe und Regierungsfähigkeit ausgezeichnet waren. Für die Erziehung des Knaben und Jünglings sorgten besonders die Sturen, seine Vettern, damals Reichsverweser. Sten Sture der Aeltere (Reichsverweser von 1471 — 1504) nahm ihn zu sich, flößte ihm großartige Gesinnungen und Empfindungen ein und ermun-

munterte ihn zu Leibesübungen; Swante Sture (Reichsverweser von 1504—1512) schickte ihn (1509) auf die Universität Upsala, wo er sich mit den Wissenschaften bekannt machte; und Sten Sture der Jüngere (Reichsverweser von 1512—1520) zog ihn, da er von Upsala zurückgekehrt war (1512) an seinen Hof und verschaffte ihm Gelegenheit, seine Anlagen geltend zu machen und sich im Umgang mit dem gelehrten Bischof von Linköping, Hemming Gadd, zum Staatsmann zu bilden.

Sein Hervortreten in's öffentliche Leben begann bei der Belagerung des Schlosses Stäke (1517), das der herrschsüchtige Erzbischof von Upsala Gustav Trolle, der abgesagte Feind der Sturen, zur Ausführung verrätherischer Absichten befestiget und besetzt hatte. Hier trieb er die Dänen, die dem belagerten Erzbischof Hilfe bringen wollten, zurück und nöthigte letztern, sich und sein Schloß zu ergeben, worauf derselbe in einer Versammlung der schwedischen Reichsstände zu Stockholm förmlich abgesetzt wurde (23. Nov. 1517). Im folgenden Jahre nahm Gustav Antheil an dem Siege, den Sten Sture in der Nähe von Stockholm über die Truppen erfocht (22. Jul. 1518), die der Dänenkönig Christiern oder Christian II. auf Schiffen herbeigeführt hatte Bei den darauf folgenden Unterhandlungen ward Gustav nebst fünf andern angesehenen Schweden als Geißel nach dem Schiffe Christierns abgeschickt; dieser aber ließ, wider alles

Völ-

Völkerrecht, ihn und seine Gefährten ergreifen und als Gefangene nach Dänemark abführen.

Dieses ungerechte Verfahren war gleichsam die Einleitung zu allen den Abscheulichkeiten, durch welche der herrschsüchtige und grausame Christiern die Herrschaft über Schweden anfangs erhielt und späterhin verwirkte. Denn als er jene edlen Schweden nach Dänemark gebracht hatte, kehrte er nach Schweden zurück (1519), um den Bann zu vollstrecken, den Pabst Leo X. auf sein Anstiften wegen Absetzung des verrätherischen Erzbischofs Trolle über Sten Sture und ganz Schweden ausgesprochen hatte. Glück und Uebermacht gab ihm den Sieg. Sten Sture wurde in der ersten Schlacht tödtlich verwundet (9. Febr. 1520), und bald darauf fiel Schweden, nun ohne Anführer und darum ohne Einheit, in dänische Hände. Nur Stockholm leistete unter der Leitung der Witwe Sturens, einer Frau von männlichem Muthe, nachdrücklichen Widerstand, bis es endlich den Verführungskünsten Christierns unterlag. Am 7. Sept. 1520 hielt dieser seinen feierlichen Einzug in Stockholm und wurde hier, wie in andern Theilen Schwedens, als König anerkannt. Er hatte dabei Vergessenheit des Vergangenen und Aufrechthaltung der Gesetze und Freiheiten Schwedens versprochen; aber er hielt dieß Versprechen nicht. Nachdem er sich (am 4. Nov. 1520) zum König von Schweden hatte krönen lassen, setzte er, unter dem Vorwande die durch den päbstlichen Bannfluch

aus=

ausgesprochenen Strafen vollziehen zu lassen, ein Blutgericht nieder, das gerade die edelsten und kräftigsten der Schweden als Ketzer zum Tode verurtheilte. Darauf erfolgte (am 8. und 9. Nov. 1520) das berüchtigte Blutbad. Nur allein in Stockholm wurden, auffer vielen hundert Schweden niederes Standes, vier und neunzig der Vornehmsten, unter ihnen Gustavs Vater, hingerichtet, eine noch größere Zahl in andern Städten und Gegenden Schwedens, manche unter grausamen Martern. Christiern selbst reisete nach Verübung des „Stockholmer Blutbads" in Schweden umher, ließ daselbst die, die er als Gegner fürchtete, hängen oder enthaupten, rädern oder ersäufen. Auch von den Frauen und Töchtern der Hingerichteten ließ er einige hinrichten, andre, als Gustavs Mutter, Cäcilie, und Christinen, Sturens Witwe, als Gefangene nach Dänemark abführen. Darauf ging er selbst nach Kopenhagen zurück, wähnend, daß nun seine Herrschaft über Schweden hinlänglich befestiget sey. Aber er täuschte sich! Gerade der, den die Vorsehung bestimmt hatte, das stockholmer Blutbad zu rächen und Schweden zu befreien, Gustav, war ihm entgangen.

Gustav war, nachdem er im Jahre 1518 nach Dänemark gebracht worden war, anfangs in strenger Gefangenschaft gehalten, dann seinem Vetter Erich Baner, der mit 6000 Reichsthalern für ihn Bürgschaft leistete, zur Aufsicht übergeben worden. Bei diesem, auf dem Schlosse Callö in Jütland, hörte er,

wie

wie Schweden mit dem schrecklichsten Verderben von Christiern bedroht wurde. Vaterlandsliebe wallte in ihm auf, zur doppelten Qual wurde ihm seine Gefangenschaft, und er beschloß zu entfliehen. Bei einem Spaziergange entkam er, gelangte dann in Bauernkleidung nach Flensburg, mischte sich daselbst unter niedersächsische Viehhändler und wurde von ihnen nach Lübeck gebracht (Sept. 1519). In Lübeck begab er sich auf das Rathhaus und bat um Unterstützung zur Ueberfahrt nach Schweden. Aber sein Vetter Baner war ihm nachgeeilt und forderte den Senat zu Lübeck auf, ihn anzuhalten und auszuliefern. Eine Zeitlang schwankte der Senat: er fürchtete Christierns Zorn und Uebermacht; doch endlich entschied er für das, was ihm recht und nützlich dünkte. Er nahm den Flüchtling in Schutz und beförderte dessen Abreise nach Schweden. Auf solche Weise gelangte Gustav (im Mai 1520) wieder in sein Vaterland, das eben damals nach Sten Sture's Tode der Uebermacht der Dänen unterlag.

In der Gegend von Calmar war er gelandet. Sogleich begab er sich in diese Stadt und ermunterte sie, die von den Dänen bedroht, aber noch nicht erobert war, zum tapfern Widerstande. Allein er fand kein Gehör; man gebot ihm, sich zu entfernen, und drohete ihm mit Auslieferung an die Dänen. Er begab sich daher von neuem auf die Flucht und gelangte mitten zwischen dänischen Völkern, die ihm nachspürten,

ten, glücklich auf das Schloß Terna in Südermannland. Dort bei dem Gemahl seiner Schwester, dem Reichsrathe Brahe, wollte er sich kund geben, Leute um sich sammeln und mit Gewalt nach Stockholm vordringen. Aber sein Schwager und seine Schwester baten ihn mit Thränen, sich und sie nicht unglücklich zu machen. Er zog also weiter auf das seiner Familie zugehörige Schloß Refsnäs unweit Gripsholm. Während er daselbst auf Mittel sann, sein Vaterland zu befreien, traf ihn die Schreckensbotschaft von dem stockholmer Blutbade, von der Hinrichtung seines Vaters, von der Gefangennehmung seiner Mutter, von dem grausenhaften Tode so vieler edlen, ihm nahverwandter Schweden. Dieß alles empörte sein Inneres. Aber wie sollte er Rache nehmen? wie seinem niedergebeugten Vaterlande aufhelfen? Er stand allein: seine Landsleute waren durch die Gewaltthätigkeiten der Dänen niedergeschlagen, viele auch dem Vaterlande abgewendet worden; er selbst konnte sich nicht öffentlich zeigen: überall war er von dänischen Völkern umgeben, auf seinen Kopf war eine große Summe gesetzt, und der Tod allen denen gedroht, die ihn beherbergen würden. Wem sollte er sich anvertrauen? mit wem sich verbinden? — In dieser Noth richtete er die Blicke auf die nordwestlichen Gegenden seines Vaterlandes nach Dalekarlien oder Dalarne. Dort, wußte er, wohnten zwar arme, aber redliche Bauern, Menschen, die durch angestammte Kraft und Freiheitsliebe aus-

ausgezeichnet und bis jetzt von den Schrecknissen und Verführungen der Dänen noch unberührt waren. Nur von ihnen konnte er Schutz, Beistand und Förderung seines großen Vorhabens erwarten. Er verließ daher das Schloß Refsnäs und eilte den Dalbauern zu. Aber unterwegs verließ ihn treulos der einzige Bediente, den er bei sich hatte, mit allem, was er an Kostbarkeiten besaß; beim Verfolgen desselben verlor er sein einziges Pferd und überall sah er sich von Feinden umringt. Um sich unkenntlich zu machen, schnitt er sein schönes Haar ab, setzte einen runden Huth auf den Kopf, zog ein grobes Wams an und nahm die Axt auf die Schulter. So kam er, ein armseliger Flüchtling, gleich einem Arbeit suchenden Taglöhner in Dalekarlien an.

Bei einem reichen Bauer, Andreas Pehrson, im Kirchspiele Rankehytta, unweit Falun, fand er Dienste als Drescher; aber bald machte sein Anstand und die Feinheit seines Hemdes seine Mitarbeiter auf ihn aufmerksam. Sein Brodherr ließ ihn zu sich kommen und erkannte ihn, da er mit ihm in Upsala studiert hatte; doch mochte er aus Furcht vor Christiern ihn nicht bei sich behalten, sondern beschwor ihn, tiefer in das Gebirge zu flüchten. Gustav wanderte daher weiter und gerieth in neue Gefahren. Denn als er über einen Fluß oder See ging, brach das Eis unter ihm zusammen; und als er in Ornäs dem Gutsbesitzer Arend Pehrson, der einst unter ihm gedient hat-

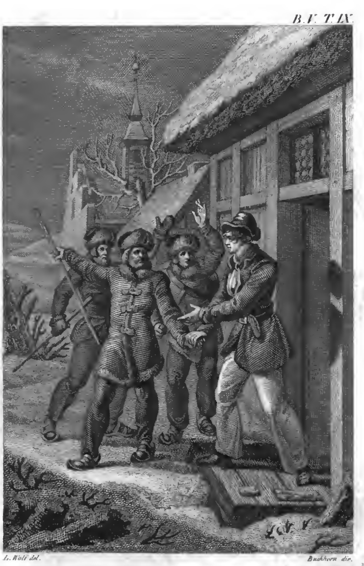
te,

te, sich anvertraute, rief dieser schlechtdenkende Mann, um die auf Gustavs Kopf gesetzte Belohnung zu gewinnen, die Dänen herbei. Doch dessen Gattin, edler als er, rettete den Unglücklichen. Während der Mann zu den Dänen gegangen war, gab sie ihm Pferd und Schlitten, um eiligst entfliehen zu können. Hierauf gelangte er in das Kirchspiel Swerdsiö zu einem Pfarrer, den er gleichfalls in Upsala hatte kennen lernen. Dieser beherbergte ihn acht Tage lang und brachte ihn dann, um ihn gegen umherschweifende Dänen zu schützen, zu einem redlichen Bauer, Namens Nilson, im Dorfe Isala. Während er bei diesem weilte, kamen dänische Soldaten gerade in die Stube, in der er eben am Ofen stand. Doch Nilson, von den Dänen befragt, antwortete: er wisse nichts von Gustav; und sein Weib trieb diesen als einen faulen Knecht unter Schlägen zur Thüre hinaus. Als nun die Soldaten abgezogen waren, führte ihn Nilson in einem mit Stroh beladenen Wagen nach Rättwick. Unterwegs kamen Dänen, die das Stroh, in welches er gepackt war, mit Spießen durchstachen. Er bekam dadurch eine Wunde in's Bein, und sein Blut träufelte vom Wagen herab. Doch schnell schnitt Nilson eines seiner Pferde in den Fuß, um den Dänen sagen zu können, daß hiervon die blutige Spur herrühre. Zu Rättwick fing Gustav an, die Dalbauern zum Aufstand gegen die Dänen zu ermuntern. Als sie um ihre Kirche versammelt waren, trat er vor ihnen auf, schilderte ihnen die

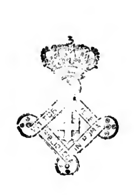
die Noth des Vaterlandes und forderte sie auf, dasselbe zu befreien. Seine Reden gingen ihnen zu Herzen, und sie versprachen zu den Waffen zu greifen, doch nur, wenn ihre Nachbarn dasselbe thäten. Dieß bewog ihn, sich nach Mora, dem größten und volkreichsten Kirchspiel in Dalarne, zu begeben, wo er am Weihnachtsfeste 1520 mit gleichen Schilderungen und gleichen Aufforderungen, wie zu Råttwick, auftrat. Aber auch hier richtete er nichts aus. Die Gemeinde scheute sich den Krieg in ihre friedlichen Thäler zu ziehen; sie meinte, die Grausamkeiten der Dänen gingen mehr den Adel als den Bauernstand an, und hegte kein Zutrauen zu dem ihr unbekannten Fremdling. Zwar schützte sie ihn gegen einen Angriff von Seiten der Dänen; aber sie gab ihm auch zu verstehen, daß er sich einen andern Aufenthaltsort suchen möchte.

Mit schwerem Herzen zog er im Anfang des Jahres 1521 weiter. Die Wünsche und Hoffnungen, mit denen er Dalekarlien betreten hatte, waren unbefriedigt geblieben; der Anhang und Beistand, auf den er gerechnet hatte, hatte sich nicht gezeigt; statt feuriger Vaterlandsliebe war ihm kalte Bedenklichkeit entgegengetreten; nirgends hatte er einen sichern Anhaltepunkt gefunden. Was sollte er thun? Nichts schien ihm übrig, als Schutz und Hilfe im Auslande zu suchen. Voll dieses Gedankens schritt er den Westerthälern zu, und schon nahete er sich der norwegischen Grenze, als

ihm




*Anfang der Erhebung Gustav Wasa's.*



ihm plötzlich eine freudige Umänderung seines Geschickes entgegen leuchtete.

Kaum war er nämlich von Mora weggegangen, als sich dort zwei schwedische Edelleute, Olofson und Michelson, Flüchtlinge wie er, nach einander einfanden, die das, was er von der Dänen Grausamkeit erzählt hatte, bestätigten und, um die Bauern in Furcht zu setzen, hinzufügten, Christiern werde die Thäler mit neuen Steuern belegen und allen Bauern einen Arm und einen Fuß abhauen lassen, damit sie zum Kriegsdienste untüchtig würden; dann, als sie von Gustav hörten, zu wiederholten Malen versicherten, er sey der einzige Mann, der die Bauern und das ganze Vaterland retten könne. Diese Aussagen und Versicherungen erweckten bei den Bauern zu Mora Furcht und Reue: sie bebten vor der Zukunft, bedauerten ihr Verhalten gegen Gustav und beschlossen ihn zurückzurufen und unter seiner Anführung die Waffen zu ergreifen. Sogleich schickten sie ihm Eilboten auf Schlittschuhen nach, die ihn zurückbringen sollten. Diese Eilboten trafen ihn nahe an der norwegischen Grenze, im Kirchspiele Lima *). Freudig hörte er, was sie ihm meldeten; sein Herz lebte zu neuen Hoffnungen auf; er folgte ihnen und fand sich nicht getäuscht, als er nach Mora zurückkam. Hier empfing ihn jetzt das Volk mit Ehrfurcht, versicherte

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. IX.

sicherte ihm treue Ergebenheit und versprach seiner Leitung zu folgen. Sechzehn der Rüstigsten boten sich ihm als Leibwächter an; zweihundert andere stellten sich um ihn als Kampfgenossen. Gefunden hatte er also, was er so lange gesucht hatte, Hilfe und Beistand gegen den Tyrannen, und eröffnet war ihm hiermit der Weg zur Befreiung seines Vaterlandes und, was vielleicht damals noch nicht vor seiner Seele lag, zur Besteigung des Thrones. Seine Abholung von Lima war der Anfangspunkt seiner Erhebung!

Schnell und ansehnlich nahm sein Anhang zu. Als sein erstes Unternehmen, die Erstürmung des Kupfergebirgs bei Falun ihm gelungen war (28. Jan. 1521), hatte er schon auf 3000 Mann unter seinen Befehlen, dann (im Mai 1521) auf 15000. Aus allen Theilen Schwedens strömten Streitbare voll patriotischen Sinnes seinen Fahnen zu. Mit rastlosem Eifer bildete er diese Mannschaft zu einem geordneten Heere, vertheilte sie in Haufen unter Obersten und Hauptleuten, übte sie täglich in den Waffen, lehrte sie Glieder schließen und öffnen, hielt sie in scharfer Zucht, aber zeigte ihnen auch die sorgfältigste Aufmerksamkeit und Theilnahme, und wußte nicht weniger Liebe als Furcht um sich zu verbreiten.

Mit Schrecken vernahmen der dänische Vicekönig zu Stockholm Jöns Baldenake, der Erzbischof Trolle und wer sonst zum dänischen Anhange in Schweden gehörte, die Kunde von dem Aufstande der Dalbauern.

Sie

Sie scheueten den Kampf mit Leuten, die, an Kälte und Hitze, an Hunger und Durst gewöhnt, bei schwerer Arbeit ein kraftvolles Alter erreichen und, wenn es ihnen an Korn fehlt, aus gestossener Baumrinde ihr Brod backen. Ihre eignen Truppen, der Zahl nach gering, waren durch langes Rauben entartet, und von Dänemark war keine Hilfe zu erwarten, da Christiern auch dort vom Aufruhr bedrohet war. Nur mit Mühe brachte der Erzbischof Trolle einen Haufen von 6000 Mann zusammen; aber derselbe wurde von den Dalbauern geschlagen und zerstreut. Gleich darauf kündigte Gustav (Mai 1521) dem Dänenkönig förmlich den Krieg an, brach aus Dalekarlien hervor, nahm erst Westerås, dann Upsala ein und rückte gegen Stockholm, während er durch Andre — denn schon war er stark genug seine Macht theilen zu können — verschiedene Städte und Gegenden Schwedens einnehmen und besetzen ließ. Aber tapfer vertheidigten die Dänen die Hauptstadt Schwedens, und die Seeseite derselben blieb offen, da es Gustaven an Schiffen fehlte, und die Lübecker, die er deshalb angesprochen hatte, damals noch nicht geneigt waren, ihm mit ihren Schiffen beizustehen. Vergebens also strengte er sich an, Stockholm zu erobern.

Doch noch mehr beunruhigte ihn das Unbestimmte seiner Stellung. Zwar war es ihm gelungen, viele Tausende seiner Landsleute zum Kampf gegen Christiern zu erheben und ihr Anführer zu werden; aber er

hatte

hatte keine andre Gewalt über sie, als die, die er durch seine Persönlichkeit gewonnen hatte; ein Oberbefehl war ihm nicht übertragen; seinen Unternehmungen und Anordnungen fehlte der gesetzliche Anstrich; und noch hatte sich keiner der geistlichen und weltlichen Großen für ihn erklärt; ja manche vom Adel und noch mehrere vom Klerus fingen an, ihn als einen anmaßlichen Emporkömmling und unzuverläßigen Anhänger der Kirche mit Unwillen zu betrachten. Um sich von dieser Seite zu sichern, mußte er sich ein verfassungsmäßiges Ansehn zu verschaffen suchen. Er schrieb daher einen Reichstag zu Wadstena in Ostergothland aus. Und nicht umsonst! Aus allen Theilen Schwedens kamen Abgeordnete zu demselben; und als er denselben (am 24. Aug. 1521) mit einer Rede eröffnet hatte, in welcher er die Abscheulichkeiten des Dänenkönigs und die Pflicht, das Vaterland zu rächen und zu befreien, eindringlich schilderte, erhielt er, was er gewünscht hatte. Voll Rührung und Dank priesen die Anwesenden seine seitherigen Unternehmungen und versprachen ihm treue Folgsamkeit und eifrige Vaterlands-Vertheidigung; ja einige erklärten ihn zum König, da nur mit der Krone seine Verdienste würdig belohnt werden könnten. Er aber schlug dieses Anerbieten aus, wahrscheinlich weil sein heller Verstand ihm sagte, daß es noch nicht an der Zeit sey, die Krone anzunehmen. Er war zufrieden, daß man ihn zum Reichsverweser und Oberhauptmann des Königreichs Schweden ernann-

nannte, wobei ihm eine größere Gewalt, als je ein schwedischer Reichsverweser besessen hatte, eingeräumt wurde.

Jetzt im Besitz gesetzlicher Macht konnte er mit größerm Nachdruck, als vorher, auftreten und leichter, als vorher, die Mittel zur Ausführung seines Vorhabens aufbringen. Und er säumte nicht, mit Kraft und Ueberlegung auszuführen, was er mit Glück und Kühnheit begonnen hatte. Denn nicht nur vermehrte er seine Kriegsmacht, sondern richtete auch, was bei der damaligen Verwirrung und Zerrüttung durchaus nothwendig war, die Landesregierung ein, legte Münzstätten an, schaffte Getreide herbei, stellte seine Vertrautesten als Landshauptleute an, ließ Andre, auf die er baute, zu Bischöfen wählen, schrieb deshalb an den Pabst und zugleich auch an Könige und Fürsten, denen er die Vorgänge in Schweden und die Ursachen seines Aufstandes schilderte, um so die öffentliche Meinung und mit ihr Verbindungen zu gewinnen. Dabei setzte er den Kampf gegen die Dänen eben so glücklich als eifrig fort. Seine Obersten eroberten viele der von den Dänen besetzten Städte und Schlösser; er selbst zog unter seinen Kriegshaufen umher, um allenthalben die Unternehmungen zu leiten. Nur drei der wichtigsten Plätze, die Seestädte Stockholm, Calmar und Abo, widerstanden hartnäckig seinen Angriffen. Am meisten war ihm am Besitz der erstern, der Hauptstadt des Reichs, gelegen. Er rückte daher im Oct.

1521 abermals vor dieselbe und bedrängte sie so, daß die vorzüglichsten Urheber und Beförderer des stockholmer Blutbades, die Erzbischöfe Trolle, Slaghöke und Baldenake, aus ihr nach Dänemark entwichen. Aber der dänische Admiral Norby führte ihr von der Seeseite her Lebensmittel und Mannschaften zu und ermuthigte sie zu öfteren Ausfällen. Bei einem derselben (im März 1522) erlitten die Schweden, während Gustav entfernt war, eine bedeutende Niederlage. Immer deutlicher ward es ihm dadurch, daß alle Mühe zur Eroberung Stockholms vergeblich seyn würde, so lange es ihm an einer Flotte fehlte. Er wendete sich daher, da Schwedens Seemacht unter den Unionskönigen gänzlich verfallen war, an die Lübecker und erhielt nach langem Bitten und großen Versprechungen, daß sie ihm nach und nach achtzehn wohlausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann bewährter Landtruppen zusendeten (im Mai 1522). Aber die Lübecker verfuhren mit arglistiger Zweideutigkeit: sie wollten den Krieg verlängern, um destomehr zu gewinnen, und widerstrebten dem Fortgang der Schweden, um sie in Abhängigkeit zu erhalten. Umsonst kam Gustav selbst auf ihre Flotte und bat sie, zu einem Angriffe auf die dänischen Schiffe und damit zum Untergange derselben mitzuwirken: sie hörten ihn nicht, und er mußte seinen Unwillen verbergen, um sie nicht zu offenbaren Feinden zu machen. Aber desto mehr strengte er sich an, mit seiner eignen Kriegsmacht Stockholm zu erobern.

obern. Er schloß es noch enger, als zuvor, ein, besetzte die umliegenden Inseln, die er durch Brücken verband, verhinderte dadurch die Zufuhr und brachte die Belagerten in die äusserste Bedrängniß. Gleichwohl war es nicht sein Anstürmen, sondern eine Regierungsveränderung in Dänemark, was ihn zum Herrn von Stockholm machte.

Während er Schweden zur Freiheit und Selbständigkeit zu erheben suchte, war der oben erwähnte Aufruhr in Dänemark zur Reife gelangt. Die Willkürlichkeit und Grausamkeit, die Christiern in seinem angestammten Königreiche, so wie in Schweden, verübte, hatte seine dänischen Reichsräthe und Bischöfe gegen ihn empört. Auf einer ihrer Versammlungen zu Wiborg in Jütland (20. Jan. 1523) erklärten sie ihn für abgesetzt und seinen Oheim Herzog Friedrich von Holstein zu ihrem König. Vergebens suchte er Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen: sie wurden zurückgewiesen. Dieß beugte seinen Stolz; Kleinmuth, Verzagtheit und Verzweifelung ergriff ihn, und ohne von den Mitteln, die ihm noch zu Gebote standen, Gebrauch zu machen, raffte er die Schätze seines Reichs, deren er habhaft werden konnte, zusammen und entwich mit ihnen auf zwanzig Schiffen nach den Niederlanden (14. Apr. 1523), um im Auslande durch mächtige Verwandte und Freunde Hilfe gegen seine rebellischen Unterthanen zu suchen. Seine Flucht galt als eine Bekräftigung der Beschlüsse der Reichsstän-

stände, und nie gelang es ihm, den Thron, den er in Kleinmuth aufgegeben hatte, wieder zu besteigen. Sein Oheim Friedrich I. blieb König von Dänemark und Norwegen, und vererbte beide Reiche auf seine Nachkommen.

Dieses Ereigniß kam Gustav'n sehr zu Statten. Zwar mißlang ihm der Versuch während der Verwirrungen in Dänemark, Schonen und den Theil von Norwegen, der seit der calmarischen Union von Schweden getrennt worden war, wieder an Schweden zu bringen; dagegen aber ergab sich ihm, als Norby auf die Nachricht von Christierns Absetzung nach Dänemark abgesegelt war, Calmar und Oeland (im Apr. 1523), und Stockholm, jetzt ohne Aussicht auf Hilfe, fing an wegen der Uebergabe zu unterhandeln.

Noch ehe dieselbe zu Stande kam, berief Gustav die schwedischen Stände zu einem Reichstage zu Strengnäs (zu Pfingsten 1523), um in den Augenblicken, in denen Schwedens Verhältnisse bestimmt werden mußten, auch sein Verhältniß zu Schweden bestimmen zu lassen. Daß er damit den Thron bezweckte, ist wahrscheinlich, doch nicht ausgemacht; gewiß aber, daß er ihn hier erhielt. Die Einleitung hierzu, machte der neue Erzbischof von Upsala, Knut. Dieser, vorher Gustavs Kanzler, zeigte den versammelten Ständen, wie nothwendig es sey, einen Inländer zum König zu wählen, der Weisheit und Tapferkeit besitze, um Schweden zu schützen, und Macht und Ansehn, um Eintracht

und

und Ordnung wieder herzustellen. Seine Rede sprach aus, was alle fühlten, und deutete auf den, den alle zum König zu haben wünschten. Es bedurfte daher keiner Wahl. Bürger und Bauern, Adelige und Geistliche schrieen durcheinander: „Gustav soll König seyn! der Himmel selbst hat ihn dazu erkoren!" — Gustav hörte dieß mit unveränderter Miene und bewährte eine kluge Zurückhaltung, die vielleicht das Andenken an Karl Knutsons Schicksal oder an die Veränderlichkeit der Volksgunst ihm eingeben konnte. Er dankte den Ständen für die Liebe, die sie ihm bezeigten, weigerte sich aber die Krone anzunehmen. Doch die wiederholten Bitten der Anwesenden, selbst des päbstlichen Nuntius, Johann Magnus, eines gebornen Schweden, der mehr den Vortheil seines Vaterlandes als des päbstlichen Stuhles im Auge hatte, bewogen ihn endlich in den Antrag der Stände zu willigen. Und so ward er auf dem Reichstage zu Strengnäs, am 6. Jun. 1523, zum König von Schweden ausgerufen!

Als der Reichstag zu Ende war, zog er abermals gegen Stockholm. Bereits aufs äusserste gebracht, konnte diese Hauptstadt nicht länger widerstehen: sie ergab sich daher auf milde Bedingungen, am 21. Jun. 1523. Am folgendem Tage hielt Gustav seinen feierlichen Einzug, in königlicher Pracht, umgeben von einem glänzenden Gefolge und unter dem freudigsten Jubelgeschrei des Volkes, das ihn als Retter und Befreier, als König und Herrn der Schweden begrüßte.

größte. Wie ganz anders war nun seine Lage, als damals, da er zu den Dalbauern flüchtete! Er selbst fühlte dieß und in der Fülle der Freude und des Glücks vergaß er dessen nicht, der seine Schicksale geleitet und ihn aus der Niedrigkeit zu dieser Höhe erhoben hatte. Er zog daher in die Hauptkirche, warf sich hier vor dem Altare nieder und dankte mit lauter Stimme dem Allerhöchsten für die Rettung des Vaterlands und für seine Erhebung zum Throne.

Noch vor dem Ende dieses Jahres (1523) mußten die Dänen auch aus Finland weichen, wodurch Gustav zu dem Besitze des ganzen schwedischen Reiches gelangte, den er bis an seinen Tod behauptete. Zwar erhoben sich späterhin mancherlei Verschwörungen gegen ihn, selbst von Seiten der Dalbauern, die den Grund zu seiner Erhebung gelegt hatten; aber sie wurden durch seine Wachsamkeit entdeckt und durch seine Klugheit und Macht vereitelt. Zwar verlangte Friedrich I., jetzt König von Dänemark und Norwegen, die Unterwerfung Schwedens kraft der calmarischen Union; aber die Furcht vor Gustavs Macht und Tapferkeit und die noch größere vor Christierns Rückkehr nöthigte ihn, seine Ansprüche auf Schweden aufzugeben, Gustav'n als König anzuerkennen und mit ihm ein Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu schließen (1524). Hiermit erreichte die calmarische Union völlig ihr Ende; Schweden war wiederum ein selbständiges Reich, und erhob sich unter der weisen und kraft-

vol-

vollen Regierung Gustav Wasa's zu Macht und Ansehn.

---

## XII.

## Gustav Adolf.

Gustav Adolf, der Sohn Königs Karl IX. und Christinens, der Tochter des Herzogs Adolf von Holstein-Schleswig, war am 9. Dec. 1594 auf dem königlichen Schlosse zu Stockholm geboren. Mit herrlichen Anlagen ausgestattet, hatte er auch das Glück, daß die Sorgfalt seiner Eltern geschickte Lehrer und Aufseher ihm zuführte, unter deren Leitung die Kräfte seines Körpers und Geistes geweckt und gestärkt, und die Lebhaftigkeit seines Wesens auf alles Schöne und Gute hingeleitet wurde. So erlernte er frühzeitig nicht nur alle ritterlichen Geschicklichkeiten, sondern auch Sprachen und Wissenschaften: unter den Sprachen besonders die lateinische, und unter den Wissenschaften besonders Mathematik und Geschichte. Auch bildete sich beim Lesen der Alten sein Talent zur Beredsamkeit, durch welches er während seines thatenreichen Lebens fast eben so viel als durch Waffengewalt bewirkte.

Die ersten Beweise seiner Beredsamkeit äusserte er auf dem Reichstage zu Oerebro (im Dec. 1610), wo er

er über die drohende Nähe eines Kriegs mit Dänemark auf eine Art redete, die die Stände mit Gefühlen der Vaterlandsliebe und mit frohen Erwartungen in Rücksicht seiner erfüllte; und seine erste Waffenthat verrichtete er in eben diesem Kriege mit Dänemark, der im Mai 1611 ausbrach. Hier erstürmte er mit 1500 Reitern die von den Dänen unweit Calmar angelegte Feste Christianopel. — Bald darauf starb sein Vater (30. Oct. 1611), und er trat, obgleich erst 17 Jahre alt, auf Betrieb des Reichsrathes Axel Oxenstierna, eines eben so verständigen als patriotisch gesinnten Mannes, die Selbstregierung an. Was er während derselben vollführte, oder wie durch ihn Dänemark von der Unterjochung Schwedens zurückgehalten, Rußland und Polen besiegt und zur Abtretung wichtiger Länder genöthigt, und das von ihm gerettete Schweden erhoben, vergrößert, zum Gefühl und Gebrauch seiner Kräfte geführt und mit dem südlichen Europa in eine vorher nie Statt gefundene Verbindung gebracht wurde; ferner, wie er in Deutschland die glänzendsten Waffenthaten verrichtete, das stolze Oestreich demüthigte und die religiöse und bürgerliche Freiheit Deutschlands rettete, — das alles ist schon oben in der Geschichte Schwedens und des dreißigjährigen Kriegs gezeigt worden. Hier ist es genug, einige Züge aus seinem Leben aufzustellen, an denen die Größe seines Characters, oder die Eigenthümlichkeit seines Wesens erkannt werden kann.

Stark

Stark und schön, wie sein Körper, war auch sein Geist, hell und durchdringend sein Verstand, vielumfassend und ausdauernd seine Thatkraft, zart und reich sein Gemüth, voll Würde und Freundlichkeit sein Betragen. Er war gerecht und streng, aber auch mild und leutselig; er hatte Gefühl für seine königliche Würde, aber er achtetete auch die Würde und Verdienste Andrer; er sorgte für seinen und seines Reiches Vortheil, aber er erhob sich auch zu großartigen, weltbürgerlichen Ideen. Heldenmuth und Religiösität machte den Grundzug seines Characters aus. Und so war er ein vortrefflicher Staatsmann, Regent, Feldherr und Christ, überhaupt einer der größten Fürsten nicht nur seiner Zeit, sondern aller Jahrhunderte. Nur zwei Fehler werden ihm vorgeworfen, nämlich Neigung zum Zorn und zum Kriege. Aber sein Zürnen war ihm gleichsam von seinem Vater angeerbt, und er wußte es späterhin zu mäßigen, nie war es von Dauer, nie so groß, daß es die Güte seines Herzens unterdrückt hätte; und den Krieg, in welchem er Meister war, unternahm er nie aus Eitelkeit oder Eroberungssucht, sondern um seinem Vaterlande und seinem Glauben zu dienen, und mitten im Kriege verleugnete er nie seine Menschlichkeit und Religiosität. Wohl mögen Andre den Krieg geschickter oder glänzender geführt haben, menschlicher, als er, hat ihn keiner geführt. Und wie vieles that er, bei aller Liebe zum Kriege, für den innern Wohlstand seines Reiches! Gleich im Anfang

sei-

seiner Regierung, sobald er Dänemark beruhigt hatte (1613), befestigte er die Städte Calmar, Elfsburg, Jönköping, erbaute die Stadt Gothenburg, die, von seinem Vater gegründet, während des dänischen Kriegs fast ganz verheert war, von neuem, gab gute Verordnungen über das Berg- Münz- und Zollwesen, verbesserte die Gerechtigkeitspflege und knüpfte Handelsverbindungen mit Holland an. Späterhin schuf er neue Ordnungen des Adels und Reichsrathes, führte fünf Reichscollegien, nämlich der Justiz, des Kriegs, der Admiralität, der Kanzlei und der Kammer, ein, erhob Manufacturen und Fabriken, beförderte, zur Emporbringung des schwedischen Handels und zur Verbreitung des Christenthums, die Errichtung einer Handelsgesellschaft nach Ost- und Westindien (1626), legte Kirchen und Schulen an, zog Gelehrte, unter andern den berühmten Hugo Grotius, nach Schweden, unterstützte die Universität Upsala und stiftete eine neue zu Abo. — Diese väterliche Fürsorge, die er über alle Theile der Staatsverwaltung verbreitete, verbunden mit dem Glanze seiner Thaten, gewann ihm die Herzen seiner Unterthanen; ohne Murren trugen sie die Lasten, die seine Kriege über sie brachten; nie erhob sich während seiner Regierung ein Aufstand; sein Volk, wie sein Heer, war ihm mit grenzenlosem Vertrauen ergeben.

Aber auch er wußte, wo es seyn mußte, Opfer zu bringen, und gab davon schon in den ersten Jahren

ren seiner Regierung einen rührenden Beweis. Damals erglühete er mit allem Feuer eines jugendlich schönen Herzens für die reizende Gräfin Ebba Brahe, die Tochter eines schwedischen Großen. Sie liebte ihn wieder, aber bewachte ihren Ruf, wie ihren Wandel; er fand nur selten Gelegenheit sie zu sprechen und knüpfte daher einen Briefwechsel mit ihr an, von dem sich noch einige Ueberreste erhalten haben. Sein sehnlichster Wunsch war, die Geliebte zu heurathen und mit ihr seinen Thron zu theilen. Aber seit den Zeiten Königs Johann II. war festgesetzt, daß kein König von Schweden die Tochter eines Unterthanen heurathen sollte, und seine Mutter hielt über diesen Beschluß, vielleicht mehr aus Stolz als aus Liebe zu gesetzlicher Ordnung. Doch verfuhr sie mit Klugheit: sie mochte fühlen, daß Leidenschaften durch offnen Widerstand mehr entzündet als gedämpft werden. Als Gustav um ihre Einwilligung nachsuchte, stellte sie sich, als hätte sie nichts wider seine Liebe zur Gräfin Brahe; aber sie bestand darauf, daß die Vermählung der Liebenden, da beide noch sehr jung wären, auf einige Jahre verschoben würde: sie hoffte, daß bei solchem Aufschub wichtige Geschäfte den König zerstreuen und das Feuer seiner Liebe verlöschen würden. Und so geschah es! Gustav ließ sich aus Ergebenheit gegen seine Mutter und die Gesetze des Landes den Aufschub gefallen, und ward während desselben so mit Regierungsarbeiten beschäftigt und in solche Verbindungen

gezogen (wie z. B. mit der Tochter des holländischen Kaufmanns Cabeljau), daß er seiner Ebba vergaß. Die Liebenden blieben daher für immer getrennt. Ebba heurathete (1618) den Grafen De la Gardie, einen geschickten Feldherrn, der in dem russischen Kriege Schwedens Macht und Ansehn erhoben hatte; und Gustav vermählte sich am 25. Nov. 1620 mit der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore (geb. 1599), der Tochter des Kurfürsten Siegmund. Rücksichten auf den Nutzen, den die Freundschaft des Hauses Brandenburg dem schwedischen Reiche bei dessen Krieg in Polen gewähren konnte, scheinen diese Ehe eingeleitet zu haben; aber gegenseitige Werthschätzung diente zu ihrer Befestigung und Beglückung. Beide, Gustav und Marie Eleonore, lebten, bis der Tod sie trennte, in Liebe und Treue.

Vieles vereinigte sich in Gustav, ihm die Herzen Andrer zu gewinnen. Schon sein würdevolles und liebreiches Aeussere hatte eine anziehende Kraft; aber er konnte auch, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, mit jedermann freundlich umgehen, haßte Schmeicheleien, sah es gern, wenn man vertraulich mit ihm redete, wußte Talente aufzufinden und an die rechte Stelle zu setzen. Darum waren auch so viele ausgezeichnete Männer in seinen Diensten, und ein Axel Oxenstierna, den er zum Reichskanzler ernannte, sein vorzüglichster Freund und Rathgeber. Doch ließ er sich von seinen Freunden nicht blindlings leiten:

er

er wußte seine Ueberlegenheit zu behaupten und konnte, wo es nöthig war, mit Strenge verfahren. Als Beispiel hiervon kann Folgendes angeführt werden. Während seiner Feldzüge in Polen und Preußen bemerkte er, daß Zweikämpfe oder Duelle in seinem Heere einrissen, sogar unter den gemeinen Soldaten. Er verbot sie bei Todesstrafe. Nicht lange darauf baten ihn zwei angesehene Officiere, die mit einander in Streit gerathen waren, um Erlaubniß zu einem Zweikampf. Ihr Anbringen setzte ihn in Zorn; doch faßte er sich und erklärte, daß, wenn sie durchaus einander die Hälse brechen wollten, er selbst dabei zugegen seyn würde. Zur bestimmten Zeit kam er mit einigen Soldaten und einem Scharfrichter an den bestimmten Platz, ließ die Soldaten um die Kampfbegierigen einen Kreis schließen und rief letzteren zu: „Wohlan, fechtet, bis der eine bleibt!" dem Scharfrichter aber befahl er, sobald einer den andern getödtet hätte, dem Ueberlebenden den Kopf abzuhauen. Bei dieser Anordnung geriethen jene Officiere in Schrecken und Beschämung; und nach kurzem Bedenken warfen sie sich vor dem König nieder, baten um Vergebung und versprachen, auf sein Verlangen ihren Streit ruhen zu lassen und bis in den Tod Freunde zu bleiben. Von dieser Zeit an unterblieben die Zweikämpfe unter seinen Soldaten. — Späterhin, als er im Lager vor Nürnberg stand (19. Jun. — 8. Sept. 1632) erbitterten ihn die Plünderungen, Erpressungen und Gewaltthä-

tig-

tigkeiten, die, trotz seiner wiederholten Verbote, vornehmlich durch die Deutschen, die in seinem Heere dienten, eingerissen waren. Er ließ daher alle Anführer in sein Zelt rufen und vermahnte sie ernstlich gute Kriegszucht zu halten, wobei er besonders die Deutschen also anredete*): „Ihr Fürsten, ihr Grafen, ihr „Herren, ihr Edelleute, ihr seyd diejenigen, die ihr „Untreue und Frevel an eurem eigenen Vaterlande be„weiset, welches ihr selbst ruinirt, verderbt und ver„heeret! Ihr Obristen, ihr Officiere vom höchsten bis „zum niedrigsten, ihr seyd diejenigen, die ihr stehlet „und raubet, ohne Unterschied, keinen ausgenommen! „Ihr bestehlet eure Glaubensgenossen, ihr gebet mir „Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe; und Gott, „mein Schöpfer, sey mein Zeuge, daß mir das Herz „in meinem Leibe gället, wenn ich euer einen anschaue, „daß ihr der guten Gesetze und meiner Gebote solche „Frevler und Verbrecher seyd und Ursache gebet, daß „man öffentlich sagt: der König, unser Freund, thut „uns mehr Schaden als unsre Feinde. Ihr hättet, „wo ihr rechte Christen wäret, zu bedenken, was ich „an

*) Ich führe diese Rede an, wie sie Khevenhiller (Annal. Ferdinand. Th. XII. S. 158. Leipzig 1726) wahrscheinlich nach Chemnitz (schwedischen in Deutschland geführten Krieg, Stettin 1653, S. 404) mittheilt. Mittag (Leben Gustav Adolfs, Leipzig 1740, S. 195) gibt einen Auszug derselben; und Harte (Leben Gustav Ad., herausgegeben v. Böhme, Leipz. 1760. Th. II. S. 370) und Schiller (Geschichte des dreißigj. Kriegs, Th. VI, S. 433) haben sie nach ihrer Weise umgestaltet und verschönert.

„an euch bewiesen und bis anhero gethan habe, wie
„ich meinen königlichen Leib und Leben für euch und
„eure Freiheit, um eures zeitlichen und ewigen Gutes
„und Wohlfahrt willen hazardire. — Ich habe euret=
„halben meine Krone ihres Schatzes entblößet und in
„die 40 Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe
„ich von euch und eurem deutschen Reiche nicht so viel
„bekommen, daß ich mich damit nur schlecht bekleiden
„könnte; ja ich wollte eher bloß geritten seyn, als
„mich mit dem Eurigen bekleidet haben. Ich habe
„euch alles gegeben, was mir Gott in meine Hand
„gegeben hat, ich habe nicht, reverenter zu melden,
„einen Saustall behalten, den ich nicht unter euch ge=
„theilt hätte. Keiner unter euch hat mich jemals um
„etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte: denn
„mein Brauch ist es, keinem eine Bitte fehlschlagen zu
„lassen. Wo ihr mein Gebot und Ordnung in acht
„genommen, wollte ich euch die eroberten Länder alle
„ausgetheilt haben: ich bin, Gott sey Lob und Dank!
„reich genug, begehre nichts von dem eurigen; und
„wenn ihr auch also Gott vergessen und eure Ehre
„nicht bedenken oder gar euch von mir setzen wollt und
„gleich zu entlaufen gedenket, soll doch die ganze Chri=
„stenheit erfahren, daß ich mein Leben für euch, als
„ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu ver=
„richten begehrt, auf dem Platze lassen will; wollet
„ihr rebelliren, so will ich mich zuvor neben meinen
„Schweden und Finnen mit euch herumhauen, daß die
„Stücke

„Stücke von uns wegfliegen sollen. — Ich bitte euch
„durch die Barmherzigkeit Gottes, gehet in euer Herz
„und Gewissen, bedenket wie ihr haushaltet und wie
„ihr mich betrübet, so gar daß mir die Thränen in
„den Augen stehen möchten. Ihr handelt übel mit
„mir wegen eurer bösen Disciplin, nicht aber wegen
„eures Fechtens, denn darin habt ihr gehandelt, wie
„redliche und rechtschaffene Cavaliers und dafür ich
„euch viel obligirt bin. Bitte daher nochmals durch
„die Barmherzigkeit Gottes, gehet in euer Herz und
„Gewissen und bedenket, wie ihr dermaleinst eures
„Thuns halber Rechenschaft geben wollt vor Gott.
„Mir ist so wehe bei euch, daß mich verdreust, mit
„einer so verkehrten Nation umzugehen. Wohlan, neh-
„met meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen;
„mit ehesten wollen wir an unsern Feinden sehen, was
„ein ehrliches Gemüth und rechter Cavalier ist." —
Diese nachdrückliche Rede machte auf alle Anwesenden
tiefen Eindruck: sie wurden erschüttert und gelobten
Besserung. Aber Gustav ließ es dabei nicht bewenden.
Als ihm vor einem Korporalszelt einige geraubte Kühe
gezeigt wurden, ergriff er mit eigenen Händen den
Verbrecher und führte ihn zum Profoß mit den Wor-
ten: „Komm, mein Sohn, es ist besser ich strafe dich,
„als daß Gott nicht allein dich, sondern um deinetwil-
„len auch mich und uns alle mit einander strafe." —
Ueberhaupt wußte er mit seinen Soldaten trefflich um-
zugehen. Zwar forderte er vieles von ihnen, hielt sie
in

in scharfer Zucht und war hart und unerbittlich, wo Strafe nöthig war; aber wiederum lebte er unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern, sorgte, daß es ihnen nie an Sold, Kleidung und Lebensmitteln, den Verwundeten nie an Pflege fehlte, beachtete und belohnte jedes Verdienst, unterzog sich selbst jeder Mühseligkeit und Gefahr und ermunterte sie mehr durch sein Beispiel als durch seine Befehle zu großherzigen Anstrengungen. Eben darum waren sie ihm mit leidenschaftlicher Ergebenheit zugethan und folgten ihm willig, wohin er sie führte.

Verherrlichet wurde seine Heldengröße durch seine ungeheuchelte Gottesfurcht. Sein ganzes Herz war Gott zugewendet; was er that, glaubte er zur Ehre Gottes thun zu müssen; von ihm erwartete er Beistand, ihm verdankte er seine Siege. — Von den vielen Aeusserungen dieses seines religiösen Sinnes wollen wir nur einige anführen. Kaum war er auf der Insel Usedom gelandet (24. Jun. 1630), als er auf die Kniee nieder fiel und um glücklichen Fortgang seines Unternehmens flehete, „das er allein zur Ehre Gottes und zu Hilfe und Trost der bedrängten Kirche unternommen habe." Darauf ermahnte er auch seine Officiere, „von Grund ihres Herzens inbrünstig zu beten," hinzufügend: „Je mehr Betens, desto mehr Siegens; denn fleißig gebetet, ist halb gestritten und gesiegt." — Als darauf (am 26. Jul. 1630) der Herzog von Pommern vor Stettin zu ihm kam und noch zweifel-

 haft

haft war, ob er sich mit ihm verbinden sollte, erwiederte er: „Ich habe das Vertrauen, die Vorsehung wird mir beistehen und meine Absichten gelingen lassen." — Als ihn im Lager bei Werben (Jun. 1631) der Geheimerath Steinberg beim Bibellesen traf und darüber Verwunderung zeigte, sagte er: „Da suche ich mir Trost in Gottes Wort; denn ich merke, daß der Teufel keinem Menschen mehr nachstellt, als denen, die von ihrem Thun Gott allein Rechenschaft zu geben haben." — Als ihn bei Wittenberg die Theologen dieser Stadt (am 3. Sept. 1631) begrüßten, sagte er zu ihnen: „Ihr Herren, wir haben aus diesem Orte das Licht des Evangeliums zu uns in Schweden bekommen; welches nun aber bei euch will durch die Feinde verdunkelt werden: so müssen wir nun zu euch kommen, dasselbige Licht nächst Gott wiederum anzuzünden." — Als er bei der Berennung Ingolstadts (20. Apr. 1632) durch eine Kanonenkugel vom Pferde gerissen wurde, und darauf seine Räthe und Feldobersten ihn dringend baten, er möchte über sein theures Leben sorgfältiger wachen, antwortete er: „Er habe kein furchtsames Herz und sey versichert, daß ihm ohne Gottes Willen nichts begegnen könne." — Und wie er selbst für Gottesfurcht begeistert war, so suchte er auch seine Soldaten für sie zu begeistern. Er forderte sie daher zum Singen und Beten auf, ordnete bei jedem Regimente Feldprediger an, ließ besondere Gebete ausfertigen, die bei den täglichen Betstunden von jedem

Sol-

Soldaten nachgesprochen werden mußten, und hielt streng über fromme Zucht und Sitte. — Bei dem allen war er kein blinder Eifrer für seinen Glauben. Zwar wird ihm vorgeworfen, daß er das Gesuch der Reformirten, in Frankfurt am Main eine Kirche für sich zu erbauen, mit harten Worten zurückwies (1631); aber dagegen weiß man auch, daß er, als er das katholische Würzburg eingenommen hatte (5. Oct. 1631), bestimmt erklärte: „er wolle in den gottesdienstlichen Einrichtungen nichts ändern; Pabisten nud Protestanten wären beide Gottes Werk.“ Dabei gab sich seine Religiosität durch die schönsten Früchte zu erkennen: sie erhob seine große Seele über Mißtrauen und Argwohn und führte ihn zur Demuth und Menschlichkeit. Als ihm nach der Einnahme von Landshut (29. Apr. 1632) die dasigen Bürger die Stadtschlüssel knieend überreichten, sprach er zu ihnen: „Stehet auf! Gott, nicht mich müßt ihr anbeten!“ Als ihm einige Tage nachher bei seinem Einzuge in München (5. Mai 1632) einige seiner Obristen zuredeten, das Schicksal Magdeburgs an München zu rächen, oder an Baiern zu vergelten, was Baiern verschuldet hätte: so zeigte er den lebhaftesten Unwillen gegen diese Zumuthung. Er erhielt Ruhe und Ordnung in München, ließ den katholischen Gottesdienst fortbestehen und behandelte die katholische Geistlichkeit mit Merkmalen der Ehrerbietung.

Besonders schön und rührend trat sein religiöser

Sinn in den letzten Tagen seines Lebens hervor. Als er am 29. Oct. zum letzten Male von seiner Gemahlin Abschied nahm und Todesahnungen in ihm aufstiegen, rief er ihr zu: „Gott sey mit euch! Sehen „wir uns auch in dieser Welt nicht wieder, so werden „wir uns doch in einer andern Welt wieder sehen und „sprechen." — Als ihn bald darauf (am 2. Nov. 1632) bei seinem Einzuge in Naumburg, das Volk mit außerordentlichem Freudengeschrei bewillkommte und fast vergötterte, sprach er zu seinem Hofprediger Dr. Fabricius: „er sehe, daß er überall, wohin er komme, mit großem Frohlocken empfangen und in großen Ehren gehalten werde; es vergesse aber das Volk dabei des Gebets, werde sicher und traue auf Menschen mehr als auf Gottes Hilfe. Dieß sey ihm mißfällig, und er halte dieß für ein böses Anzeichen, daß Gott seiner Armee ein Unglück begegnen lassen oder ihn selbst durch einen zeitlichen Tod hinwegnehmen werde."*). — Was er ahnte, geschah. Kurz darauf erfolgte der Tag bei Lützen und mit demselben sein Tod!

Am Morgen dieses merkwürdigen Tages (6. Nov. 1632) umritt er sein Heer, ermunterte durch kräftige Anreden erst die schwedischen, dann die deutschen Regimenter zur Tapferkeit im bevorstehenden Kampfe und gab ihnen zum Losungsworte: „Gott mit uns!" Ein dich-

*) Einstimmig melden dieß Chemnitz, S. 477, Puffendorf, S. 114 und Khevenhiller Th. XII, S. 196.

dichter Nebel hinderte ihn die Schlacht so früh, als er wünschte, anzufangen. Inzwischen ließ er unter Begleitung der Feldmusik erst den 46. Psalm: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke ꝛc.," dann den 67 Psalm: „Gott sey uns gnädig und segne uns ꝛc.", endlich ein von ihm selbst verfertigtes Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obschon die Feinde willens seyn, dich gänzlich zu zerstören ꝛc.," von seinem Heere absingen. Erst gegen 11 Uhr verzog sich der Nebel. Da rief er mit lauter Stimme: „Nun wollen wir dran! Das „walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu hilf mir „heut' streiten zu deines heiligen Namens Ehr!" Mit heißer Kampfbegier stürzten die Schweden dem kaiserlichen Heere zu; aber viele Mühe kostete das Ueberschreiten der Gräben, die längs der Landstraße zwischen beiden Heeren sich hinzogen und von Wallenstein mit Scharfschützen besetzt waren. Zwar brachte der König mit dem rechten Flügel, den er selbst anführte, die ihm gegenüber stehenden Feinde bald in Unordnung; allein sein Mittelpunkt und linker Flügel wurden zurückgetrieben und bedrängt, und als er zur Hilfe herbeikam, verursachten jene Gräben neue Hinderungen. Da rief er in Unwillen aus: „Wenn ihr nach Passi„rung so vieler Flüsse, nach Ersteigung so vieler „Mauern und nach Bestürmung so vieler Festungen „nicht das Herz habt, euch zu wehren: so haltet wenigstens Stand und sehet mich sterben!" Sie antworteten: „Gern wollten sie siegen oder sterben, nur möchte

möchte er sein theures Leben schonen." Doch ihn riß seine Kampfbegier oder sein Schicksal fort. An der Spitze des Regiments Stenbock eilte er auf die kaiserlichen Cürassiers los, die jenseit der Gräben standen; aber sein Regiment konnte ihm nicht schnell genug folgen; nur wenige blieben um ihn. Da erhielt er (es war Mittags gegen 1 Uhr) einen Schuß, der ihm den linken Arm zerschmetterte. Die um ihn waren, schrieen: „Der König ist verwundet!" Er aber, den Eindruck dieses Geschreies fürchtend, rief: „Es ist nichts! Folgt mir! Feuert!" Doch überwältigt von Schmerz und Kraftlosigkeit, sagte er in französischer Sprache zum Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der ihm zur Seite ritt: „Mein Vetter, ich habe genug; sucht mich von hier wegzubringen." Aber bald darauf erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken, der ihn durchdrang. Da sank er mit dem Ausruf: „Mein Gott, mein Gott!" vom Pferde und gab seinen Geist auf. Sogleich erhob sich um seinen Leichnam ein heißer Kampf, bis es endlich der wuthvollen Erbitterung der Schweden gelang, ihn den Feinden zu entreißen.

Man hat gefragt, wie und von wem Gustav den tödtlichen Schuß empfing? Aber diese Frage gehört zu denen, die leichter aufgeworfen als beantwortet werden können. Nach Wallensteins Bericht an Kaiser Ferdinand II.*) war es ein kaiserlicher Musketi-

*) Khevenhiller Th. XII, S. 157.

ketirer, der, von seinem Corporal aufmerksam gemacht, ihn verwundete, und ein kaiserlicher Officier, Namens Falkenberg, der ihn tödtete. Dagegen behaupten Andre, er sey durch Meuchelmord gefallen, entweder auf Oestreichs oder auf Frankreichs (d. i. Richelieus) Anstiften. Der schwerste Verdacht haftet in dieser Hinsicht auf den schon erwähnten Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg. Dieser war, heißt es, von früher Jugend an gegen Gustav erbittert, weil er von demselben einst am schwedischen Hofe einer Unanständigkeit wegen eine Ohrfeige bekommen hatte; dieser betrug sich, heißt es ferner, während des dreißigjährigen Krieges sehr zweideutig: erst war er in östreichischen, seit den Vorgängen bei Nürnberg (Jul. 1630) in schwedischen, gleich nach der lützner Schlacht in kursächsischen Diensten, dann ein Anhänger der Plane Wallensteins, endlich wieder, nachdem er den lutherischen Glauben abgeschworen hatte, in östreichischen Diensten; dieser stand, fährt man weiter fort, selbst während der lützner Schlacht mit Wallenstein in gutem Vernehmen, meldete ihm Gustavs Tod, trug eine grüne Binde, das Abzeichen der Oestreicher, das ihn, wie er selbst sagte, vor feindlichen Kugeln schützte, und war in dem Augenblick, da Gustav verwundet und getödtet wurde, zunächst, vielleicht ganz allein um ihn. — Doch wie groß auch der Verdacht ist, der den Herzog Franz Albert trifft, erwiesen ist er nicht. Der Herzog selbst hat sich über denselben bitterlich und im Tone gekränk-

kränkter Unschuld beklagt, und, was am wichtigsten ist, Oxenstierna, der ihm nie gewogen war und im Lager vor Nürnberg seinen König vor ihm warnte, erwähnt in seinem Berichte an den schwedischen Reichsrath nichts von einer solchen Frevelthat des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, nichts von einer gegen ihn erhobenen Beschuldigung, überhaupt nichts von einer meuchelmörderischen Ermordung des Königs, sondern schildert den Tod desselben als ein unglückliches Geschick. Und warum will man die Wehmuth über Gustavs frühen Tod durch den Zusatz einer Abscheulichkeit erhöhen? Ist es nicht gewiß, daß seine Kampfsbegier ihn mitten unter den Kugelregen der Feinde riß? und ist es also nicht wahrscheinlich, daß dasselbe Geschick, das oft die drohendsten Gefahren von ihm abgelenkt hatte, sich endlich gegen ihn wendete und ihn da nicht verschonte, wo tausend Andre fielen? — Und wie leicht konnte endlich bloß wegen der Wichtigkeit, die Gustavs Leben und Tod hatte, die Meinung rege werden, sein Hinscheiden sey einem Verbrechen zuzuschreiben? — Ueberhaupt lassen sich die nähern Umstände von Gustavs Tode, wie oft und sorgfältig sie auch untersucht worden sind, nicht mit Bestimmtheit angeben; denn er starb im Getümmel der Schlacht, weggerissen von dem Haufen der Seinigen, umhüllt von dem Dunkel eines nebelvollen Tages. Selbst das, was wir oben nach Vergleichung der verschiedenen Angaben verschiedener Schriftsteller erzählt haben, mag bloß als Wahrscheinlichkeit gelten. Nur so viel

ist

ist ausgemacht gewiß, daß er bei Lützen starb, nachdem er erst durch den linken Arm, dann durch den Leib geschossen war*).

Auch über die Absichten, die Gustav in den letzten Zeiten seines Kriegs in Deutschland hegte, ist man verschiedener Meinung. Als er nach Deutschland kam, war es wohl, wie er so oft und unter den feierlichsten Betheuerungen versicherte, seine Hauptabsicht, den protestantischen Glauben und mit ihm die deutsche Freiheit gegen Oestreichs drohende Uebermacht zu schützen und zu sichern, ohne doch dabei dem billigen Wunsch zu entsagen, sich in Deutschland für den Aufwand zu entschädigen, den der Krieg daselbst ihm kosten würde. Aber als das Glück ihn staunenswürdig begünstigte, als er im raschen Fortschreiten Eroberungen auf Eroberungen häufte und die wichtigsten Städte und Länder Deutschlands in seinen Händen hatte, scheinen ganz andere Wünsche in ihm emporgekommen zu seyn. Nun strebte er wohl nach einer Oberhoheit über Deutschland; wenigstens nahm er (z. B. in Augsburg) Huldigungen an, nicht als Schutzherr, sondern als Oberherr, vertheilte deutsche Länder als schwedische Lehen, behielt das Hochstift Würzburg für sich, und war nicht

*) Die königliche Leiche wurde zuerst nach Weißenfels gebracht und daselbst einbalsamirt, dann nach Wittenberg, wo zwo Leichenreden gehalten wurden. Von da kam sie am 15. Jun. 1633 nach Wolgast und am 22. Jun. nach Stockholm, wo sie in der königlichen Gruft beigesetzt wurde.

nicht geneigt die eroberte Pfalz ungeschmälert an Friedrich V. zurückzugeben. Ja man behauptet sogar, was sich jedoch nicht beweisen läßt, daß er die Kaiserwürde an sich bringen wollte. Wahrscheinlich ist es also, daß auch er bei aller Größe seines Geistes den Versuchungen eines beständigen Glückes ausgesetzt war, und bei seinem Gefühl für seine Königswürde und bei seiner Liebe zu seinem Reiche und Volke damit umging, die Macht und Herrschaft der Krone Schwedens auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Eben deshalb kann man wohl mit Schiller behaupten, daß er die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn vollendet hatte, daß sein schneller Abschied von der Welt dem deutschen Reiche die Freiheit sicherte, und daß das Glück ihn mit der seltenen Gunst begnadigte, in der Fülle seines Ruhmes und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben.

---

## XIII.

## Wallensteins Tod.

Wie eine furchtbar große Erscheinung, gleichsam mit einem geheimnißvollen Dunkel umzogen und von der Dichtkunst verherrlicht, tritt Wallenstein in der Geschichte auf. Nicht strahlt er als Mensch durch sittliche Größe hervor; vielmehr war er den wilden Leidenschaften der Ehrsucht, Habsucht und Rachsucht hingegeben: Liebe

zum

zum Recht, so wie Menschenfreundlichkeit und Schonung waren seinem finstern Gemüthe fremd, und selbst die Freigebigkeit und Gerechtigkeit, die er übte, verlor ihr Ehrenwerthes, weil beide nicht von Edelmuth, sondern von Eigensinn und Eigennutz ausgingen, und jene oft an Verschwendung, diese oft an Grausamkeit grenzte. Auch als Feldherr strahlt er nicht durch neue Erfindungen und entscheidende Siege hervor: in Stellung und Gebrauch der verschiedenen Waffengattungen folgte er der spanischen Weise, wie sie von den Niederlanden her in Deutschland bekannt war; die Geschicklichkeit Heere anzuwerben und zu unterhalten, in der er hervorragte, hat er nur weiter gebracht, aber nicht erfunden; und wie viele Schlachten er auch siegend beendigt, wie hoch er auch über die östreichischen Feldherren seiner Zeit sich erhoben, und wie wirksam er auch der Sache Oestreichs aufgeholfen hat: so hat er doch nie so entscheidende Siege errungen, wie seine Zeitgenossen Maximilian, Tilly und Gustav Adolf; letztern, seinen großen Gegner, konnte er nur aufhalten, nicht besiegen, noch weniger unterdrücken. Dagegen strahlt er durch seine Persönlichkeit hervor, durch den Aufschwung seines hochfahrenden Geistes über das Alltägliche, durch die Gewalt, die er über Andre behauptete, durch den Ausdruck des Herrn und Gebieters, der über sein ganzes Wesen sich ergoß. Er war wie zum Herrscher geboren! Sein Aeusseres erregte Schrecken und Ehrfurcht; sein Wille forderte Unterwerfung auch in Kleinigkeiten,

und

und der königliche Glanz und Aufwand, den er troß seiner Mäßigkeit liebte, verbreitete um ihn königliches Ansehn. Dabei äusserte er im Unglück, wie im Glück, etwas Seltenes und Großartiges, und wußte durch Kriegsgeschicklichkeit und Reichthum, durch Belohnungen und Bestrafungen, durch Vertraulichkeit und Verstecktheit, durch Reden und Schweigen eine so hohe Meinung von sich zu erregen, daß Tausende sich zu ihm drängten, und ihm die Ehre blieb, auch wenn der Sieg von ihm wich, und das Glück ihn verließ. — Bewundernswerth möchte es seyn, daß er zu einer Zeit, wo Religionshaß alles bewegte, Religionsduldung hegte; doch diese Duldsamkeit scheint weniger einer veredelten Religiosität als dem Mangel derselben angehört zu haben. Denn mehr als Religion, ja mehr als die Sterne, von denen er sich leiten ließ, galt ihm sein Ich. Befriedigung seiner selbstsüchtigen Wünsche war die Quelle und das Ziel seiner Entwürfe und Thaten.

Nicht das Leben dieses merkwürdigen Mannes mögen wir hier ausführlich beschreiben; nur bei seinem Tode wollen wir verweilen, um zur Beantwortung der Frage hinzuleiten, was in Schillers berühmten Trauerspiele der Dichtung und was der historischen Wahrheit zugehört. Aber nöthig scheint es, zur Vervollständigung dieser Schilderung einen kurzen Abriß von Wallensteins früherm Leben vorauszuschicken.

Albrecht von Wallenstein oder, wie er eigentlich hieß, Albrecht Wenzel Eusebius von

Wald=

Waldstein, geboren zu Prag am 14. Sept. 1583, war aus einer alten böhmischen Familie entsprossen. Seine Eltern ließen ihn in der protestantischen Glaubenslehre, zu der sie sich bekannten, auferziehen und erst auf der Schule zu Goldberg in Schlesien, dann (1599) auf der Universität zu Altdorf bei Nürnberg unterrichten. Aber der wildausgelassene und starrsinnige Jüngling zeigte weder Lust noch Geschick zum Studiren. Sein Vater brachte ihn daher (1600) als Edelknaben zu dem Markgrafen von Burgau, Karl, nach Innsbruck. Dort ereignete es sich (1604), daß er, eingeschlummert auf einem Geländer des Bogenganges im Schlosse zu Ambraß (nahe bei Innsbruck) zwei Stock hoch hinabstürzte und völlig unbeschädigt blieb. Dieses wundersame Ereigniß brachte wichtige Veränderungen in ihm hervor! Von nun hielt er sich für einen besondern Schützling des Glückes und zu großen Thaten bestimmt, trat zur katholischen Kirche über und fing an seine Talente zu bilden. Seit dem Jahre 1606 durchreisete er Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien. Am längsten verweilte er zu Padua, wo er sich mit den Wissenschaften, am meisten mit Staatskunst, Mathematik und Sterndeuterei beschäftigte. Von Reisen zurückgekehrt, wohnte er einem Feldzuge in Ungern gegen die Türken bei, heurathete dann (1610) eine zwar bejahrte, aber reiche und vornehme Witwe und wurde, als sie nach vier Jahren starb (1614), Erbe ihrer ganzen Verlassen-

schaft

schaft und dadurch Herr eines sehr großen Vermögens. Aber Geld liebte er nur als Mittel zur Befriedigung seiner Ehrsucht, und verwendete es daher vornehmlich zur Erbauung Aufsehn erregender Paläste und zur Werbung und Unterhaltung von Truppen. So führte er im Jahr 1617 dem Erzherzog Ferdinand, nachmaligem Kaiser Ferdinand II., als dieser im Friaul Krieg mit den Venetianern führte, zweihundert Reiter, die er auf seine Kosten angeworben hatte und besoldete, zum Entsatz von Gradiska zu, und that sich dabei durch Wachsamkeit, Herzhaftigkeit und Freigebigkeit hervor, weshalb ihm Ferdinand nach geendigtem Kriege die Stelle eines Obersten bei der mährischen Miliz und den Titel eines Grafen und Kammerherrn verschaffte. Um sich in der Gunst desselben und bei Hofe in Ansehn zu erhalten, heurathete er (1618) die Tochter des Grafen Karl von Harrach, des vorzüglichsten Lieblings Ferdinands, Isabelle Katharine, eine Frau von großer Schönheit, Gottesfurcht und Sanftmuth. Sie gebar ihm eine Tochter Maria Elisabeth, welche nachmals mit dem Grafen Rudolf von Kaunitz sich vermählte.

Als die böhmischen Unruhen zum Ausbruch gekommen waren (1618), blieb Wallenstein nach richtiger Berechnung seines Vortheils und der Macht Ferdinands II. auf dessen Seite, und suchte auch Mähren von der Verbindung mit den aufrührerischen Böhmen abzuhalten. Aber dieß war vergeblich! Er sahe sich viel-

vielmehr genöthigt, Mähren zu verlassen und nach Wien zu flüchten; doch brachte er die öffentlichen Gelder, deren er sich bemächtigt hatte, auf 96000 Rthlr., mit sich. Mit ..nem Theile dieser Gelder warb er tausend Reiter an, die er dem General Boucquoi zuführte. In Verbindung mit diesem verrichtete er viele tapfre Thaten. Er nahm an dem Sieg bei Budweis über den Grafen von Mansfeld (9. Jun. 1619), an der Sicherung der Rückkehr Ferdinands II. von Frankfurt nach Wien (im Oct. 1619) und an der Entthronung Friedrichs von der Pfalz (8. Nov. 1620) mitwirkenden Antheil, brachte dann Mähren wieder zum Gehorsam und schützte es gegen die Angriffe des Bethlen Gabor. Doch trafen ihn auch harte Vorwürfe. Der Fürst Karl von Lichtenstein, nach der Schlacht am Weißen-Berge zum Statthalter Böhmens ernannt, beschuldigte ihn, seiner Pflicht als Beschützer Mährens nicht Gnüge geleistet zu haben. Aber Wallenstein ging selbst nach Wien, und wußte durch das Geld, das er mit sich brachte, nicht nur diese Beschuldigung niederzuschlagen, sondern auch Lobredner zu gewinnen, so daß ihm der Kaiser zur Belohnung früherer Dienste die böhmische Herrschaft Friedland überließ (1622) und im folgenden Jahre (1623) zum Fürsten von Friedland ihn ernannte.

Bei dem Fortgange des dreißigjährigen Krieges suchte er ein besonderes Commando zu erhalten. Doch gelang ihm dieß erst im Jahre 1625, als er sich erbot,

bot, ein Heer von 50,000 Mann ohne Unkosten des Hauses Oestreich ins Feld zu stellen. In kurzer Zeit hatte er, was unglaublich schien, 25000 Mann zusammen, die er bald ansehnlich vermehrte, und er trat nun mit dem Titel Herzog von Friedland, als kaiserlicher General in Deutschland auf. — Was er als solcher verrichtete, oder wie er erst den Grafen von Mansfeld bei Dessau schlug (25. Apr. 1626) und bis Ungern verfolgte, dann den Kurfürsten von Brandenburg erschreckte (1627) und den König von Dänemark bedrängte und zum Frieden nöthigte (12. Mai 1629), Mecklenburg eroberte und vom Kaiser erhielt (1628); wie er eine Seemacht an der Ostsee gründen und dazu Stralsund erobern wollte; und wie er dabei eine größere Gewalt sich anmaßte, als vorher ein kaiserlicher General gehabt hatte, eigenmächtig alles anordnete und leitete, durch stolzen Uebermuth, rohe Gewaltthätigkeiten und unsägliche Bedrückungen den Haß der deutschen Fürsten und die Verwünschungen ihrer Unterthanen auf sich ladete und zu Regensburg seiner Feldherrnwürde entsetzt wurde (im Nov. 1630), dann aber, als Tilly bei Leipzig geschlagen und Gustav Adolf in's südliche Deutschland vorgedrungen war, wiederum vom Kaiser aufgesucht und zum Generalissimus des ganzen östreichischen Hauses ernannt wurde (Apr. 1632), und nun Böhmen wieder eroberte und mit Gustav Adolf kämpfte, — das alles ist schon oben in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges erzählt worden. Hier, wo

sein

sein gewaltsames Ende geschildert werden soll, haben wir nur zu zeigen, wie dasselbe herbeigeführt und bewerkstelliget wurde.

Schon die Art, wie Wallenstein das Commando zum zweiten Male übernommen, die Demüthigungen, zu denen er dabei den Kaiser genöthigt, und die Verwilligungen, die er dabei ihm abgedrungen hatte, hatten den wiener Hof gegen ihn entrüstet: er stand höher da als jeder andre, und bei der Armee noch höher als der Kaiser. Vermehrt hatte er diese Entrüstung durch die Nichterfüllung der Hoffnungen, die man zu seiner Kriegsgeschicklichkeit gehegt hatte, durch den Eigensinn, mit dem er die übernommene Gewalt handhabte, und durch das Zweideutige, das sich in seinem Betragen zeigte. Den großen Schwedenkönig, den er, wie er früherhin geäussert hatte, mit Ruthen aus Deutschland heraustreiben wollte, hatte er nicht unterdrücken können: auch nach dem Tode desselben herrschten die Schweden in Deutschland; er aber war vor ihnen nach Böhmen geflüchtet, wo er, gleichsam um die Schuld der erlittenen Niederlage von sich auf Andre zu wälzen, diejenigen seiner Officiere und Soldaten, die sich bei Lützen pflichtscheu bewiesen hatten, hinrichten ließ (14. Febr. 1633), und andrerseits die, die er für sich gewinnen wollte, wie Piccolomini und Holk, königlich belohnte. Darauf zog er (im Mai 1633), statt die Hauptmacht der Schweden in Deutschland zu be-

bekämpfen, nach Schlesien gegen die schwächeren Heere der Schweden und Sachsen, und knüpfte dort, statt sie zu schlagen, versteckte Unterhandlungen mit ihnen an, die sich wohl dahin deuten ließen, als wolle er die Sachsen von den Schweden trennen und einen allgemeinen Frieden herstellen, aber auch gegen den Kaiser und dessen Erblande gerichtet seyn konnten. Noch höher stieg der Verdacht gegen ihn, als er das Haupt der böhmischen Unruhestifter, den alten Grafen Matthias von Thurn, den er bei Steinau gefangen hatte (11. Oct. 1633), in Freiheit setzte, dann die Schweden ungehindert in Baiern einbrechen, Regensburg erobern und bis an die Westgrenze Oestreichs vordringen ließ. Jetzt hielt ihn der wiener Hof der Verrätherei schuldig, und seine Feinde, deren er viele hatte (besonders war der spanische Gesandte Ognate gegen ihn), fingen an den Kaiser zu seinem Untergange aufzufordern. Doch lange dauerte es *), ehe sich Ferdinand II. von Wallensteins Schuld überzeugen konnte, oder etwas gegen ihn verfügen wollte. Erst da der Graf Maximilian von Trautmannsdorf nach einer Reise in Wallensteins Lager als Kläger gegen ihn aufgetreten war, wurde sein Sturz beschlossen. Aber geradezu, gegen ihn zu verfahren, schien bei der

Macht,

*) So erzählt Khevenhiller, Annales Ferdinandei, Th. XII, S. 1132 f.

Macht, die er in den Händen hatte, eben so unthunlich als gefährlich. Man suchte daher auf dem Schleichwege der Arglist ihm beizukommen, oder seine Macht zu schwächen und ihm gleichsam Handlungen abzunöthigen, die jedes Verfahren gegen ihn rechtfertigen konnten. Befohlen wurde ihm, was dem mit ihm errichteten Vertrage entgegen war, das erschöpfte Böhmen zu räumen, seine Armee wider die Schweden gen Passau und Regensburg zu führen und 6000 Reiter dem Cardinalinfanten auf dessen Zuge aus Italien nach den Niederlanden zuzusenden. Alle Vorstellungen, die er gegen diese Befehle machte, blieben unbeantwortet, oder wurden mit Kaltsinn zurückgewiesen. Bei diesem Verfahren wallte Stolz und Rachsucht in ihm auf. Nicht der eignen Verschuldung gedenkend, redete er nur von dem Unrecht des wiener Hofes, der wichtige Dienste mit Undank lohne und, von ihm gerettet, auf seinen Untergang sinne. Eine zweite Absetzung schien ihm nahe. Um ihr zuvorzukommen, faßte er, wie es heißt, ausschweifende Plane: er wollte Böhmen an sich bringen, den Kaiser und das ganze Haus Oestreich darniederstürzen und die Länder desselben nach Willkür vertheilen. Ob dieß wirklich seine Absicht war, ist ungewiß; gewiß aber ist, daß er jetzt in engere Verbindung mit Schweden und Sachsen, ja auch in Verkehr mit Frankreich trat, und daß er die Armee, die er über ganz Böhmen verbreitete, gegen den Kaiser

 zu

zu verhetzen und mit festen Banden an sich zu locken suchte.

Durch ihre Obersten glaubte er sich ihrer versichern zu können. Er berief daher, nachdem er schon einzelne derselben, auf seine Seite gebracht hatte, sämmtliche Obersten in sein Standlager zu Pilsen. Zwei und vierzig derselben erschienen, unter ihnen auch Graf Piccolomini, auf welchen er, im Vertraun auf die Sterndeuterei, blindgläubig baute. Am 11. Jan. 1634 ließ er ihnen durch den Feldmarschall Illo erst die Forderungen des Kaisers, daß die Armee mitten im Winter Böhmen räumen, Regensburg entsetzen und den Cardinalinfanten nach den Niederlanden geleiten sollte, vorlegen; dann, als sie ihre Unzufriedenheit mit diesen Forderungen ausgesprochen hatten, eröffnen, daß er beschlossen habe, den Feldherrnstab niederzulegen, da er mit Undank behandelt werde und nicht im Stande sey, ihre Aufopferungen und Dienste würdig zu belohnen. Diese Mittheilungen erregten eine stürmische Bewegung unter den Anwesenden. Sie riefen, man dürfe nicht zugeben, daß der Herzog abdanke, und ließen ihn durch Abgeordnete bitten, bei ihnen auszuharren. Er stellte sich, als wolle er bei seinem Entschlusse beharren. Erst einer zweiten Gesandtschaft versprach er, das Commando zu behalten, doch sollten auch sie ihm treu bleiben und an Eidesstatt ihm zusagen, sich nicht von ihm zu trennen. Jetzt legte Illo den Obersten eine

(von

(von Wallensteins Geheimschreiber Neumann verfaßte) schriftliche Erklärung vor, des Inhalts, daß, da Wallenstein bei ihnen bleiben wolle, sie sich verbindlich machten, ehrbar und getreu an ihn zu halten und alles, was zu seiner und der Armee Erhaltung gereiche, nach Möglichkeit zu befördern, — mit der Clausel, „so lange Wallenstein in kaiserlicher Majestät Diensten verbleiben und sie zur Beförderung derselben gebrauchen werde.“ Diese Erklärung ward gebilligt, und die Unterschrift beschlossen. Hierauf behielt Illo die Obersten zu einem Gastmahle bei sich, und legte ihnen nach Beendigung desselben eine andre Abschrift obiger Erklärung, in welcher die Clausel fehlte, zum Unterschreiben vor. Er hatte gemeint, das Unterschreiben werde ohne nochmaliges Lesen oder Prüfen erfolgen; aber er irrte sich!. Der Betrug wurde bemerkt, und viele der Obersten, obgleich vom Wein erhitzt, schlugen das Unterschreiben ab, und konnten nur durch Illo's und Terzky's Schimpfen und Drohen zu selbigem vermocht werden.

Jetzt merkte Wallenstein, daß er der Armee nicht so mächtig sey, als er sich einbildete, und betroffen hierüber suchte er durch seine Persönlichkeit auf sie zu wirken. Er ließ daher am folgenden Morgen (12. Jan. 1634) sämmtliche Obersten vor sich kommen und versicherte, nach wiederholten Klagen über den Undank des wiener Hofes, daß er, da er vernommen, welche Schwie-

Schwierigkeiten und bedenkliche Aeusserungen bei Unterzeichnung dessen, was er zu seiner Sicherheit begehrt, erhoben worden wären, bei seinem ersten Entschlusse verbleiben und sich zur Ruhe begeben wolle. Diese Rede rührte die Obersten. Sie gingen, als sie sich im Vorzimmer zu neuen Berathschlagungen vereinigt hatten, abermals zum Herzog, baten ihn, das, was gestern im Rausche geschehen, nicht in Ungnade aufzunehmen, verpflichteten sich zu neuer Unterschrift und beschworen ihn, das Commando nicht niederzulegen, wogegen sie ihm Anhänglichkeit bis in den Tod zusicherten. Er stellte sich nach einiger Weigerung abermals nachgibig, und jene Erklärung ohne Clausel ward von den anwesenden zwei und vierzig Obersten unterzeichnet.

Doch nicht völlig war Wallenstein zufrieden gestellt: einige der vornehmsten Generale, wie Gallas, Altringer und Colorebo hatten sich nicht nach Pilsen verfügt und für ihn erklärt. Gern hörte und beförderte er daher das Anerbieten des Grafen Piccolomini, den Altringer herbeizuschaffen. Aber Piccolomini ward an ihm zum Verräther. So wie er schon früher dem wiener Hofe Wallensteins Entwürfe und Unternehmungen heimlich gemeldet hatte, so beredete er jetzt den Grafen Altringer, nach Wien zu eilen und dort das zu Pilsen Vorgegangene zu melden, während er selbst in Oberöstreich, kraft des Comman-

mando, das ihm Wallenstein übertragen hatte, ein Heer für den Kaiser sammelte.

Altringer kam nach Wien und schilderte die Größe und Nähe der dunkel geahneten Gefahr. Sogleich ward Rath gehalten und, nach Eingeben des spanischen Gesandten Ognate, eine Bekanntmachung an die Armee ausgestellt (24. Jan.), in welcher die Absetzung Wallensteins angezeigt und die Armee an den Grafen Gallas verwiesen und mit schmeichelnden Verheißungen begütiget wurde; worauf am 8. Febr. ein Befehl erfolgte, kraft dessen Wallenstein für einen Rebellen erklärt und Gallas aufgefordert wurde, sich seiner und seiner wichtigsten Anhänger zu bemächtigen. — Mit List suchte Gallas diesen Befehlen nachzukommen. Er begab sich nach Pilsen, um den Stand der Sachen zu erforschen und, wen er könnte, für den Kaiser zu gewinnen, entschlüpfte wieder unter dem Vorwande, den Grafen Altringer herbeizubringen, wußte dann in der Stille da und dort Befehlshaber und Gemeine und die Städte Budweis und Tabor, ja auch Prag auf die Seite des Kaisers zu ziehen und machte nun erst die kaiserlichen Befehle öffentlich bekannt.

Einige Wochen verstrichen, ehe Wallenstein die Falle erkannte, die ihm gestellt ward: sein Glaube an die Gestirne, mit dem ihn der zweideutige Seni, der früher in kaiserlichen Diensten stand, umgarnte, und an die Treue seiner Soldaten, die doch, wie sich bei

bei seinem Tode zeigte, nur Furcht und Hoffnung an ihn kettete, verblendete ihn. Erst das Ausbleiben des Gallas und Piccolomini, dann das Entweichen mehrerer andern Officiere und das Anhalten seiner Boten machte ihn besorgt. Er befahl daher, daß niemand im Heere von andern, als von ihm oder Illo und Terzky, Befehle annehmen sollte, trat mit den Schweden und Sachsen in regern Verkehr, suchte die, die um ihn waren, durch Vorspiegelungen und Verheißungen noch fester an sich zu ketten und sendete den Grafen Terzky mit Truppen ab, Prag zu besetzen. Aber vergebens! Terzky kam mit der Nachricht, die er unterwegs erhalten hatte, daß Prag dem Kaiser zugewendet und Wallenstein für einen Rebellen erklärt worden sey, nach Pilsen zurück. Nun erst fühlte Wallenstein, daß er nicht länger daselbst verbleiben dürfe. Er begab sich daher am 22. Febr. in Begleitung seiner Freunde Illo, Terzky, Kinsky und Neumann und der Generale Buttler und Lesley, und umgeben von einer großen Reiterschaar nach der Grenzfestung Eger, wo er eine lenksame Besatzung, einen treuergebenen Commandanten, nahe Verbindung mit den Schweden und durch alles dieß Sicherung und Ausführung seiner Plane zu finden hoffte. Aber ganz anderes, als er erwartet hatte, erfolgte.

Kaum war er in Eger angelangt (am 24. Febr. 1634, Abends nach 4 Uhr), so eröffneten Lesley

und

und Buttler dem Commandanten Gordon die Befehle des Kaisers, die durch Gallas an Buttler gelangt waren, und Gordon, obschon dem Herzog, der ihn vom Gemeinen zur Obersten erhoben hatte, zum Danke verpflichtet, ließ sich leicht gegen ihn einnehmen. Darauf berathschlagten sich diese drei, wie sie den kaiserlichen Befehlen nachkommen könnten, und Wallensteins unvorsichtige Aeußerungen gegen Lesley, daß nun seine Vereinigung mit den Schweden erfolgen und seine Plane gegen den Kaiser losbrechen sollten, trieb sie zur Eile, und das Dringende der Gefahr und das Unsichere einer Gefangennehmung zu dem Entschluß, den Herzog sammt seinen Vertrautesten zu ermorden. Noch am Abend des Tages, an welchem er gefaßt war (25. Febr. 1634), wurde dieser Entschluß auf folgende Art ausgeführt.

Gordon veranstaltete ein Abendessen auf der Burg, zu welchem Wallensteins vertrauteste Freunde, die Generale Illo, Terzky und Kinsky und der Rittmeister Neumann eingeladen wurden. Ehe sie erschienen, wurde der Oberwachtmeister Geraldino nebst sechs buttlerischen Dragonern in ein Nebenzimmer geführt, und in ein anderes der Hauptmann Deverour, und so das Tafelzimmer von allen Seiten besetzt. Fröhlich begann dann das Mahl, und ohne Rückhalt sprachen die Geladenen ihre Erbitterung gegen den Kaiser und dessen Minister und ihre Hoffnung

auf Wallenstein und die Schweden aus. Doch beim Auftragen des Nachtisches gab Lesley das Zeichen zum Aufziehen der Schloßbrücken, nahm alle Thorschlüssel zu sich und ließ dem Geraldino sagen, daß nun keine Zeit zu verlieren sey. Da traten von der einen Seite Geraldino und seine sechs Dragoner in das Tafelzimmer, schreiend: „Es lebe das Haus Oestreich!" und von der andern Seite Deveroux gleichfalls mit Dragonern und mit dem Rufe: Wer ist gut kaiserlich? Zugleich sprangen Buttler, Gordon und Lesley auf, schrien: Vivat Ferdinandus! und warfen die Tafel um. Kinsky ward im ersten Augenblicke, noch sitzend, niedergestoßen; dann Illo, als er nach seinem Degen, der an der Wand hing, langte; Terzky nach langer und hartnäckiger Gegenwehr. Neumann entfloh, hart verwundet, bis unten an die Treppe, wo er von den dort stehenden Soldaten den Todesstoß empfing. Nach dieser blutigen Verletzung des Gastrechts eilte Lesley in die Stadt, um die Soldaten von dem Vorgegangenen zu benachrichtigen und zur Treue gegen den Kaiser zu ermuntern. Dieß gelang ihm, und bald konnte er zu Buttler und Gordon in das Schloß zurückkehren, wo nochmals über Wallensteins Tod oder Gefangennehmung berathschlagt und dessen Ermordung nochmals beschlossen wurde. Ohne Zögern begab sich nun Buttler mit dem Hauptmann Deveroux nach Wallensteins Wohnung auf dem

Markte

Markte im Hause des Bürgermeisters Pachhäbel. Unten am Thore blieb er stehen; Deveroux aber drang mit sechs Hellebardierern in das Haus und gerade auf Wallensteins Schlafzimmer. Die Wache ließ ihn, weil öfters Bericht abgestattet werden mußte, die Treppe hinauf; ein Kammerdiener, der Lärm machen wollte, wurde sogleich niedergestoßen; ein andrer entfloh.

Kurz vorher hatte Wallenstein mit seinem Astrologen Seni, wie dieser nachher erzählte, über seine Lage die Sterne befragt und in Hoffnung auf die nahe Verbindung mit den Schweden behauptet, die Gefahr sey für ihn vorüber. Seni hatte dieß verneint, dann sich verabschiedet, und Wallenstein sich zu Bette begeben. Aber wahrscheinlich erschreckt durch das Getöse, das zu ihm drang, war er aufgesprungen und im bloßen Hemde ans Fenster geeilt, vielleicht um zu hören, was es gebe, oder um die Wache zu rufen. So fand ihn Deveroux, der in diesem Augenblicke die zwiefach verriegelte Thüre aufsprengte, mit seinen Genossen eindrang und ihm entgegenschrie: „Bist „du der Schelm, der das kaiserliche Volk zu dem „Feinde überführen und Ihrer kaiserlichen Majestät die „Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt du ster„ben!" Hier hielt er einige Augenblicke an, vielleicht um eine Antwort abzuwarten, vielleicht auch um Muth zur Ermordung seines Oberfeldherrn zu schöpfen. Dann

 noch

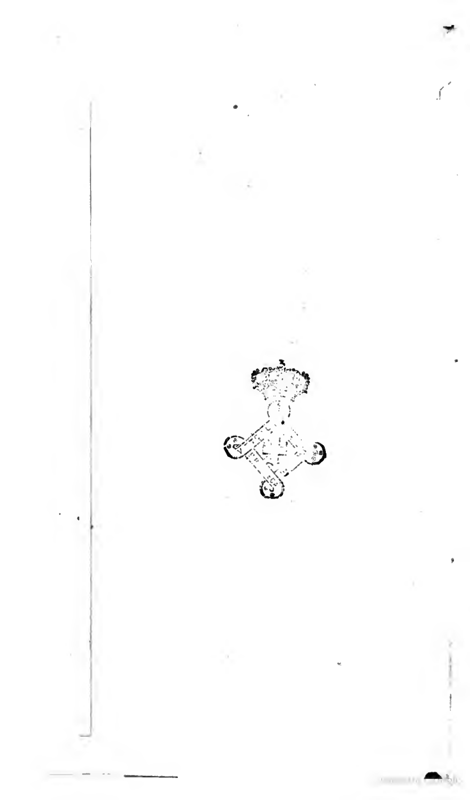
noch einmal schreiend: „Du mußt sterben!“ drang er mit der Partisane auf ihn ein. Ruhig und unerschrocken stand **Wallenstein** da, breitete die Arme aus und empfing vorn in die Brust den Stoß, der seinem Leben ein Ende machte.

Kein Schwert erhob sich für ihn; von allen, die er einst bereichert und erhoben hatte, war keiner, der seinen Tod rächte; Furcht und Entsetzen hatte seine Umgebungen ergriffen. Ungehindert zogen daher die Mörder mit der Leiche, die sie in einen rothen Teppich gewickelt hatten, in das Schloß zurück, und begruben sie nach einigen Tagen mit Illos, Terzkys und Kinskys Leichen in Illos Schlosse zu Mies. Erst späterhin (1536) erwirkte Wallensteins Gemahlin vom Kaiser die Erlaubniß, daß sein Leichnam in der von ihm gestifteten Karthause zu Waltiz bei Gitschin beigesetzt wurde. Nur die Leiche Neumanns, der noch bei der letzten Mahlzeit geäussert hatte, „er wolle seine Hände im östreichischen Blute baden,“ wurde unter den Galgen begraben. Von Wallensteins Anhängern aber, die man an verschiedenen Orten eingezogen hatte, wurden allein zu Pilsen vier und zwanzig hingerichtet. Dagegen wurden die Mörder glänzend belohnt. **Buttler** und **Deveroux** wurden, als sie mit der Nachricht von Wallensteins Ermordung nach Wien gekommen waren, mit Freuden empfangen und mit Gnadenketten und Gütern (aus Terzkys Nachlaß) beschenkt, Buttler über=



L. Wolf del. Buchhorn dir.

*Wallensteins Tod.*



überdieß zum Grafen und Kammerherrn ernannt. Auch Gallas, Gordon, Lesley und alle andern Officiere, die zu Wallensteins Ermordung mitgewirkt hatten, erhielten ansehnliche Belohnungen an Geld, Titeln und Gütern, wozu Wallensteins Besitzungen eingezogen wurden, von denen der Kaiser nur Sagan für sich zurücknahm.

Aber trotz dieser Belohnungen und Bestrafungen konnte der Kaiser dem Vorwurf einer blutigen Gewaltthat nicht entgehen: sein eigenes Gewissen mochte ihn derselben anklagen und bei Mit- und Nachwelt solche Anklage befürchten lassen. Er ließ nämlich, wahrscheinlich um sich selbst zu beruhigen, dreitausend Seelenmessen für die Ermordeten lesen*) und, um die gegen ihn erhobenen Stimmen zu beschwichtigen, eine Bekanntmachung ausgehen, in welcher der Verlauf obiger Begebenheiten ausführlich dargestellt wurde, und gleiche Darstellungen auch an den König von Dänemark, an die Kurfürsten des Reichs und an seine Landshauptleute gelangen**). Und doch äusserte selbst sein

*) Daß dieß geschehen sey, sagt Khevenhiller (Ann. Ferdinand. XII, 1164); aber bei seiner parteiischen Vorliebe für Ferdinand II. gibt er an, es sey geschehen, »um Barmherzigkeit ihren Seelen zu erzeigen, und in der Hoffnung, sie möchten etwa in ihrem letzten Athem Reue und Leid über ihre Sünden gehabt haben.«

**) Khevenhiller XII, 1175.

sein Enkel, Kaiser Leopold I., Zweifel an der Schuldhaftigkeit Wallensteins *). Um so weniger ist es der spätern Nachwelt zu verargen, wenn sie die Wahrheit der Vorwürfe, die dem Ermordeten gemacht werden, in Zweifel zieht. Wohl mochte Wallenstein bei seiner Ehr = und Rachsucht eines meuterischen Planes gegen das Haus Oestreich fähig seyn und bei seiner Leidenschaftlichkeit manches sträfliche Wort gegen den Kaiser ausgesprochen haben **); aber daraus folgt nicht, daß er wirklich damit umging, das Königreich Böhmen an sich zu bringen und das Haus Oestreich in dessen beiden Linien zu stürzen. Auch rührt diese Beschuldigung nicht her von den Schweden, mit denen er deshalb unterhandelt haben soll, sondern sie gründet sich bloß auf die Angabe des Unterhändlers Scesina, der unter großen Versprechungen nach Wien beschieden wurde, um über Wallensteins Verkehr mit den Schweden Auskunft zu geben, und dessen Zeugniß eben deshalb verdächtig ist. Vielleicht bestand Wallensteins Ver-

*) Als Kaiser Leopold I., — erzählt Murr (Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges 2c. Nürnberg 1790, S. 351) zufolge einer alten Handschrift des Rathsherrn Minetti zu Eger, — im Jahre 1673 durch Prag reisete, zeigte ihm daselbst ein Minister den wallensteinischen Palast und nannte ihn das Haus eines Rebellen. Aber Leopold fragte ihn: »Weißt du es für gewiß, daß Wallenstein ein Rebell war?«

**) s. Chemnitz schwedischer in Deutschland geführter Krieg, Th. II, S. 325.

Verbrechen bloß darin, daß er durch sein herrisches Betragen den Kaiser und dessen Hof beleidigte, daß er, ohne den wiener Hof zu befragen, Unterhandlungen mit den Schweden und Sachsen anknüpfte, wozu er jedoch kraft der ihm verliehenen Gewalt befugt war, und daß er endlich, um dem Schimpf einer zweiten Absetzung zu entgehen, durch Verbindung mit Schweden und Sachsen und durch Gewinnung seiner Soldaten mit Gewalt bei seinem Commando sich zu behaupten suchte. War es nun Recht, läßt sich fragen, daß der Kaiser ihn nicht nach Wien ladete, um ihn zu hören? daß er bloß auf die Aussage seiner Feinde ihn verdammte? und daß er ihn, dem er Dank schuldig war, jedem Mordknechte Preis gab? Zur Entschuldigung des Kaisers läßt sich hierauf antworten, daß Wallenstein schon dadurch, daß er sich mit Gewalt in seinem Commando zu behaupten suchte, etwas unternahm, was überhaupt und besonders in den damaligen Kriegszeiten den ganzen östreichischen Staat zerrütten und dem Untergange zuführen konnte; ferner, daß der Kaiser erst dann, als Wallenstein das Heer durch jene Clausel sich verpflichtet und also aus einem östreichischen zu einem wallensteinischen erklärt hatte, Aechtung und Tod gegen ihn aussprach; und daß endlich bei der Nähe der drohendsten Gefahr — denn schon rückten die Schweden herbei, um sich mit Wallenstein zu verbinden und die wichtigen Päſſe von Eger

und

und Ellenbogen zu besetzen, — und bei der Gewalt, die Wallenstein in Händen hatte, nicht auf dem weitläuftigen Wege rechtlicher Formen, sondern nur durch ein plötzliches Zufahren oder durch einen Gewaltstreich gegen ihn verfahren werden konnte. Bedenklich bleibt immer ein solcher Gewaltstreich als eine Verletzung des Rechts, und wahr ist es, man soll Frevel nicht durch Frevel überbiethen; aber ausserordentliche Umstände können ausserordentliche Maßregeln rechtfertigen, und zur Erhaltung des Ganzen muß oft der Einzelne hingeopfert werden.

---



# Inhaltsverzeichniß.

## Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Reformation bis zur französischen Revolution.



(Karls

IV.

Drittes Kapitel: Von dem dreißigjährigen Kriege und dem westphälischen Frieden.



Gra-

## Zweiter Abschnitt.

### Schilderungen einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Reformation bis zur französischen Revolution.

# Zehn Kupfer
zum
# historischen Bildersaal.

**Fünften Bandes erster Theil. Wohlfeilere Ausgabe.**

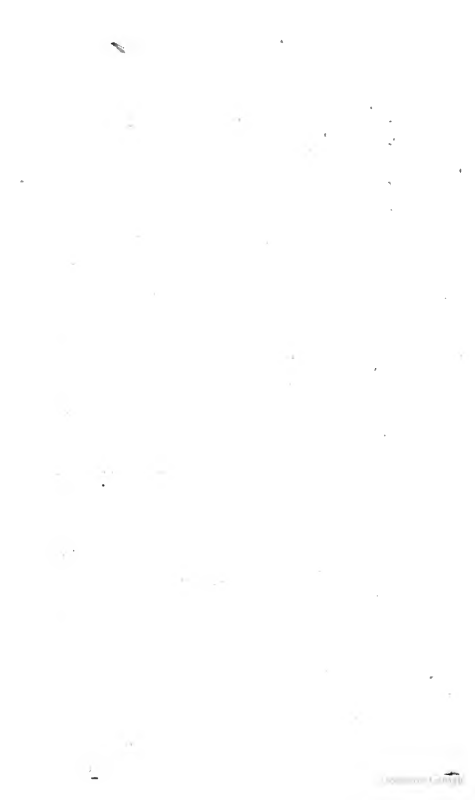
**Nachricht.** Dieser Theil kostet im Pränum. Preis 2 Thlr. 16 Gr. sächs. od. 4 Fl. 48 Kr. rhein., wofür ihn alle frühere Theilnehmer an diesem Werke erhalten.

Tafel I. Luther und Zwingli zu Marburg.
Um die Evangelischen zu christlicher Liebe und festem Zusammenhalten zu vereinigen, hatte der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, die Häupter der Reformation zu einem Religionsgespräch in Marburg vereinigt. Am 2. und 3. Oct. 1519 hatte dasselbe in seinem Schlosse Statt. Luther nebst Melanchthon und Zwingli nebst Oekolampadius, und beide von ihren Freunden umgeben, saßen einander gegen über, an einem Tische, auf welchem Luther mit Kreide die Worte geschrieben hatte: „das ist mein Leib.“ — Auch der hochsinnige Landgraf, den man hier im Hintergrunde sieht, wohnte diesem Religionsgespräche bei.

= II. Kurfürst Johann Friedrich vernimmt die Ankündigung des über ihn gefällten Todesurtheils.
Nachdem der Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich der Großmüthige in der Schlacht auf der Lochauer Heide (am 24. Apr. 1547) gefangen und in das Lager vor Wittenberg gebracht worden war, ließ Kaiser Karl das Todesurtheil über ihn aussprechen. Dieß wurde dem Kurfürsten angekündiget, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzoge Ernst von Braunschweig, Schach spielte. Mit ruhiger Gelassenheit hörte er es an und sagte dann: „Ich glaube nicht, daß der Kaiser so mit mir verfahren wird; sollte er aber meinen Tod fest beschlossen haben, so bitte ich, es mir zu melden, damit ich für meine Gemahlin und Kinder Verfügungen treffen kann.“ Nach diesen Worten forderte er den Herzog Ernst zur Fortsetzung des angefangenen Spieles auf.

= III. Franz I. am Grenzflusse Andaye.
Nach Abschluß des madrider Friedens (14. Jan. 1526) sollte der bei Pavia gefangene König Franz I. die Freiheit wieder erhalten. Er wurde daher unter spanischer Bedeckung an den Grenzfluß Andaye gebracht, dort auf einer Barke, die mitten im Strome stand, gegen seine Söhne ausgewechselt, dann in einer französischen Barke an das Ufer gefahren (18. März 1526). Kaum hatte er dieses betreten, als er ein bereitstehendes Pferd bestieg und voll Freude über die wieder erlangte Freiheit davon sprengte, die Hand über den Kopf schwingend und ausrufend: „Nun bin ich wieder König!“

= IV. Abschied des Prinzen von Oranien und Grafen von Egmont.
Auf Antrieb der Regentin Margaretha waren Oranien und Egmont, begleitet von dem Geheimschreiber Berti und dem Grafen von Mansfeld, zu Willebröck, zwischen Brüssel und Antwerpen, zusammen gekommen (10. Apr. 1567). Oranien sollte durch Egmont, Berti und Mansfeld bewogen werden in den Niederlanden zu bleiben. Aber fest und unerschütterlich widerstand er diesem Ansinnen. Darauf führte er seinen Freund Egmont von jenen beiden abwärts in eine Fensterhalle und redete ihm zu, sich durch schleunige Flucht der spanischen Arglist zu entziehen. Vergebens! Egmont beharrte in dem Wahne, der König Philipp II. werde ihm alles verzeihen und verwilligen. Innigst gerührt umarmte Oranien den verblendeten Freund; beide weinten; sie mußten fühlen, daß sie sich auf immer trennten.



Tafel V. Verhaftung des Don Karlos.
Am 18. Jan. 1568 in der Nacht um 11 Uhr kam der König Philipp II. in völliger Rüstung und begleitet von vielen seines Staatsrathes und seiner Leibgarden in das Schlafzimmer seines Sohnes Karlos. Schon hatten Offiziere dem Bette des Prinzen sich genähert, ihm Dolch, Degen und eine goldne Büchse weggenommen, als derselbe von dem Geräusch erwachend, im Bette sich aufrichtete und rief: „Wer da?" — dann, als er des Königs ansichtig wurde, bestürzt fragte: „Was wollen Ew. Majestät von mir?" — Ruhig antwortete der König: „Du wirst es erfahren!" — kündigte dann seinem Sohne Arrest an und ließ ihn in demselben Zimmer auf das strengste bewachen.

= VI. Die Ermordung des Admirals Coligny.
Bei dem schrecklichen Blutvergießen, das mit dem Namen der pariser Bluthochzeit bezeichnet ist (24. Aug. 1572), war der edle Admiral Coligny eines der ersten und merkwürdigsten Opfer. Ein Deutscher, Namens Beme, drang seinen Genossen, dem Italiener Petrucci und dem Franzosen Sarlabour, vorauseilend, nach Mitternacht um 1 Uhr in Colignys Schlafzimmer. Aufgeschreckt durch den Lärm hatte der Greis das Bette verlassen und stand betend an der Wand. — „Bist du Coligny?" schrie ihm der Mörder zu. „Ich bins und du, junger Mensch solltest Achtung haben für meine grauen Haare." Doch ohne zu antworten stieß ihm Beme das Schwert durch die Brust.

= VII. Heinrich IV. verzeiht dem Herzog von Mayenne.
Als der Herzog von Mayenne, der wüthigste unter den Feinden Heinrichs IV., selbigem nicht mehr Widerstand leisten konnte, suchte und erhielt er Verzeihung. Er reisete daher nach Monceaux, um persönlich seine Unterwerfung dem König zu bezeigen. Er traf ihn in der Steruallee des dasigen Parks, mit Sully spazieren gehend. Hier warf er sich vor ihm nieder, umfaßte dessen Knie und versicherte ihn seiner Treue. Heinrich, der ihm entgegen gegangen war, sobald er ihn sah, umarmte ihn, beeilte sich, ihn aufzuheben, und umarmte ihn dann von neuem.

= VIII. Maria Stuart auf ihrem Todeswege.
Mit der Würde einer Königin und mit der Ergebung einer Heiligen betrat Maria Stuart ihren Todesweg (8. Febr. 1587). Als sie, gekleidet wie an festlichen Tagen, die Zimmer ihres Gefängnisses verlassen hatte, um in den zu ihrer Hinrichtung bestimmten Saal zu gehen, warf sich ihr Haushofmeister, Andreas Melwill, voll Schmerz und Jammer ihr zu Füßen. Sie tröstete ihn, gab ihm Aufträge an ihre Unterthanen und ging dann mit ihren Dienerinnen zu dem Blutgerüste.

= IX. Anfang der Erhebung Gustav Wasa's.
Schon wollte Gustav Wasa Schweden verlassen um Hilfe im Auslande zu suchen, und schon nahete er sich dazu mitten im Winter (1521) der norwegischen Grenze, als ihn in dem Kirchspiele Lima die Boten der Dalekarlier auf ihren Schlittschuhen einholten und nach Mora zurückführten. Von nun an hatte er, was er sehnlich gewünscht hatte, Beistand und Unterstützung, und ehe zwei Jahre vergingen nicht nur die Dänen aus Schweden vertrieben sondern auch die schwedische Krone erlangt. — Seine Abholung von Lima war der Anfangspunkt seiner Erhebung.

= X. Wallensteins Tod.
Aufgeschreckt durch das Toben und Jammern, das er hörte, hatte Wallenstein eben sein Lager verlassen und nach dem Fenster sich hinbegeben, als Hauptmann Deveroux mit mehreren andern in sein Zimmer drang und ihm zuschrie: „Bist du der Schelm, der kaiserliches Volk zu dem Feinde überführen und kaiserlicher Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt du sterben!" Wallenstein antwortete nicht, hob die Arme in die Höhe und empfing so vorn in die Brust den tödtlichen Stoß, der seinem Leben ein Ende machte.

---

## Für den Buchbinder.

Das Kupfer, T. II., wird dem Titel gegenüber gebunden.
Die größte Vorsicht ist beim Binden dieses frisch gedruckten Bandes anzuwenden, da unvorsichtiges Schlagen und Pressen leicht Text, wie Kupfer verderben würde. Diese Kupfererklärung ist nicht zu verwerfen, sondern nach dem Inhaltsverzeichniß anzubinden.

# Verlag

von

# Justus Perthes

in Gotha.

Zum Pränumerations-Preis ist fortdauernd durch alle Buchhandlungen zu haben:

K. F. Lossius moralische Bilderbibel. Zweite Auflage, umgearbeitet von Chr. Ferd. Schulze. 5 Bände mit 74 Kupfern nach Schubert'schen Zeichnungen. gr. 8. 1824.

Präu.-Preis der bessern Ausgabe auf Schreibpap. 17 Thlr. 12 Gr. (31 Fl. 30 Kr.).

— — der wohlfeilern auf Druckpap. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Kr.).

---

Zur Vervollständigung der ersten Auflage von Lossius Bilderbibel ist den Besitzern derselben zu empfehlen:

Geschichte der alten Welt, oder Darstellung der wichtigsten Begebenheiten von den ältesten Zeiten bis zur Stiftung des Christenthums. Von Chr. Ferd. Schulze. gr. 8. (22 B.) 21 Gr. (1 Fl. 35 Kr.)

Dieses Buch ist ein besonderer Abdruck der der zweiten Aufl. der Bilderbibel vorangesetzten historischen Einleitung, die kurz und bündig die hauptsächlichsten Begebenheiten der alten Geschichte bis zur Stiftung des Christenthums, oder bis zu der Zeit, wo der historische Bildersaal anhebt, umfaßt. Es ist deshalb zunächst für die Besitzer der ersten Auflage der Bilderbibel, denen dasselbe als eine wesentliche Zugabe dargeboten wird, bestimmt. Zugleich aber kann dieses Buch, das von der alten Geschichte so viel enthält, als der heranreifenden Jugend von selbiger zu wissen nöthig ist, als ein Ganzes für sich bestehen und beim Jugendunterrichte gebraucht werden. Daß es dieser Absicht entsprechend ist, dafür bürgt nicht blos das kritische Zeugniß eines berühmten Geschichtsschreibers (s. Leipz. Allg. Literatur-Zeitung. 1823. No. 321.), sondern auch die in öffentlichen Schulen wie in Privatanstalten erfolgte Einführung desselben als Lehrbuch.

---

Geschichte des Gymnasiums zu Gotha, dargestellt von Chr. Ferd. Schulze. gr. 8. 1824. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.).

Zur Feier des dritten Jubelfestes des Goth. Gymnasiums (21 Dec. 1824) erschien vorstehendes Werk, das nicht nur über die Entstehung, Fortbildung und gegenwärtige Einrichtung dieser Lehranstalt genaue Auskunft gibt, sondern auch als ein Beitrag zur Ge-

schichte Gotha's und des deutschen Schul- und Erziehungswesens anzusehen ist.

Welche gediegene geschichtliche Darstellung der berühmten Lehranstalt der Hr. Verf. in diesem Buche geliefert hat, darüber haben sich die Stimmen der meisten kritischen Blätter vereinigt.

---

## Geschichte
des
# teutschen Volkes
von
## Heinrich Luden.

Von diesem Nationalwerke urtheilt der Recensent des ersten Bandes in den Heidelberger Jahrbüchern 1826. Nr. 36: „Die klare „Ordnung, in der die Begebenheiten dargestellt sind, die würdevolle „ernste Sprache und der schöne edle Sinn, mit welchem der Hr. Verf. „seinen Landsleuten ihre Geschichte erzählt, müssen bei unserm Volke „den verdienten Beifall und Anerkennung finden, auch wenn alle Theilnahme an der Geschichte des Vaterlandes erstickt wäre. Ja, wäre „dieß der Fall, so müßte dieß Werk sie wecken, und Ref. wünscht, daß „es einen recht großen Kreis von Lesern finden möchte, so wie er überzeugt ist, daß es seine Wirkung nicht verfehlen wird, den Leser zu „belehren und zu erheben."

Der erste und zweite Band sind erschienen, der dritte wird gegen Oster-Messe 1827. dem Publikum übergeben werden können.

Der Ladenpreis für den I. u. II. Band (zusammen 88 Bogen stark) ist auf Velinpapier in gr. 8. 8 Thlr. 12 Gr (15 Fl. 36 Kr.) — auf Druckpapier in gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr. (11 Fl. 42 Kr.) — für den III. und folgenden Bände bestehen die (gegen die Ladenpreise um ¼ niedrigern) Subscript.-Preise für alle Käufer bis kurze Zeit nach Erscheinung eines jeden Bandes fort.

---

AD. STIELER'S HAND-ATLAS über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude, gemeinschaftlich herausgegeben mit C. G. REICHARD. Neueste Ausgabe. 1826. Iste bis IVte Liefer. mit Ister bis IIIter Suppl.-Lieferung. 65 Karten in Folio auf feinstes Velinpapier. Nebst einem Hefte Erläuterungen in 4to.

Preis roh in Blättern: 16 Thlr. (28 Fl. 48 Kr.).
— cartonnirt: 16 Thlr. 12 Gr. (29 Fl. 42 Kr.).

Ein Inhalts-Verzeichniß dieses Hand-Atlas, das besonders ausgegeben wird, enthält die Preise der einzelnen Karten.

---

Schul-Atlas über alle Theile der Erde nach dem neuesten Zustande. Nach Stieler's Hand-Atlas verkleinert. 20 illumin. Karten in Real-Quart. Siebente verbesserte Auflage. 1827. Preis: geheftet 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.).

Supplement-Heft zu diesem Schul-Atlas. 6 illum. Karten 1827. Preis: geheftet 12 Gr. (54 Kr.).

Dieser Atlas zeichnet sich in jeder neuen Auflage die neuesten Berichtigungen aufnehmend, durch Richtigkeit, Correctheit und schönes Aeußere vor allen bisher zu gleichem Gebrauch erschienenen aus. Vorzüglich brauchbar für den geographischen Unterricht macht ihn die strenge, dem Zweck gemäß getroffene Auswahl von Orten und Namen, so daß Ueberfüllung auf den Karten vermieden ist, und diese doch alles dem Schüler zu wissen nothwendige enthalten. Der orographische Theil ist auch in dieser Hinsicht mit besonderer Sorgfalt dargestellt.

Um denselben auch für den Unterricht in höheren Klassen brauchbar zu machen ist das Supplementheft (enthaltend: Australien — die Schweiz — das Europ. Russland — Ost-Indien — West-Indien — die verein. Nordamerik. Staaten) dazu herausgegeben worden, das für den ersten Unterricht überflüssig ist, da die darin dargestellten Theile der Erde auch schon in dem Atlas selbst, nur im kleinern Maasstabe, enthalten sind.

---

Ferner sind nachstehende drei sehr instructiv bearbeitete Bl. in gleichem Format des Schul-Atlas erschienen:

Physische Karte von Europa 1826.
Physische Karte von Asien —
Vorder-Asien u. Nordost-Afrika 1826.
} Jedes Blatt zu 2 Gr. (9 Kr.).

---

Schul-Atlas der alten Welt. Nach Mannert, Ukert, Reichard, Kruse, Wilhelm u. a. bearbeitet. 12 illum. Karten in Real-Quart. 1827. Vierte Auflage. Preis 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.).

*Inhalt* desselben: I. *Orbis veteribus notus.* — II. *Terra inter Euphratem et Indum antiqua.* — III. *Asia minor et Syria.* — IVa. *Palästina et Aegyptus.* — IVb. *Palästina.* — V. *Africa et Arabia.* — VIa. *Graecia, Epirus, Macedonia, Moesia, Thracia.* — VIb. *Graecia.* — VIIa. *Italia superior.* — VIIb. *Italia inferior et Sicilia.* — VIII. *Gallia, Germania et Britannia.* — IX. *Hispania.*

Dieser Atlas der A. W. steht dem Schulatlas der neuern Erdbeschreibung nach Stieler zur Seite, und ist in gleichem Format, gleicher Wohlfeilheit und gleich schönem Aeussern erschienen. Durch die sorgfältigste Bearbeitung wird er den mittlern Klassen der Gelehrten-Schulen ein zureichendes Hülfsmittel beim Unterricht in der Geschichte und beim Lesen der Klassiker darbieten. Auch Liebhabern der alten Geographie, die keinen Atlas in großem Format sich anschaffen, oder neben dem großem sich gern eines von kleinerm Umfang zum Handgebrauch bedienen mögen; wird er willkommen seyn.

Alle Karten beider Schul-Atlasse werden auf den Wunsch mehrerer Unterrichts-Anstalten einzeln zu 2 Gr. abgelassen.

---

Unsere Erde mit ihrem Monde. Ein Beitrag zur allgemeinern Verbreitung der Einsicht in das Weltgebäude, von F. C. A. Gräf.

Diese Schrift, aus 104 Seiten Text in gr. 8., drei großen Folio-Kupfertafeln und zwei kleinern bestehend, kostet desungeachtet nur 21 Gr. (1 Fl. 35 Kr.). Sie behandelt einige der anziehendsten sich uns täglich darstellenden Erscheinungen mit großer Klarheit und Faßlichkeit, so daß sie jedem Gebildeten, und besonders Privatlehrern, so wie der Jugend willkommen seyn wird — man sehe die empfehlende Beurtheilung derselben, in No. 81. der Leipz. Bl. für literarische Unterhaltung. 1826.

---

